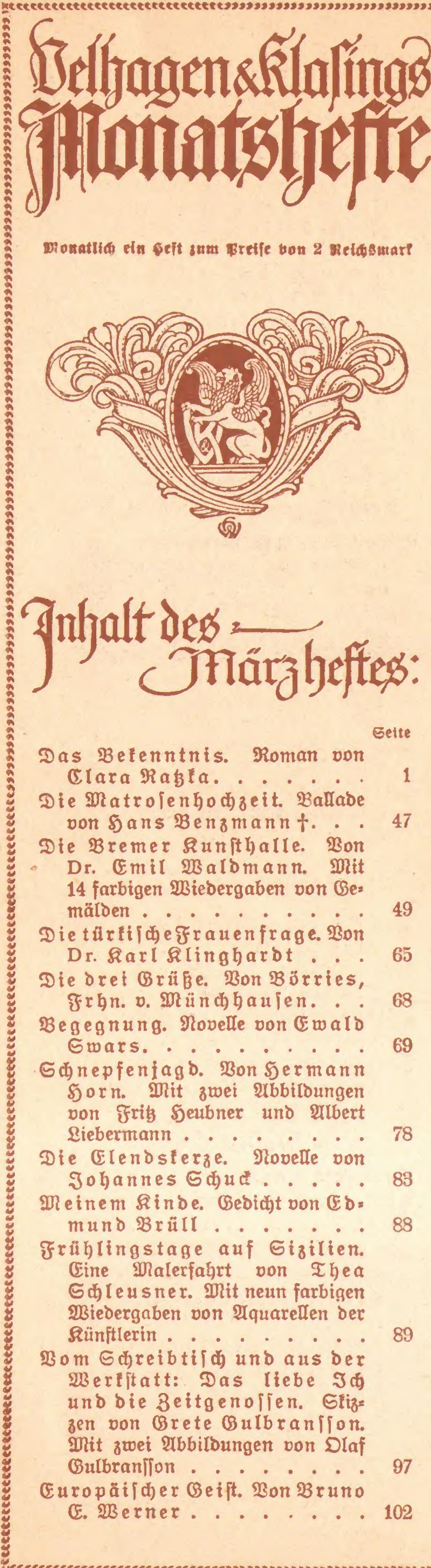
40. Jahrg. / März 1926 / 7. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2 Reichsmark

Inhalt des Märzheftes:

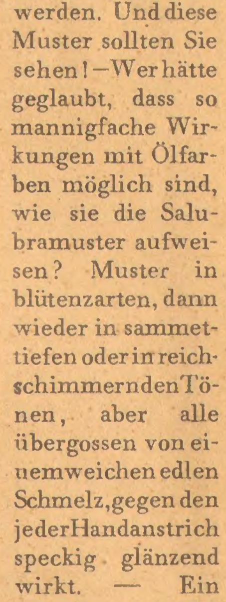
Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

Geschäftliche Anzeigen:

Ölfarbanstrich maschinell aufgetragen.

Die Ölfarbschicht braucht heute nicht mehr von Hand mit einem Pinsel auf die Wand oder Decke gestrichen zu werden. Der Ölanstrich von heute ist viel einfacher, schöner und haltbarer. — Die Maschine walzt die Ölfarbschicht zuerst auf eine pergamentartige Masse, viel regelmässiger und besser deckend als Menschenhände es vermögen. So entsteht ein Wand-Kleid. Es heisst Salubra und wird von jedem Maler oder Tapezierer ohne besondere Vorkenntnisse in einzelnen Bahnen auf die Wand oder an die Decke gebracht. Ein mittelgrosser Raum wird an einem Tage fix und fertig geklebt und ist am nächsten wieder bezugsbereit. Salubra saugt sich in geweichtem Zustande intensiv an das Mauerwerk an und bildet ein unzertrennliches Kleid, das den unvermeidlichen Bewegungen eines jeden Verputzes elastisch standhält und nicht die tausend kleinen Risse und Sprünge bekommt, wie die von Hand gestrichenen Wände. Salubra widersteht deshalb auch länger den Waschungen mit Bürste und Seifenwasser und den Desinfektionen als gewöhnlicher Ölanstrich. — Jede Salubra-Farbe mögen Sie der Sonne aussetzen, solange es Ihnen beliebt. Die Werke garantieren Ihnen schriftlich die Lichtechtheit und Waschbarkeit für fünf Jahre. Für welchen Anstrich erhalten Sie eine gleiche Gewähr? Ohne wesentliche Mehrkosten walzt die Maschine auch drei, vier oder mehr Farben auf, anstatt nur einer. Salubra kann also gemustert werden. Und diese Muster sollten Sie sehen! — Wer hätte geglaubt, dass so mannigfache Wirkungen mit Ölfarben möglich sind, wie sie die Salubramuster aufweisen? Muster in blütenzarten, dann wieder in sammettiefen oder in reichschimmernden Tönen, aber alle übergossen von einem weichen edlen Schmelz, gegen den jeder Handanstrich speckig glänzend wirkt. — Ein Raum von Hand gestrichen in der Art der meisten Salubra-Muster würde Tausende kosten. Salubra fix und fertig an der Wand stellt sich auf M. 1.50 bis M. 2.50 pro Quadratmeter. Salubramuster mit mehrfarbigen Anwendungs-Beispielen für alle Raumgattungen (samt Bezugsquellen aus Ihrer Nähe) kostenlos.



Salubra A G., Grenzach 22 (Baden)

Salubra-Muster, Anwendungsbeispiele, Preise und Bezugsquellen erbeten.

Name: ....

....

Adresse: ....

....

....

Drucksache

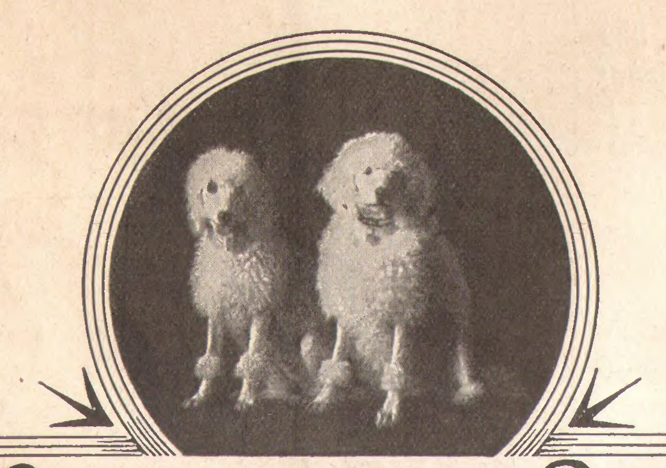
—

Salubra A.G.

Grenzach 22

(Baden)

Angewendet:	
Im neuen königlichen Palast in Barcelona; in den Gemächern der Königin von Italien, Villa Savoy, im Bundespalast in Bern, im Reg.-Palast in Montevideo, in vielen fashionablen Hotels: Nassauer Hof, Wiesbaden, Dom-Hotel, Köln, Vier Jahreszeiten, Hamburg, Suvretta House, St. Moritz, Hotel National, Luzern, etc., etc.	Bei den 4000 qm Wandflächen, bei welchen in Frage kam, ob Salubra oder Ölanstrich angewendet werden sollte, stellten sich bei den Erhebungen die Kosten des Ölanstrichs um 2000 Mark höher als die der Salubra. Dabei ist der Ölanstrich nicht so haltbar als die Salubra und beim Abwaschen leidet das Muster des Ölanstrichs in Glanz und Farbe. (gez.) Städt. Krankenhaus, Karlsruhe.




„Grammofox"
DIE STIMME SEINES HERRN
Eingetragene Schutzmarken
Sämtliche
Symphonien von Beethoven
und viele andere klassische und moderne Orchesterwerke
von Berlioz, Brahms, Bruckner, Haydn, Liszt, Mahler, Mozart, Schubert,
Schumann, Strauss, Strawinsky, Tschaikowsky u. a unter Mitwirkung
weltberühmter Dirigenten und allererster Orchester
(Verlangen Sie unseren Sonder-Katalog)
MOZART
„Eine kleine Nachtmusik"
2 doppels Platt. • Best.-Nr 69826/27
Dirigent: OSKAR FRIED
RIMSKY-KORSAKOW
„Scheherazade" Suite Symphonique
3 doppels. Platt. • Best.-Nr. 66067/69
Dirigent: DIRK FOCK, Wien
Gespielt von der Kapelle der Staatsoper, Berlin
RICHARD STRAUSS
Eine Alpen-Symphonie
Symphonische Dichtung, op. 64. 5 Platten. • Best.-Nr. 69803–07
Dirigent: OSKAR FRIED
Die hervorragenden Geigenvirtuosen
ERICA MORINI • VAŠA PŘIHODA
Adolf Busch / Mischa Elman / Carl Flesch / Josef Joachim
Kreisler / Kubelik / Sarasate / Szigeti und andere
Die lautstarke Tanzplatte
Nach neuestem Aufnahmesystem • Plastisch und lautstark
gespielt von
PAUL GODWIN und EFIM SCHACHMEISTER
Alles hören Sie in vollendeter Wiedergabe auf Schallplatten
mit der Schutzmarke
„Grammophon"
in allen offiziellen Verkaufsstellen der
DEUTSCHEN GRAMMOPHON-AKTIENGESELLSCHAFT
Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H. Berlin W. 8, Friedrichstr. 189 u. W. 50, Tauentzienstrasse 13, Ecke Rankestr.
(gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche). Breslau, Gartenstrasse 47.
Düsseldorf, Königsallee 38/40. Elberfeld, Herzogstrasse 30. Essen, Kornmarkt 23.
Kiel, Holstenstr. 40. Köln a. Rh., Hohe Str. 150. Königsberg i Pr., Junkerstr. 12.
Leipzig, Markgrafenstrasse 6 (im Hause Polich). Nürnberg, Königstrasse 63.
Wien I, Graben 29a (Trattnerhof II) und Getreidemarkt 10
D G A
POLYDOR
Auslands- Schutzmarke




60-jährige Erfahrung
Ist bei Verwendung bester Materialien, Malzextrakt, Cacao, frischer Milch und frischen Eiern verwertet worden zur Herstellung unserer in Wirkung und Wohlgeschmack unerreichten Kraftnahrung Ovomaltine. Der sehr hohe Milchgehalt gestattet die allereinfachste Zubereitung, ein Lösen des Trockenpräparates in einer Tasse heißen Wassers.
HAUSSMANN DARMSTADT
DR WANDER'S
OVOMALTINE
Die Quelle der Kraft für geistige Arbeit:





Alle Musikinstrumente, Sprechapparate
geg. kl. Anzahlg. u. kl. Raten. Gr. Katalog gratis.
Fritz Gottschalk, Köln/Rh. Nr. 31, Luxemburgerstr. 31.

Seit 35 Jahren

bewährt ist unser **Apotheker W. Ullrichs Baldrianwein,** für den wir jetzt vom Reichspatentamt den Namen

Baldravin

haben schützen lassen, um ihn von den vielen minderwertigen Nachahmungen zu unterscheiden. Nachahmungen sind immer ein Lob für das Original. Seine Wirkung bei Nervosität, Schwindelanfällen und Schlaflosigkeit bleibt die gleiche, vorzügliche. Um sich vor Nachahmungen zu schützen, verlange man ausdrücklich ☛ **Baldravin.**

Zu haben in Apotheken und Drogerien.

Wo nicht erhältlich, weisen wir Verkaufsstellen nach.
Otto Stumpf A.-G., Chemnitz.

Steuern Sie den Gefahren der
Fettleibigkeit
durch den Punkt-Roller

Mit diesem Punkt-Roller D.R.P. u. D.R.G.M. beseitigen Sie das überflüssige Fett gerade an den Stellen, wo Sie es entfernt haben wollen, z.B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern oder Waden. Der Punkt-Roller mit seinen zahlreichen weichen Kautschuksaugnäpfchen wirkt auf die Fettpartien so intensiv, daß dieses Fett in kurzer Zeit verschwindet und festes Muskelfleisch zurückbleibt. Das in den Fettschichten sehr träge zirkulierende Blut wird durch den so präzis wirkenden Punkt-Roller zur schnelleren und kräftigeren Tätigkeit gezwungen, wodurch das Fett gelöst und durch das Blut aus dem Körper befördert wird.

Die Gefahren, welche die Fettleibigkeit allmählich für die Gesundheit nach sich ziehen, z.B. Herzschwäche Aderverkalkung, Gicht, Zuckerkrankheit, Schlaganfall usw. sind zu bekannt, um näher darauf einzugehen.

Wir senden Jhnen den Punkt-Roller auf Wunsch 5 Tage zur Probe, damit Sie ihn zu Hause versuchen und selbst beobachten können, wie Sie das überflüssige Fett auf diese neue, bequeme und natürliche Art lösen können. Dieser Versuch kostet Sie keinen Pfennig, wenn Sie nicht absolut zufrieden sind.

Preis des Punkt-Rollers
Mk. 12.50 u. 80 Pfg. Porto.
Weitere Ausgaben entstehen nicht.

Achten Sie im eigenen Jnterresse auf Nachahmungen u. weisen solche zurück.

Punkt-Roller zu beziehen durch
Fabrik orthopäd. Apparate
L. M. BAGINSKI
Berlin-Pankow 40
Hiddenseestr. 10
Fernsprecher Pankow 1705, 1706, 1707.
Postscheck-Konto Berlin 11983

Punkt-Roller
Schutzmarke
Punkt auf der Stirn

Was sagen die Ärzte über den Punkt-Roller:

Dr. med. H. prakt. Arzt in B.: Jch habe in der letzten Zeit eine Reihe von fettleibigen Personen erfolgreich mit dem Punkt-Roller behandelt. Die Kranken nahmen nicht nur erheblich an Gewicht ab – in 2 Fällen über 3 Pfund pro Woche – sondern sie waren mit der Anwendung des Apparates ganz andere Menschen geworden; sie fühlten sich frischer und konnten ihrer Arbeit, ohne die sonst so schnell eintretende Ermüdung nachgehen. Jch bin mit Jhrem Apparat sehr zufrieden.

Dr. med. W. prakt. Arzt: Wenn der Apparat Punkt-Roller systematisch mehrere Wochen nach Vorschrift angewendet wird, verspricht er glänzende Erfolge. Er ist deshalb zur Therapie der Adipositas (Fettsucht) ganz besonders warm als das beste neuzeitliche Mittel zu empfehlen.

Dr. med. Sch. Arzt in S.: Jhr Punkt-Roller hat sich mir in der Praxis in den bisherigen Fällen zu meiner und meiner Patienten vollster Zufriedenheit bewährt.

Ob. Stabsarzt Dr. B. in B.: Der Punkt-Roller ist als eine sehr glückliche Erfindung zu begrüßen. Er ist ein Massageapparat, der allen ärztlichen Anforderungen entspricht.

San. Rat Dr. med. K., Leiter d. Kuranstalt A.: Der Punkt-Roller übt eine ganz vorzügliche Wirkung aus. Die Kautschuksaugnäpfchen desselben wirken auf die Gewebezellen blutüberfüllend.

Chefarzt Dr. med. L. in Sch.: Man kann durch Punkt-Roller das überschüssige Fett an den Stellen beseitigen, wo es am lästigsten ist, z.B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern, Schenkeln oder W… Durch Kräftigung der Muskulatur infolge dieser … sage schwindet auch das sogen. Faulfett, d… fliessende Blut wird in schnellere Zirkulat… der gesamte Stoffwechsel wird ge…

Facharzt Dr. med. P. in W.: Jedenf… Apparat sehr zufrieden, der in g… sich in vielseitigster Ver…

General-Oberarzt D… drehende Gumm… kungen besit… fortgesetzt… diese an… wechs… der… H…

Bestellschein: Senden Sie mir 1 Punkt-Roller.
(Per Nachnahme) Jch habe das Recht den Apparat in 5 Tagen zurückzusenden und Sie schicken mir Mk. 12.50 sofort zurück.

Name .... Ort .... Straße .... Nr. ________

Der Punkt-Roller ist ferner zu haben in:

Berlin in allen Filialen der Fa. M. Pech A.G., Breslau bei Petschi Ohlauerstr. 82 u. M. Pech A.G. Schmiedebrücke 12, Danzig Kneißl Stadtgraben 5, Dresden Freisleben Postplatz und M. Pech A.G. Marschallstr. 2, Düsseldorf M. Pech A.G. Schadowstr. 47, Frankfurt a.M. Dröll Kaiserstr. 42, Hamburg Bolte Rathausstr. 8. Hannover Müller Grupenstr. 5, Köln a. Rh. Neumann & Cie Minoritenstr. 21a und M. Pech A.G. Hohestr. 15, Leipzig Sanitas Peterssteinweg 18, München Stiefenhofer Karlsplatz 6, Wiesbaden Stoß Taunusstr. 2, Wien Stejskal Josefsstädterstr. 5, Prag Waldeck & Wagner Vaclavské nam. c. 17. Zürich Lüneburg Rathausquai 4. Posen Prusiewicz ul. Przecznica 11a.





Blockhaus Entw. Prof. Albin Müller, Darmstadt

HOLZHÄUSER

Nord. Blockhäuser / Deutsche Holzhäuser

CHRISTOPH & UNMACK A.G.

Abt. Holzbau **NIESKY O.-L. 55**

Ältestes und grösstes Werk für Holzbauten

Zitza VOLLMILCH

Zitza SAHNE

Zitza

Zitza

Thusnelda-Kakao

Thusnelda EXTRAFEIN

Thusneld ZART

Thusnelda NAPOLITAINS

usnelda

ZITZA-WERKE ✻ ZEITZ

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg/Thür. ⋆ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe.
Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. Ch. Wiedemann. ADT

Mädchen-Landerziehungsheim Schertlinhaus in Burtenbach b. Augsburg.
500 m ü. d. M. (Südbayern), gegr. 1895.
1. Mädchen-Lyzeum, 6 Klassen. Reifezeugnis. Kleine Klassen. Nur Internat. Eintritt jederzeit. Beginn des neuen Schuljahrs nach Ostern. 3½ ha Gärten, Spielplätze, Parkanlagen, Turnhalle, Schwimmbad. — 2. Haushaltungs- und Gartenbauschule für Töchter gebildeter Stände. Eintritt 1. April u. 1. Oktober. Geprüfte Lehrkräfte. Kleine Schule. Nur ca. 20 Schülerinnen. Illustrierter Prospekt und Referenzen auf Wunsch.
Leitung:
Direktor Ernst Zech, Pfarrer i. R. und Frau Luise Zech geb. Mehl.

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.

Dresden-A. Goethe-str. 12 **Sophie Voigts Töchterheim**
verbund. mit höh. Koch-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule. Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

Eisenach ⁎ **Töchterheim Brons,** Haushaltungs-schule.
Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch Marianne Brons.

Eisenach Bismarck-strasse 14. **Töchterheim Feodora**
staatlich anerkannt. Prospekt und Arbeitsplan von Vorsteherin Fr. M. Bottermann. ADT

Estavayer am Neuenburger See **Schweiz** Luftkur. (Seebäder) | **Töchterpensionat** v. Frau Pfarrer Monnerat. Französ., Engl., Ital. Musik. Haushalt, Kunstarb., Familienleben.

Garmisch-Partenkirchen Töchterheim Ziegra.
Erstkl. Institut. Prosp. durch d. Leiterin: Frau Anne-Lise Ziegra.

Goslar-Harz Töchterpensionat Dettmer im 3 Morgen gr Park mit Tennispl. Sorgf. Unterr in Haush., Wissensch., Kunstgewerbe. Beste Verpfl. bei niedr. Preis. Näh. durch Prosp.

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, wissenschaftl., hauswirtsch. Ziel: Frauenlehrjahr. Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg Töchterheim ABEL. In vornehmer Geg gel eig. Villa. Sorgf. Erlern. d. Haush. — Wissensch. u. gesell Weiterbildung. Säuglingspflege. — Eig. Spiel- u. Tennispl. direkt am Walde.

Bad Harzburg Töchterh. Villa Mansfeld. Gegr. 1910. — Tel. 382.
Haus ersten Ranges. Herrl. Gartenlage. Aller Komfort, Sport. Ausführl. Prosp. geg. Doppelporto. Frau Dr. Rensch.

Lausanne- Signal, Schweiz. ⋆ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes Pflüger et Vine.

Montreux-Clarens Virginia-College
Töchterpensionat. Erstklassig. Prospekt i. Mark.

ROUGEMONT Mädch.-Pens. Kurse v. 3-6 Monaten f. Sprache, Handel, Musik, Tänze, Reitk.
a. d. Montr.-Oberl.-Bahn ⋆ 1010 m ü. M. Pr. v. Frcs. 130.— monatl an. Aerztl. empf. Aufenth f. Blutarme. Sport. Ref. u. Prosp. d. Dir S. Saugy.

● **Teufen** (Schweiz) St. Gallen Appenzell **Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut I. Ranges** ●
mit Fortbildungs-, Handels-, Hauswirtschafts- und Gymnasial-Abteilung. — Körperkultur. Charakterbildung. Erholung. Familienleben. Eigene Landwirtschaft.
● Spezialabteilung für Mädchen unter 13 Jahren. ●

Thale a. Harz ⋆ **Töchterheim Lohmann.**
Gegr. 1902. Gedieg. wissenschaftliche, hauswirtschaftl. u. gesellschaftliche Fortbildung. Herrl. Wald- u. Gebirgslage. Prospekt.

Weimar ⋆ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park.
Prosp. mit Referenzen durch Dr. Curt Weiss u. Frau.

Wernigerode Töchterheim Thamm. Gegr. 1914. Tel. 671. Erstklass. Pens. Ausbildg. in Haush u. gesellsch. Formen. For bildg. in Wissensch., Handarb., Musik, Turnen, Sport. Villa a. Walde. Beschr Anzahl. I Ref. Prosp.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Ingenieurschule
Technikum Altenburg · Th ·
STAATSKOMMISSAR
Maschinenbau · Automobilbau · Elektrotechnik
Preisw. Verpfl. im Stud. Casino Progr. auf Wunsch

RACKOW-Schulen

Begründet zu Berlin 1867. — Bisherige Besucherzahl 211 000. **Berlin W.**, Wilhelmstr. 49, **Berlin C**, Alexanderstr. 50, **Charlottenburg**, Tauentzienstr. 1, **Dresden**, Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.**, Zeil 121, **Hamburg**, Glockengiesserwall 19, **Hannover**, Sophienstr. 6, **Köln**, Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg**, Bismarckstr. 4, **Stettin**, Bismarckstr. 6 (Jänke)
Jahres- u. Halbjahrs-Lehrgänge z. Vorbereitung f. den allgemeinen u. höheren kaufmänn. Beruf.
Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- u. Einzelunterricht): **Buchhaltung, deutsch. und fremdsprachl. Schriftverkehr, Stenographie, Maschinenschreiben usw.** Prospekt und Auskunft frei.
Rackows kaufmännische Privatschulen

Cassel ⋆ **Blunck's Privat-Handelsschule**
Semester-Beginn: April u. Okt. Werbeschr. d. d. Schulleitung.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Abteilungen:
A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
C Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsf. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt
Erfurt. Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Gnadau bei Magdeburg **Evg. Brüdergemeine**
Höhere **Mädchenschule** und **Lyzeum** (mit zwei Schülerinnenheimen auf dem Lande).
Oberlyzeum neuen Stiles (mit Schülerinnenheim)
Abiturientenprüfung vermittelt die gleiche Berechtigung wie das Oberrealschulabiturium. ⋆ Sorgfält. Charakterbildg. a. christl. Grundlage. ⋆ Grosse Gärten u. Spielplätze. W Hafa, Direktor.

Godesberg/Rhein u **Herchen/Sieg. Evangelisches Pädagogium.** Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Dir.: Prof. O. Kühne. Anfragen nach Godesberg erbet.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Neuzeitliche *Ingenieur-Ausbildung*
Technikum Hainichen i. Sachsen

Halle/S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Welche Sorgenkinder
gehören in die Anstaltserziehung? — Verlangen Sie den Prospekt der **Wichern-Stiftung**
Hamburg 26. Evangelische Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7—21 Jahren. Pädagogium mit Realschule und Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

Technische Oberschule Hildburghausen
Staatliche höhere Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik. Studiendauer 6 Semester.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. Dir. Gerst. Fernr.: Rudolst. 185.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

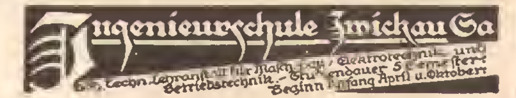
Das Alumnat des Realgymnasiums Lüben (Schles.)
nimmt gesunde Kinder mit einwandfreier Schulvergangenheit in gute Erziehung auf. Die Schule ist im Schuljahr 1926/27 von U II bis O I Realgymnasium alten Stils, von VI bis O III Reformrealgymnasium, u. zwar in VI bis IV mit Englisch, in U III und O III mit Französisch als erster Fremdsprache. Auskunft und Prospekt durch den Studiendirektor des Realgymnasiums.

Erziehungsheime der Hoffbauer-Stiftung
Potsdam-Hermannswerder 15
Säuglingsheim, Kindergarten, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils (Univ.-Reife). **Frauenschule** mit staatlichen Berechtigungen.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.



St. Gallen - Institut Dr. Schmidt 740 m ü. M. gegr. 1889
(SCHWEIZ) ★ f. Knab. u. Jüngl. Vorbereit. f. d Hochsch. (Matura) u. f. d. kfm. Praxis. Mod. Sprachen. Sorgf. Erzieh. Grdl. Unterr.



Empfohlene Hotels u. Pensionen

Basel ★ Park-Hotel Bernerhof Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. **G. Malzet-Hertenstein,** Bes.

Berchtesgaden ★ **Haus Geiger.**
Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer **F. Geiger.** Tel 26. Autogaragen.

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Brunnen *a. Vierwaldst. See.* Hotel u. Pension **Hirschen.** Direkt am See. Prachtaussicht. Selbstgef. Küche. Neu renov. Das ganze Jahr geöffnet. Bes. **A. Frei-Surbeck.**

Schlossgut Fahrenbach ★ **Fremden-Pension**
b. Wunsiedel i. Fichtelgebirge, 630 m hoch, auf herrl. Vorhöhe de Kösseine. Vornehm. ruhiger Aufenthalt. Das ganze Jahr geöffnet. Wunderbare Spaziergänge mit herrlichem Rundblick. Ozonreiche Luft. Im Winter bestes Sportgelände. (Ski, Rodel, Eiweiher), 100 ha eigener Gutsbetrieb, eigene Jagd. Fischweiher und Geflügelzucht. Pensionspreis Mk. 5.50. Prospekt gratis gegen Rückporto.

Innsbruck **Hotel Tyrol** Vornehmes Familienhotel

Lausanne · **Modern-Hotel Jura-Simplon. Deutsches Haus,** beim Bahnhof rechts. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Restaurant. Pension von frcs. 12.— an. Besitzer: **B. Bisinger,** Reichsdeutscher.

Luzern ★ **Hotel Beau-Rivage.**
Modernisiert, beim Quai. Pens. v. 16 Frs., Hochsaison v. 18 Frs. an. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v. 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger,** Bes.

Luzern ★ **Hotel du Lac** Nähe Dampfschiff, Bahnhof u. Post. Fliess. Wasser. Privatbäder. Restaurant. Flora-Garten. Vollständ modernisiert. **H. Burkard-Spillmann,** Direktor.

Montreux ★ Grd. Hot. **EDEN.**
Bestbekanntes, von Deutschen bevorzugtes Haus, am See, neben Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard.**

Rom HOTEL VICTORIA
Erstklassiges Familienhotel.

Schierke (Oberharz) ★ **Hotel Waldfrieden.**
Behaglicher Aufenthalt für Sport- u. Erholungsuchende. Fliess. Wasser. Solide Preise. Autohallen. Fernspr. 6. **C. Schinke.**

Weggis *Vierwaldst. See* ★ **Park-Hotel.** Erstes Haus am Platze. Fliess. Wass. i. d. Zimmern. Appartem. m. Bad. Gross. Park am See Strandbad. Tennis. Pens. von Frs 12.50 an.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**
Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich aller Nebenausgaben von Mk. 9.— ab. Jahresbetrieb!
F. 38. 6338. 6339. **Theodor Schäfer.**

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat.

Bayreuth **Kurhaus Mainschloss**
Sanatorium für Nerven- und innere Leiden; physik.-diät. Kuranstalt. Hofrat Dr. Würzburger.

Berlin · Kuranstalten Westend vorm. Dr. Weiler — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: Psychotherapie. Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

Bad Blankenburg Thüringerwald **Waldsanatorium Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Braunlage im Oberharz. **Sanatorium Dr. Barner** Das ganze Jahr geöffnet. Tel.: 8 u. 12.
Sanitätsrat Dr. Barner. Dr. Fritz Barner.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Phys.-diätet. Heilanstalt f. Leicht- u. Schwerkranke. Prospekte. Tel. 2150. Chefarzt Dr. Loebell.

Dresden = Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Erdmannshain b. Naunhof, Bez. Leipzig. Ärztlich geleitetes **Erholungsheim**
herrlich a. Walde gelegen, i. klimatisch denkbar günstigster Lage, bietet Erholungsbedürftigen jeder Art u. leicht Nervenkranken bei reichl. Kost u. streng individueller Behandlung beste Aussicht auf rasche Kräftigung. Entziehungskuren von Morphium, Cocain usw. Ganjährig geöffnet. San.-Rat Dr. F. Lehmann.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Biellngs **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.



Kuranstalt GLOTTERBAD, Oberglottertal, südl. bad. Schwarzwald. Physikal.-diätet. Kurmittel. Eig. grosse Waldungen u. Landwirtsch. 127 ha. Ärzte: Dr. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanat.). Prospekte durch die Direktion.

Kurfürstenbad „Godesberg"
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat Dr. Staehly. Direktor Butin.

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna

Bad Harzburg **Sanatorium Sophienhöhe**
für Nervenkranke, innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt Dr. Görlitz.

Hedemünden a. d. Werra **Sanatorium**
für Nervenkranke. Prof. Dr. Eichelberg.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat Dr. C. Römer.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **Kuranstalt Ilten** b. Hannover, für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross. eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Vier Ärzte Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Aerztl. Leiter: Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.

Neuemühle b. Cassel **Sanatorium**
für Nerven- u. Gemütskranke. Entziehungskuren.
Dr. Otto Brunner. Dr. Gustav Brunner.

Haus Rockenau bei Eberbach/Baden. Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden. Telephon: Eberbach 4.
Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren, d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Morphium und anderen narkot. Mitteln, Alkohol, Schlafmitteln etc. führten. Offene Anstalt. Dr. Fürer.

Rockwinkel · Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke
bei Bremen. Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. Dr. Benning.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: Dr. med. E. Awe.

Sülzhayn im Süd-harz. / **Sanatorium „Kurhaus"** für Leicht-Lungenkranke.
Erfolgreiche Winterkuren. Ärztl. Leitung Dr. med. Elschner, Facharzt für Lungenkr. Näheres Prosp. Teleph. Ellrich 15.

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Wehrawald
b. Todtmoos, bad Schwarzw., 861 m ü. M. Höchstgel. Privatheilanst. Deutschlands f. **Lungenkranke.** Leit. Arzt: Dr. K. Kaufmann.

Wiesbaden **Sanatorium Dr. Arnold**
für Magen-, Darm-, Zucker-, Stoffwechsel- und innere Kranke. Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffn. Dr. med. Julius Arnold.

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's
Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: Pädagogium, höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. Jugendheim, ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

Kindersanatorium Zell-Ebenhausen · Isartal b. München 700 m hoch
Klinisch geleitete Kuranstalt für erholungbedürftige und chronisch kranke Kinder. Unterricht. Prof. Dr. Erich Benjamin.

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

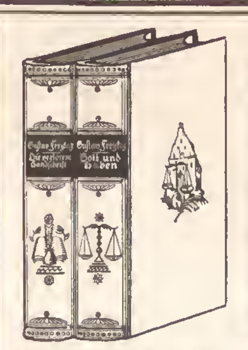

Jung ist-
wer schlank ist
und schlank ist der, welcher den lästigen Fettansatz zu verhindern sucht. Diese Fähigkeit besitzt der Tee in hohem Maße, wohl verstanden ein guter Tee wie
Tee
TEEKANNE


Zur Fußboden-Pflege
Globus-Wachs-Beize
zum Anfärben u. zur Pflege von rohen, gestrichenen od. gefirnißten Holzfußböden, Treppen u. dergl.
← nur
Globella Bohnerwachs
fest u. flüssig
für Parkett, Linoleum usw.
Fritz Schulz jun. A-G, Leipzig


SOENNECKEN
IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE
Aus einzelnen Abteilen zu beliebig grofsen Schränken zusammensetzbar
*
Ausführliche Prospekte auf Wunsch
In einschlägigen Geschäften zu beziehen
*
F. SOENNECKEN · BONN
BERLIN, Taubenstr. 16–18 · LEIPZIG, Markt 1


NSU
FAHRRÄDER
In Konstruktion und Ausstattung der Höchststand einer auf praktisch wissenschaftlicher Forschung fussenden Fahrrad-Technik. Wichtige Teile wie Tretlager, Steuerung, Naben und Pedale haben nachstellbare Tragkugellager. Diese erfordern ein Drittel weniger Kraftaufwand gegenüber den üblichen Konus-Kugellagern. Dadurch ist eine wesentlich längere Lebensdauer um ein Vielfaches garantiert.
NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G. NECKARSULM


WICHTIG FÜR AMATEURE!
ELEPHANT-TONBAD
WUNDERVOLLER SEPIATON IN NUR 7 MINUTEN
FÜR GASLICHTPAPIERE
KRAFT & STEUDEL · FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE · DRESDEN 21


Soll und Haben


Die Ahnen
1
Die Ahnen
2

= Deutsche Bücher =

empfohlen von den Verlegern

Meyers Klassiker-Ausgaben

Kritische Bearbeitung / Holzfreies Papier / Schöne Ausstattung

	Bde.
Arnim, herausg. von A. Schier	3
Brentano, hrsg. von M. Preitz	3
Bürger, hrsg. v. A. E. Berger	1
Byron, herausg. von Fr. Brie	4
Chamisso, hrsg. von H. Tardel	3
Die Edda, hrsg. von H. Gering	1
Eichendorff, hrsg. von R. Dietze	2
Freiligrath, hrsg. v. P. Zaunert	2
Geibel, hrsg. von W. Stammler	3
Gellert, hrsg. v. A. Schullerus	1
Gogol, herausg. von A. Luther	2
Goethe, hrsg. von R. Petsch. 18 Bände; im Erscheinen	
Grabbe, herausg. von A. Franz und P. Zaunert	3
Grillparzer, hrsg. v. R. Franz	5
Gutzkow, hrsg. von P. Müller	4
Hauff, hrsg. von M. Mendheim	4
Hebbel, hrsg. von F. Zinkernagel	6
Heine, hrsg. v. E. Elster. Kleine Ausgabe	4
Herder, hrsg. von Th. Matthias	5
Hoffmann, herausg. von V. Schweizer und P. Zaunert	4
Hölderlin, herausgegeben von H. Brandenburg	2
Homer, Ilias | übersetzt v. J. H. Voß	1
— **Odyssee** | hrsg. v. P. Brandt	1
Immermann, herausg. von H. Maync	5
Jean Paul, hrsg. v. R. Wustmann	4
Keller, hrsg. von M. Nußberger	8
Kleist, herausg. von E. Schmidt	5
Körner, hrsg. von H. Zimmer	2
Lenau, hrsg. von C. Schaeffer	2
Lermontow, hrsg. v. A. Luther	1
Lessing, hrsg. v. G. Witkowski	7
Ludwig, hrsg. v. V. Schweizer	3
Luther, hrsg. von A. E. Berger	3
Meisterwerke der russischen Bühne, hrsg. von A. Luther	1
Mörike, hrsg. von H. Maync	3
Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock, hrsg. von G. Holz	1
Novalis, in Vorbereitung	
Platen, in Vorbereitung	
Puschkin, hrsg. von A. Luther	2
Reuter, hrsg. v. W. Seelmann	7
Rousseau, Bekenntnisse, übersetzt von L. Schücking, herausg. von K. Wolter und H. Bretschneider	2
Rückert, hrsg. von G. Ellinger	2
Saltykow, Geschichten von A. Luther	1
Scheffel, hrsg. von Fr. Panzer	4
Schiller, herausg. von Ludwig Bellermann. Kleine Ausgabe	9
— Große Ausgabe	15
Shakespeare, Schlegel-Tiecksche Übersetzung, herausg. von A. Brandl	10
Sophokles, Tragödien, übersetzt von J. J. Chr. Donner, herausgegeb. von P. Brandt	1
Storm, hrsg. von Th. Hertel	6
Tieck, herausg. von G. L. Klee	3
Turgenew, Novellen, herausgegeben von A. Luther	1
Uhland, hrsg. von L. Fränkel	2
Wieland, hrsg. von G. L. Klee	4

Jeder Band in Leinen geb. 4.25 M. / in Halbleder geb. mit Goldoberschnitt 7.50 M.

Sonderdrucke in Liebhaberbänden

Goethes Epen. Von Ewald A. Boucke. In Leinen . . 3.50 M.
— In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . . 6.20 M.

Goethes Faust. Von Robert Petsch. In Leinen . . . . 6 M.
— In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . 8 M.

Goethes Gedichte. Von Ewald A. Boucke. In Leinen 4.50 M.

Goethes Gedichte. In Halbleder-Prachtbd. m. Goldschnitt 7.50 M.

Goethes Italienische Reise. Von Robert Weber. In Leinen . . . . 5.50 M.
— In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . 8 M.

Goethes West-östlicher Divan nebst den Noten und Abhandlungen. Von Rudolf Richter. In Leinen . . . . 4 M.

Goethes West-östlicher Divan In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . . 6.50 M.

Scheffel, Ekkehard. Von Friedr. Panzer. In Leinen . 4.50 M.
— In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . . 7.50 M.

Schillers Gedichte. Von Ludwig Bellermann. In Leinen 3.80 M.
— In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . . 6.50 M.

Memoiren und Briefe

Alexander v. Humboldts Natur- u. Kulturschilderungen. Ausgewählt von Karl H. Dietzel. Mit 8 Tafeln und 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband 3.50 M.
— In Halbleder gebund. 6.50 M.

Der Alte Kaiser. Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I. Ausgewählt von Karl Pagel. Mit 8 Tafeln und 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband 4.50 M.
— In Halbleder gebunden 8 M.

Königin Luise. Briefe und Aufzeichnungen. Ausgewählt von K. Griewank. Mit 3 Tafeln u. 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband . . . . 4.80 M.
— In Halbleder gebund. 8.50 M.

Moltkes Briefe. Ausgewählt von W. Andreas. Mit 6 Tafeln und 2 Schriftproben. 2 Bände. In Liebhaber-Leinenband 10 M.
— In Halbleder gebunden 18 .

Moritz v. Schwind, Briefe. Hrsg. von Otto Stoessl. Mit 16 Bildertafeln, 10 Textbildern u. 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband . . . . . . 5.50 M.
— In Halbleder gebunden 10 M.

Leo Tolstoj, Ein Leben in Selbstbekenntnissen. Tagebuchblätter u. Briefe. Hrsg. von Arthur Luther. Mit 4 Tafeln und 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband . . . . 5 M.
— In Halbleder gebunden 9 M.

Richard Wagners Briefe. Ausgewählt von Wilhelm Altmann. Mit 11 Bildertafeln u. 2 Schriftproben. 2 Bände, in Liebhaber-Leinenband . . . . 12 M.
— In Halbleder gebunden 20 M.

Richard Wagner, Mein Leben. Kritisch durchgesehen von Wilh. Altmann. Mit 5 Tafeln und 2 Schriftproben. 2 Bände, in Liebhaber-Leinenband. . . . 10 M.
— In Halbleder gebunden 18 M.

Karl Woermann, Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen. Mit 33 Abbildungen auf 26 Tafeln. 2 Bände in Leinen gebunden . . . 16 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Ankündigungen kostenfrei

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig





Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Kunst-, Kultur- und Literaturgeschichte.

Buschor, Ernst, und Richard Hamann. Die Skulpturen des Zeustempels zu Olympia. Herausgegeben in Gemeinschaft mit dem Deutschen Archäologischen Institut in Athen im Verlage des Kunstgeschichtlichen Seminars der Universität Marburg a. d. Lahn.

Cremers, Paul Joseph. Johannes Greferath. (Charakterbilder der neuen Kunst, Band I). G. D. Baedeker, Essen/Ruhr.

Cunow, Heinrich. Politische Kaffeehäuser. Pariser Silhouetten aus der großen französischen Revolution. J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.

Donath, Adolph. Technik des Kunstsammelns. Mit 120 Abb. im Text (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, Band 28). Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W. 62. — Es gibt wohl heute niemand, der geschickter und kundiger über dieses schwierige Thema zu schreiben wüßte als Donath, der seit vielen Jahren die Sammler und Händler beobachtet. Das Buch wird auch dem fortgeschrittenen Kunstfreund viel Neues und Interessantes sagen.

Eloesser, Arthur. Thomas Mann. Sein Leben und sein Werk. S. Fischer, Berlin.





Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Ehl, Heinrich. Buchmalerei des frühen Mittelalters. Mit 22 Abb. (Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer, Band 2). Furche-Kunstverlag, Berlin.

v. Engelhardt, R. Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Faust. Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaus dargelegt von P. Expeditus Schmidt O. F. M. Joseph Kösel & Friedrich Pustet, Verlagsabt., Kempten.

Fechenbach, Felix. Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus. J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin.

Forst-Battaglia, Otto. Die französische Literatur der Gegenwart 1870 bis 1924. Dioskuren-Verlag, Wiesbaden.

Frenken, Goswin. Wunder und Taten der Heiligen (Bücher des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen). F. Bruckmann, A.-G., München.

Friedländer, Max J. Lucas van Leyden. Mit 104 Abbildungen auf 82 Tafeln. (Meister der Graphik, Band XIII.) Klinkhardt & Biermann, Leipzig. — Die vorsichtige und scharfe Charakterisierungskunst Friedländers bewährt sich auch an diesem Meister, der für die Kunstgeschichte der Niederlande und Deutschlands gleich wichtig geworden ist.

Hampe, Theodor. Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug. Mit 186 Abb. Herbert Stubenrauch, Berlin. — Ein entzückendes Buch, dem sein kulturgeschichtlicher Ernst dennoch gut zu Gesicht steht.

Hauptvogel, Franz Ehregott. Die letzte Stunde der Völkerschlacht. 19. Oktober 1813. Napoleon im Königshaus am Leipziger Markt mit Friedrich August von Sachsen. Historisch geschildert. H. Haessel, Leipzig.

Ein neuer Weg zur Berufsbildung unserer Töchter.

Viele Eltern, die den Wunsch haben, ihre Töchter zwecks Fortbildung und körperlicher Ertüchtigung für ein Jahr in ein Töchterbildungsheim zu schicken, nehmen von diesem Plane Abstand, da sie bisher keine Möglichkeit hatten, auf diesem Wege ihren Kindern eine anerkannte Berufsbildung zu geben, auf Grund derer sie später einmal auf eigenen Füssen stehen können. In Gernrode, dem landschaftlich hervorragend schön gelegenen Städtchen des Ostharzes, ist diese Möglichkeit jetzt geschaffen worden. Unter dem Namen **„Handelsabteilung des Töchterbildungsheimes Haus Waldtraut“** ist nun eine höhere Handelsschule für junge Mädchen gebildeter Kreise errichtet worden, di: den Schülerinnen eine abgeschlossene kaufmännische Berufsbildung vermittelt. Der Besuch dieser höheren Handelsschule „Haus Waldtraut“ berechtigt zu späterem Besuche der Handelshochschule. Die Kosten für die Ausbildung sind sehr mässig. Hier tritt erstmalig in Deutschland eine Verbindung von Heim- und Berufsschule in Erscheinung, die in hohem Masse das Interesse der Eltern und pädagogischer Kreise wecken dürfte.

Prospekte und Lehrpläne frei durch die Institutsleitung.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Hengstenberg, Ernst. Gestalten und Probleme der rheinischen Dichtung der Gegenwart. Mit kritischen Erläuterungen und bibliographischen Nachweisungen. Frz. Borgmeyer, Hildesheim.

Hildebrand, Rudolf. Volk und Menschheit. Auswahl aus seinen Schriften nebst Tagebuchblättern und Briefen (Bücher der Bildung, Band 14). Albert Langen, München.

Hoff, August. Christliche Mosaitbildkunst. Mit 24 Abb. (Schöpfung. Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst. Herausgegeben von Oskar Beyer, Band 4). Furche-Kunstverlag, Berlin.

Ihering, Herbert. Aktuelle Dramaturgie. Verlag Die Schmiede, Berlin.

Lehmann, Hans. Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz. Mit 72 Abb. H. Haessel, Leipzig.

Ley, Stephan. Beethovens Leben in authentischen Bildern und Texten. Mit 150 Abb. Bruno Cassirer, Berlin.

Naturwissenschaften und Reisen.

Hahnewald, Edgar. Die Reise nach Sylt. Eine Elbfahrt. Mit Abbildungen nach alten Stahlstichen, Steindrucken und Zeichnungen (Werk und Feier. Bücher von deutschem Land, deutscher Art und Arbeit, 3. Buch). Carl Schünemann, Bremen.

Heilborn, Adolf. Die Reise nach Berlin. Mit Zeichnungen von Walter Wellenstein. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf. — Das ist ein ganz entzückendes Büchlein. Von einem Poetengemüt wird hier das arg verlästerte Berlin in seinen sinnigsten Schönheiten neu entdeckt.

von Helmholtz, Hermann. Natur und Naturwissenschaft (Bücher der Bildung, Band 11). Albert Langen, München.

Holitscher, Arthur. Der Narrenbaedeker. Aufzeichnungen aus Paris und London. Mit fünfzehn Holzschnitten von Frans Masereel. S. Fischer, Verlag, Berlin.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Hohlwein, Ludwig. Jagdbuch. (Bücherei Deutscher Jäger- und Naturfreunde, Band II.) Vossische Buchhandlung, Berlin W. 62. — Der Münchener Maler, als Plakatkünstler wohl am weitesten gekannt und gerühmt, zeigt sich hier als weidgerechter Jägersmann. Seine Kenntnis in allen sportlichen Dingen, wie sie seine Plakatkunst bewies, verriet schon immer, daß er kein Stubenhocker ist!

Landenberger, Emil. Wanderjahre in Mexiko. Mit 86 Abb. und einer Karte. F. A. Brockhaus, Leipzig. — Es ist nicht das übliche Reisebuch eines Vergnügungstouristen. Der Verfasser, der jahrelang geschäftlich in Mexiko tätig gewesen, ist tief ins Land und ins Volk eingedrungen. Wir bekommen ungeschminkte Darstellungen der indianischen Eingeborenen (die unter oberflächlicher christlicher Tünche immer noch als die alten Heiden erscheinen). Und mit gutem Humor sind die bunten Abenteuer geschildert, die der Verfasser mit Banditen allerart zu bestehen hatte.

von Larisch-Moennich, Franz. Sturmsee und Brandung. Mit 136 Abb., darunter 23 Einschaltbildern nach Aufnahmen des Verfassers, 5 Figuren und 4 Kartenbeilagen. (Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Ambrosius, 33). Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Als unsere Hefte vor zwei Jahren in einem größeren Aufsatz die ersten der wundervollen Bilder aus Sturmsee und Brandung zeigten, war das Aufsehen und Entzücken allgemein. Hier ist nun das ganze Werk in einer vornehm ausgestatteten Monographie vereinigt und wird sich auch außerhalb unserer Kreise noch zahlreiche Freunde erwerben.

Möller, Theodor. Die Welt der Halligen. Mit einem farbigen Kunstblatt, einer farbigen Karte von Nordfriesland, 125 Bildern und Karten im Text. Umschlagzeichnung von W. Kalweit. Schleswig-Holstein. Verlagsanstalt, Wilh. Handorff, Kiel.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Mitchell Hedges, F. A. Kämpfe mit Riesenfischen. Aus dem Englischen übertragen von Martin Proskauer. August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68.

Ossendowski, Ferdinand, Um Ferdinand-Antoni Ossendowski. Zur Authentizität, Prüfer und Zeugen, Nachwort. Frankfurter Societäts-Druckerei, G.m.b.H., Frankfurt a. M.

Otto, Heinz. Mein „Bummelleben" in Amerika. Die Beichte eines Toren. Weltbund-Verlag, Hamburg — Dieser offenherzige Weltbummler berichtet tatsächlich von vielen Torheiten, über die der Daheimgebliebene sehr erstaunt sein wird. Aber in seiner Schilderung liegt neben der entwaffnenden Offenheit doch auch ein erfreulicher Humar.

Preuß, Friedrich. Vom deutschen Wandern. 31 großseitige Federzeichnungen und ein Titelbild. Verlag „Der Büchermann", Dresden-A. 16.

Salten, Felix. Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt. Paul Zsolnay, Berlin.

Bilderwerke.

Ewald, E. Im Flugzeug über Berlin. 48 Luftbilder mit Text. (Führer in die Helmat, 2. Heft.) N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun) Marburg/Lahn.

Hielscher, Kurt. Die ewige Stadt. Erinnerungen an Rom. — **Hielscher**, Kurt. Italien. Mit einem Vorwort von W. van Bode. Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin. — Seit seinem wundervallen Werk „Das unbekannte Spanien" gilt Kurt Hielscher für den unvergleichlich besten Landschafts- und Architektur-Photographen. Auch diese beiden neuen Bilderwerke bestätigen die Gültigkeit seines Ruhmes. Die Auswahl der Reiseziele, die Beschränkung aft auf kleine, male-

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

rische Ausschnitte, das liebevolle Eingehen auf künstlerische Einzelheiten, all' das beweist, daß wir es mit einem Manne von wirklicher Kultur, einem umfassend gebildeten Weltreisenden, einem Deutschen zu tun haben, in dem ein Dichter wohnt. Die beiden Bände sind wieder sehr gediegen ausgestattet; der Kupfertiefdruck kommt Hielschers Auffassung, seiner Kunst der Zwischentöne besonders entgegen. Hier liegen Leistungen vor, die uns das Ausland bisher nicht nachmachen konnte.

Kreidolf, Ernst. Bergblumen. Studien. 2. Folge. Rotapfel-Verlag, München.

Kümmel, Konrad, und Matthäus Gerster. Die ewige Stadt. Ein römisches Bilderbuch. 64 ganzseitige Bilder, Erläuterungen in fünf Sprachen. Montana-Verlag, A.-G., Zürich. — Unter den zahlreichen Veröffentlichungen über Rom, die das „Anno Santo" gezeitigt hat, eine der billigsten. Dabei ist die Ausstattung gut.

Mader, E. Rom in Bildern. Mit 104 Vollbildern in Kupfertiefdruck und 3 Karten. Josef Müller, München 23.

Rembrandts Handzeichnungen III. Band. Staatliches Kupferstich-Kabinett und Sammlung Friedrich August II. zu Dresden. (Rem-











Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

brandts Handzeichnungen. Herausgegeben von Kurt Freise, Karl Lilienfeld, Heinrich Wichmann). Hermann Freise's Verlag, Parchim i. M.

Scheurich, Paul. Zeichnungen. Herausgegeben von Oskar Fischel. Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf. — Der junge Verlag, der zu den sorgfältigsten Deutschlands gehört, widmet hier einem der frischesten und erfolgreichsten modernen Zeichner ein schönes Werk, zu dem Fischel ein kundiges Geleitwort gesteuert hat.

Zwiener, Bruno. Anno Santo. Kohlezeichnungen. Josef Müller, München 23. — Elf packende Bilder aus dem heiligen Jahr mit einer Einführung von Arthur Dobsky.

Lexikon, Jahrbücher, Almanache, Kalender.

Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Zwei Bände. Herder & Co., Freiburg i. B. — Was den Großen Herder auszeichnet: knappe Beschränkung auf das Wesentliche und Taktgefühl in allen konfessionellen Fragen muß man in noch vermehrtem Maß diesem kleinen, ungemein praktischen, reichhaltigen und zuverlässigen Nachschlagebuch nachrühmen.

Ausländische Literatur.

Gautier, Theophil. Avatar. Mit 59 Zeichnungen von Karl M. Schultheiß. Übersetzung. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden.

— — Jettatura. Mit 61 Zeichnungen von Karl M. Schultheiß. Übersetzung. Ebenda. — Reizend ausgestattete Büchelchen mit entzückenden Illustrationen.

Hamsun, Knut. Gesammelte Werke in 12 Bänden. Deutsche Originalausgabe besorgt u. herausgegeben von J. Sandmeier. 9. Band. Albert Langen, München.

Hayek, Max. Safed der Weise. Parabeln. Aus dem Amerikanischen. Albert Langen, München.

Meredith, George. Der Egoist. Roman. Übersetzung. (Epikon, Eine Sammlung klassischer Romane. Herausgegeben von E. A. Rheinhardt.) Paul List, Leipzig.

Moore, George. Liebesleute in Orelay. Übersetzung. S. Fischer, Berlin.

Schwartzkopff, Werner, und Maja Schwartzkopff. Sagen und Geschichten aus dem alten Frank-

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

reich und England. (Bücher des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen.) F. Bruckmann, A.-G., München.

Shakespeare, W. Der Sturm. Deutsch von Richard Schaukal. Mit Originallithographien von Oskar Laske. Druck u. Verlng der Österreich. Staatsdruckerei in Wien. — In gepflegter Dichtersprache liegt hier das Ergebnis einer mehrjährigen Vergleichs- und Übersetzungsarbeit vor. Ausstattung, Bildschmuck und Druck machen den Band zu einem schönen Geschenkwerk.

Turgenjew, Iwan. Erzählungen (Erste Liebe. — Pjetuschkow. — Mumu). Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Siegfried von Vegesack. Albert Langen, München.

Verschiedenes.

Bialonski, Louise. Aufbauende Körperschulung. Ein Wegweiser für Eltern und Erzieher und zur Selbstkontrolle. Mit 107 Abbildungen im Text und auf Tafeln. H. Wigankow, Berlin N. 39.

Kreuzwort-Rätselbuch, Das. 1. Band. Allgemeine Verlagsanstalt, München.

Der Held des Tages. Das Männlichste am Mann ist das freie, zu Herzen gehende und überzeugend gesprochene Wort. Ein ungewöhnliches Kraftgefühl und Machtbewußtsein trägt derjenige in sich, der imstande ist, zu jeder Zeit unvorbereitet, schlagfertig und überzeugend zu reden. Nach Brechts seit langen Jahren bestens bewährtem „Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst" lernt jeder Studierende in leichtfaßlicher Weise logisch zu denken, sicher und zielbewußt zu handeln, ruhig und ungeniert aufzutreten und frei zu reden bzw. wirkungsvoll vorzutragen. Wir empfehlen jedem Interessenten die Beachtung des diesem Hefte beiliegenden Prospektes der Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 120, Potsdamer Str. 105a.





„Hektor“ Rassehunde-Züchterei u. Handlg.

Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2

Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Jll. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Sumatra-Sortiment B. 32



In echter Zedernholzkiste mit Stanniolauslage, enthaltend von vier verschiedenen hochfeinen Qualitätszigarren je 25 Stück

erhalten Sie spesenfrei

gegen Nachnahme oder Überweisung von M. 40.— auf unser Postscheckkonto 62032 Hamburg.

Brasil-Sortiment E. 32 für nur M. 25.–
Havanna-Sortiment F. 32 (5×10 Stück) „ 35.–

Jllustrierter Hauptkatalog wird gratis mitgeschickt.
Garantie: Bedingungslose Rücknahme.

Upmann & Co. G. m. b. H. Bremen.

FRIEDRICH H. BRINCKMANN

Kaffee-Grossrösterei und Tee-Import

HAMBURG 3

Krayenkamp 16 A

versendet von 5 Pfund an portofrei unter Nachnahme:

KAFFEE

RÖSTKAFFEE

Nr. 9	**Santos**, weich (handverlesen)	per Pfd. Mk. 2.60
„ 47	**Campinas**, extrafein, grossbohnig	„ „ „ 2.90
„ 104	**Campinas / Guatemala**, vorzgl. Hotelmischung	„ „ „ 3.15
„ 660	**Guatemala**, sehr aromatisch	„ „ „ 3.30
F. H. B.	Hausmarke **Feinste Spezialmischung**	„ „ „ 3.45
Nr. 300	**Westindischer Perlkaffee**, sehr fein	„ „ „ 3.60
„ 900	**Guatemala**, hochfein, grossbohnig	„ „ „ 3.80
„ 711	**Guatemala / Costarica-Auslese**	„ „ „ 3.90

(Auf Wunsch auch gemahlen.)

ROHKAFFEE (verlesen)

Nr. 2	**Campinas**, extrafein	per Pfd. Mk. 2.40
„ 4	**Guatemala**, gewaschen, blau	„ „ „ 2.75
„ 5	**Caracas**, blau, kräftig	„ „ „ 2.80
„ 6	**Westindischer Perl**, feinst	„ „ „ 2.90
„ 8	**Costarica**, Hochgewächs	„ „ „ 3.20

TEE

Nr. 203	Feiner, milder **Haushaltstee**	per Pfd. Mk. 4.90
„ 204	Feinste **China-Mischung**	„ „ „ 5.50
„ 205	Extrafeiner **Ceylon-Orange-Pekoe**	„ „ „ 5.90
„ 206	Hochfeine **Darjeeling-Melange**	„ „ „ 6.50
„ 207	Feinste **Darjeeling-Assam Hochlands-Auslese**	„ „ „ 7.20

Formenschönheit!

Diesem **elektrischen „Trados-Apparat“** verdanke ich meine Lebensfreude, ist doch der grösste Reiz einer Frau eine normal entwickelte aber feste Brust. Jede Frau sollte die durch Krankheit oder Mutterpflichten welk gewordene Brust mit diesem grundreellen einfach anzuwendenden Apparat festigen. Die vorzügliche Wirkung des angenehm empfundenen Stromes ist von Professoren u. Fachärzten in vielen Schriften nachgewiesen. Preis des gebrauchsfertigen „Trados-Apparates“ mit Batterie und Anleitung M. 8.— per Nachnahme von der elektromed. Fabrik **Dr. Ballowitz & Co., Berlin-Pankow 39, Arkonastr. 3.**

„Oh liebe Hausfrau gib stets acht, Cirine wird oft nachgemacht.“



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz 8

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?“



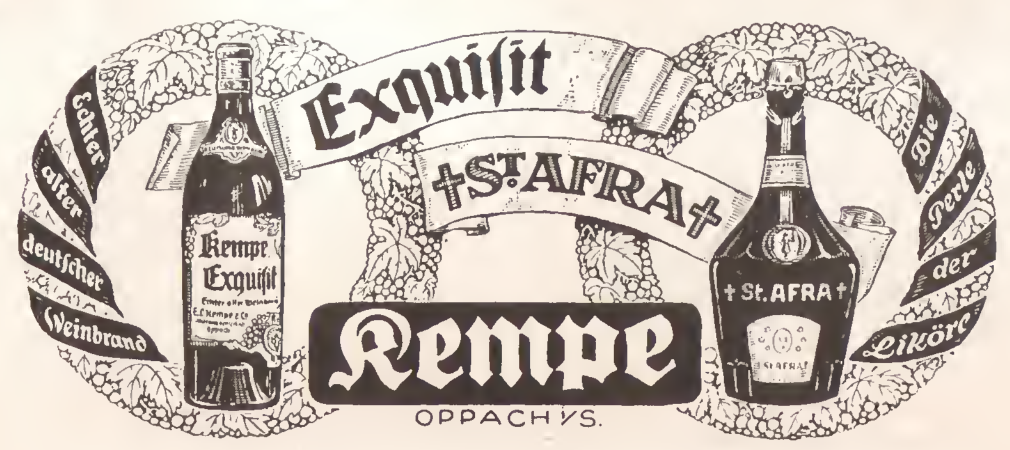
JUNKERS

Gas Badeöfen Warmwasser-Apparate



Briefmarkensammeln
der Sport der Gebildeten.
Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen
Paul Kohl, A.-G. Chemnitz






Benger's
Ribana
Die idealste
Unterkleidung



Das Kind lacht, wenn es sich wohl fühlt. Gib dem Kinde „Kufeke“, die altbewährte, zuverlässige Kindernahrung, dann wirst du immer ein fröhliches Kind haben. „Kufeke“ wird seit Jahrzehnten in der Säuglings- und Kinderernährung wegen seiner hervorragenden Eigenschaften bevorzugt, es stärkt, fördert den Körperaufbau, ist leicht verdaulich, reizlos und wohlschmeckend. Der Erfolg beweist die Güte des Präparats.







Mosbacher Majolika

Nerbel & Hausleiter
G. m. b. H.

Mosbach 5 (Baden)

*

Keramische Erzeugnisse
in feinster künstlerischer Ausführung.



Diese hochmodern, stabil und gut gearbeitete Garnitur, tadellos weiss lackiert, auf Wunsch auch andere Farbtönung, kostet einschliesslich Verpackung ab Fabrik nur

M. 156.—

Verlangen Sie Prospekte und Referenzen

Otto Hetzer A.-G., Weimar/Thür. 9

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

In der Reihe unserer „Kulturgeschichtlichen Monographien“ ist soeben ein neuer Band erschienen unter dem Titel

Meister der Reitkunst

von

W. von Unger

General der Kavallerie a. D.

Mit 145 Abbildungen, darunter 13 farbige. Preis gebunden 8 Reichsmark

Trotz gewaltiger Fortschritte des Automobilismus hat die Liebe zum edlen Pferde und damit das Interesse an der Reitkunst und ihren Meistern in unserer Zeit eine ganz erhebliche Zunahme zu verzeichnen. Die Zahl der Reit- und Fahrturniere ist im beständigen Anwachsen begriffen, und namentlich die ländliche Bevölkerung hat sich in den Reitervereinen, die in allen Provinzen gebildet wurden, eine Organisation geschaffen, die sich die reiterliche Ausbildung der Jugend zur Aufgabe gemacht hat. Allen diesen jungen Reitern und Reiterinnen, wie auch der älteren Generation, die noch in der alten Armee ihre reiterliche Schule gefunden hat, ist dies neue Buch gewidmet, das die großen Meister der Reitkunst und ihre Systeme von den Anfängen der Reiterei im Altertum bis in unsere Tage hinein einer kritischen Würdigung unterzieht. Der Name des Verfassers bürgt für eine fachmännisch auf der Höhe stehende Behandlung des Stoffes, und die Verlagshandlung hat keine Mittel gescheut, das Buch auch bildlich auf das hübscheste auszustatten. Die Monographie wird rasch das Lieblingsbuch eines jeden „Pferdemannes“ und jeder Reiterin werden.

*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Auskünfte, Ermittlungen

über Herkunft, Vorleben, Vermögen, Tätigkeit, Einkünfte, Ruf, gesellschaftl. Verkehr, Charakter, sowie

Beobachtungen in Kur-Badeorten

wie überall u. jede erfolgr. Detektiv-Tätigkeit nur durch

„Welt-Detektiv“

Detektei, Auskunftei, Preiss, Berlin W. 56, Kleiststr. 36

Tausendfach bewährt! Gründung 1905.




REEMTSMA
SASCHA
5 S

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von der Staatl. Lotterie-Einnahme Robert Lederer in Leipzig und der Tapetenfabrik Salubra A.-G. in Grenzach (Baden).



Münchner Pressefest. Gemälde von Max Rimboeck



Das Bekenntnis

Roman von Clara Ratzka

Lauri und ich lagen auf der weiten Rasenflur, die sich zum See hinuntersenkt. Wir sprachen von Pahlivaa, unsrer Heimat. Weit um uns her strahlte ihr Mutterlächeln. Drüben am Waldrand breiteten sich ihre Arme. Vom Walde aus kamen die Lieder, die uns in den Schlaf trugen. Und vom See kamen sie hinauf, dem blanken, tiefen, braunen Olmanisee. Über uns hinweg, am Himmel so blau und klar wie der Kindermorgen unseres Lebens, zog ein schillernder Taubenschwarm . . .

Lauri stützte den Kopf auf und sah ihnen nach. „Sie gewöhnen sich an unsern Hof," sagte er befriedigt. Es waren Wildlinge. Mein Bruder hatte das blonde starke Haar seiner Vorfahren, die halb Finnländer, halb Schweden waren, ihre tapferen blauen Augen und ihren kräftigen Körper. Er war sechzehn Jahre alt, vierzehn Monate jünger als ich selbst, Heli Ursula Brand.

Lauri, unser großes, schönes Pahlivaa, unser Vieh im Stalle, unsere Knechte und Mägde, der alte Inspektor Brentinius, das gehörte alles uns, mir. Niemals hatte ich etwas anderes geliebt als dieses.

Über alledem aber lebte unsere Mutter. Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Blida Djöns, und Pahlivaa war das Gut ihrer Eltern und all der vielen Djöns und ihrer Frauen, von denen sie die letzte Blüte war. Vielleicht klingt es hohl und vermessen zu sagen: sie war eine Blüte. Doch immer, wenn ich an sie denke, an Blida Djöns, meine Mutter, so wie sie damals war, als die Stadt und die mühselig hingeschleppte Ehe mit meinem Vater längst hinter ihr lagen, dann sehe ich eine Granatblüte, klar, weit geöffnet, von einem süßen und freudigen Rot.

Alles um mich her habe ich geliebt, nie etwas andres als meine Heimat mit allem, was sie umschließt, doch meine Mutter war mehr als das.

„Das Dampfboot muß bald kommen," sagte Lauri, nachdenklich ein langes Gras durch die Lippen ziehend. „Was mag sie uns mitbringen?" Er sah schlau lächelnd zu mir hin. Die Mutter hatte uns eine Überraschung versprochen.

Lauris Worte waren kaum verklungen. Da hörten wir den langgezogenen, wohlbekannten Ton der Sirene. Wir sprangen auf und liefen den Abhang hinunter.

Unten auf den riesigen Granitblöcken standen wir, die rot aus unsrem dunklen Olmanisee wuchsen, und winkten nun zum Dampfboot hinüber. Da stand unsre Mutter, Blida Djöns, der hier alles zu eigen war, wohin sie blickte.

Sie hatte ihren Arm um eine Frau gelegt, die wir nicht kannten. Beide trugen weiße Kleider. Hinter ihnen stand ein großer, schlanker Mann. Auch er war hell gekleidet. Er beugte sich ein wenig zu unserer Mutter hin. Vielleicht fragte er sie nach irgend etwas.

Sie wandte sich um und lachte ihn an, während ihre rechte Hand mit einem flatternden Schal zu uns hinüberwinkte.

Lauri lief schnell zur Landungsstelle, von einem Stein auf den andern springend. Die großen, in der Sonne bunt aufleuchtenden Blöcke waren glatt vom Wasser, Wind, Regen und Sonnenbrand.

Als ich diesen fremden Mann hinter meiner Mutter stehen sah, kam ein Gefühl von Unruhe über mich. Weshalb diese Fremden in unserm glücklichen Pahlivaa?

Als das Dampfboot anlegte, stand auch ich auf dem Steg. Der alte braune Oluf reichte uns große Pakete heraus. Sein wohlbekanntes grüßendes Lachen schnitt die Furchen in seinem Gesichte noch tiefer.

Dann kam die Mutter. Sie zuerst. Sie streckte mir ihre Hand hin, die weich und kühl war, und dann legte sie die meine, ohne sie losgelassen zu haben, in die der fremden Frau. Dabei lachte sie, daß ihre Augen funkelten. „Dies ist Mentha Frieborg,“ sagte sie, „die Schwester meiner Freundin Inge Wehner.“ Dann wies sie auf den Mann. „Und das ist ihr Bruder, Sten Frieborg.“

Er hob grüßend den Hut, nahm meine Hand und preßte sie fest zwischen seinen starken Fingern. Es war mir unangenehm, und doch mißfiel mir dieser Sten Frieborg nicht, als er vor mir stand. Er war größer, als man hier zu Lande ist, und sehr schön gebaut. Zwischen seinen lachenden Lippen waren feste, blanke Zähne. Die halbgeschlossenen, auffallend dunklen Augen — später sah ich, daß sie schwarzblau waren — blickten uns alle wohlgelaunt an. Doch es war etwas von jener naiven Überlegenheit darin, die Städter glauben über uns Landbewohner zu haben. Nichts an ihm war unangenehm oder gar abstoßend; im Gegenteil, man mußte eine natürliche Hinneigung zu seiner männlichen Schönheit empfinden.

Das war es auch wohl, was unsere Mutter erfreute. Sie blickte von einem zum andern, als wollte sie unsern Beifall sehen. Wir gingen gemeinsam den Wiesenhang hinauf. Mentha Frieborg hatte ihren Arm um meine Mutter gelegt. Sie kannten sich erst wenige Tage, genau so lange, wie meine Mutter in Helsingfors gewesen war. Sten schritt zwischen Lauri und mir dahin, den Kopf freudig erhoben.

Halbwegs der Anhöhe, zur rechten Hand, lag das alte, einfache Haus der Djöns. Hier wohnte der Inspektor Brentinius. Er lehnte am Türpfosten und schaute uns nach. „Das ist das alte Haus der Djörns,“ sagte Lauri.

„Und das neue?“ fragte Sten Frieborg nachlässig.

„Jetzt wohnen wir dort oben!“ Er wies den Hügel hinauf. Das Dach wuchs gerade aus dem Grün hervor, breit und hoch. Dann kamen die vielen blanken Fenster und die Holzveranda mit ihren Ranken von Rosen und dunkelvioletter Klematis. Ein langgestreckter, solider Bau, ein einziges, geräumiges Stockwerk.

Rings um unser Haus stehen die höchsten, schönsten Birken, die ich je in Finnland sah. Sten Frieborg hatte kein Wort für unsere Bäume. Wenn Fremde nach Pahlivaa kamen — wie selten geschah das doch! —, dann bewunderten sie unsere Bäume. Die Birken waren meine ältesten Freunde.

Sten Frieborg öffnete sein blitzendes Zigarettenetui und hielt es Lauri hin. Der lehnte ab. Ich glaube, es war, weil Frieborg nichts über Pahlivaa zu sagen wußte.

Spät am Abend saßen wir alle auf der Veranda. Auf der Mitte des Tisches stand, wie immer im Sommer, eine große Schüssel mit Beeren, rechts und links davon Schalen, die mit dicker, süßer Sahne gefüllt waren. Meine Mutter stand auf und kam mit einer Flasche alten Rheinweins und einigen Gläsern zurück. Lauri und ich sahen uns schnell an. Unsere Mutter hatte das nie getan. Wir haben das Alkoholverbot in Finnland, und rechtlich, wie sie war, gestattete sie nicht, daß unerlaubte Getränke auf unsern Tisch kamen. Der kleine Vorrat im Keller ward für Krankheitsfälle aufbewahrt.

Doch als sich meine Mutter dann über den Tisch neigte und einschenkte und dieses schimmernde Gold über dem Silber des Tablettes schwebte, da schien es mir wunderbar gut zu ihr zu passen. Ihr blühender Körper, um den sie in anmutiger Art einen bunten Schal geschlungen hatte, ihre sonnenverbrannten Hände, schlank und geschmeidig, ihr rotblondes Haar, der warme, glückliche Ausdruck in ihrem geliebten Gesicht, das und der reife Goldton in dem klaren Wein — wie schön das war.

Auch Sten Frieborg sah es. Er blickte meine Mutter mit einem festen, seltsamen Ausdruck an.

Es ist ein Bild, das ich niemals vergessen werde. Oft und oft habe ich es vor meinen Augen gesehen. Der weite Himmel war wie mit stumpfer grüner Seide bezogen. Die gelbrote Sonne, glanzlos wie der Himmel, berührte fast unsern braunen Olmanisee, auf dem breite, schillernde Flächen und Streifen lagen: ein zerrinnendes Grün und Orange. Die Bäume, Kiefern, Tannen und Birken, standen wunderbaren Silhouetten gleich gegen die eigentümlichen leblosen Farben der weißen Nacht des Nordens. Alles war groß und still. Vielleicht war das, was uns umgab, um so feierlicher, als es ein gigantischer Hintergrund für das bunte und liebenswürdige kleine Bild auf unsrer Veranda war.

Wir erhoben unsre Gläser und tranken einander zu. Meine Mutter blickte uns an, herzlich und tief. Sie sah aus, als käme sie aus einem schönen Land.

Lauri setzte sein Glas schnell und, wie mir schien, ein wenig mürrisch auf den Tisch. Ich hielt das meine in der Hand, und wie der Duft des Weines zu mir herüberzog, dachte ich wieder, wie sehr dieses reife und glänzende Gold und dieser fast berauschende Duft meiner Mutter verwandt sei. So wie sie mir an diesem Abende erschien, so hatte ich sie niemals gesehen. Es enthüllte sich mir eine Seite ihres Wesens, die ich nicht gekannt hatte. Etwas Feuriges und zugleich Weiches war in ihr. Doch es bedrückte mich mehr als es mich freute.

In der Nacht stand ich auf und ging in den Garten, der in sanfter Wölbung hinter unserm Hause lag. Unsere Türen waren niemals verschlossen. Die Blumen, diese vielen unbändig blühenden Blumen des kurzen nordischen Sommers, standen in berauschender Hingabe in der bleichen Nacht. Pahlivaas Wächter, unsere wundervollen Bäume, atmeten tief und still.

Auf den mattleuchtenden Wegen hin- und herschreitend betrachtete ich diesen Tag und unsere Mutter. Wir hatten in der erstaunlichen Selbstsucht der Kinder niemals daran gedacht, daß unsre Mutter auch noch ein eigenes Leben haben könnte. Sie gehörte uns, uns! Mit allem Wollen, Wünschen und Lieben, mit allem Empfinden, zu jeder Stunde, in alle Zukunft war sie unser. An uns gab sie ihr Leben hin und an Pahlivaa, das sie uns, nur uns, einstmals hinterlassen würde. So war es beschlossen. Beschlossen? Nein, diesem Worte geht schon eine Frage voraus. Für das Selbstverständliche unseres Besitzes gab es keine Frage.

Daß meine Mutter Gäste mitgebracht hatte, wunderte mich nicht. Im Sommer war auf Pahlivaa ein ewiges Ein und Aus von Gästen, doch es waren fast immer alte Freunde. Die wenigen neuen kamen und gingen wie Zugvögel. Man beachtete sie kaum im Kreise der andern. Irgend jemand brachte sie mit, und sie waren willkommen.

Diese beiden Fremden, die heute unser Haus betraten, wurden beachtet wie niemand sonst. Es war nicht das alltägliche, ruhevolle Beisammensein wie mit den vielen andern, den Nachbarn und Freunden; es war eine sonderbar gespannte und auch gehobene Stimmung um uns gewesen, die mehr noch als von diesen Fremden von meiner Mutter ausging. Sie war sonst doch immer so gleichmäßig heiter und selbstsicher.

Ich wollte den Gedanken nicht in mir aufkommen lassen, daß unsere Mutter, die solchen Dingen völlig fern stand, eine Vorliebe für Sten Frieborg gefaßt haben könnte. Denn mehr —? Das war unmöglich.

Wenn ich an all diese Jahre zurückdachte, an die Männer, die mit an unserem Tisch gesessen hatten in dem großen, etwas allzu weitläufigen Zimmer, dann konnte ich mich nicht auf einen einzigen besinnen, der meiner Mutter klare frohe Ruhe auch nur auf kurze Zeit gewandelt hätte. Sie saßen am Tische der Djöns. Ähnlich wie sie selbst mochten ihre Väter und Großväter dort gesessen haben.

Hatten sie Wünsche in unser Haus getragen, die mit meiner Mutter zusammenhingen? Wenn es so war — wir hatten es nicht bemerkt, und auch sie, unsere Mutter, blieb so blank wie ein Spiegel, auf den kein Hauch fällt.

Ich wendete meine Gedanken von diesen Betrachtungen und Fragen ab. Es lag eine Verletzung für meine Mutter darin, eine Verletzung ihrer Ehre.

Zugleich lehnte ich mich gegen diesen Mann auf, den Sten Frieborg, der, nach kurzen Tagen des Beisammenseins mit meiner Mutter, ihre Aufmerksamkeit und Güte weit mehr in Anspruch nahm als irgendein alter Freund.

So gab ich denn meine Gedanken und Empfindungen unserem Garten, der in diesen hellen Nächten nicht schlafen konnte, dessen süßes und volles Leben weiter spann. Mußte er doch in kurzer Zeit nehmen und geben, was in andern Ländern langsam anschwillt, reift und vergeht.

Die Vögel versuchten schon ihr erstes noch halb schlaftrunkenes Aufzwitschern, als meine Mutter aus der Haustür trat.

Sie ging lächelnd auf mich zu. „Weshalb wanderst du denn hier umher? Ich sah zufällig hinaus und sah meine Tochter!“ Sie legte ihren Arm um mich. Ihre Wärme durchdrang mich ganz und gar. Ich schmiegte meinen Kopf an ihre Schulter. Wie ich sie liebte! Wir waren so erfüllt von unsern Gedanken, daß wir nicht sprechen konnten. Schweigend wandelten wir umher und schweigend kehrten wir in unser Haus zurück. Zum Abschied streichelte meine Mutter zärtlich mein Gesicht.

*

Zwei Wochen später beschlossen Frieborgs und meine Mutter, daß wir allesamt nach Nadendal reisen sollten. Früher hatte sie nur allein bestimmt, jetzt kam es vor, daß meine Mutter mit einem fast belustigten, kleinen Lächeln die Ratschläge Mentha Frieborgs annahm. Sten hatte sich in den Besprechungen zurückgehalten. Nadendal ist ein überaus freundlicher, reizender Badeort in den Schären, und da er von Menthas Haus, das auf der Insel Runsula stand, sehr leicht zu erreichen war, schien ihr Vorschlag ganz

natürlich zu sein. Doch mir war in dieser Zeit nichts einfach und natürlich.

Als meine Mutter uns sagte, wir sollten unsere Ferienzeit mit ihr in Nadendal verbringen, richtete sich Lauri, der gerade mit mir im Garten arbeitete, hoch auf. Er sah die Mutter mit einem Blick an, in dem nichts von dem Knabenhaften war, das bisher immer noch aus ihm hervorschaute. „Mutter," sagte er ruhig, „ich verlasse Pahlivaa nicht. Nicht jetzt — es gibt viel Arbeit."

„Oh, ich weiß gut um unsre Arbeit," sagte die Mutter ein wenig überlegen. „Dennoch, eure Privatstunden sind geschlossen, wir wollen reisen." Es war das erstemal, daß ein kühler Hauch über uns drei dahinging, die wir doch ganz zusammengehörten, tiefer als andere Menschen. In uns kreiste Pahlivaas Blut.

Als sie dann ging, den Kopf ein wenig zur Seite gebogen, als warte sie noch auf irgend etwas, lief ich hinter ihr her und umfaßte sie mit beiden Armen. „Laß ihn doch hier, dann habe ich dich einmal ganz für mich allein!" Doch als ich diese Worte sprach, arglos — wie oft habe ich sie leichten Herzens gebraucht —, da erstarrten sie in mir. Und auch meine Mutter schien Ähnliches zu empfinden. Ihre Augen waren voll Güte. Sie nahm mein Gesicht zwischen ihre Hände.

„Nein, Heli, ganz für dich allein hast du mich nicht, und vielleicht ist es auch für uns alle beide gut, daß ihr aus diesem Gleichmaß des Lebens einmal herausgenommen werdet." Sie ließ ihre Hände sinken. Wie ermüdet ging sie dahin. Zu Boden blickend sprach sie leise weiter: „Sieh, Heli, es gibt ja noch mehr als unser liebes Pahlivaahaus und Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sollte einmal ein Wechsel in euer Leben kommen, dann steht ihr da wie die Kinder. Wir müssen hinausgehen, wir müssen ein klein wenig weltlicher werden, auch Lauri, sonst könnt ihr niemals begreifen, welche Kräfte die Menschen regieren."

Sie lächelte und nahm meine Hand; doch ich blieb verstockt. „Wie denn?" sagte ich erstaunt, „Lauri kommt doch bald auf die landwirtschaftliche Schule, und ich werde die Universität besuchen. In einem Jahre schon habe ich die Reifeprüfung bestanden!"

Die Mutter wiegte den Kopf hin und her. „Sollte meine Heli mich nicht verstehen wollen?" Nein, ich blieb stumm.

Abends bei Tisch wurde dann alles heiter besprochen. Auch Lauri hatte sich gefügt, doch es war nichts Gutes darin. In seinen Gesprächen wandte er sich ganz und ausschließlich zu mir hin. Er sprach nur von Pahlivaa, ganz wie der alte Brentinius.

„Wir wollen noch ein wenig schwimmen," sagte er nach der Mahlzeit.

„Dann komme ich mit." Sten Frieborg vertrat ihm den Weg.

„Ich meinte Heli und mich," sagte Lauri.

„Nun — dann — das erlaubt Fräulein Heli wohl nicht?" sagte er zögernd.

„Ich bleibe gern bei meiner Mutter," sagte ich einlenkend.

„Ich auch!" Er lachte mir ins Gesicht. Seine weißen starken Zähne leuchteten. Da ging ich mit Lauri davon.

Wir ruderten weit hinaus, in die Nähe einer steinigen Insel. Als Kinder spielten wir dort jahrelang weit von aller Welt verschlagene Schiffbrüchige. Als Lauri den Kahn befestigte, sagte er, ohne aufzublicken: „Nun, Heli, was denkst du, sind wir nun wirklich bald Schiffbrüchige?"

Mir war, als senkte sich Schweres auf mich hinab.

„Nein, nein," sagte ich schnell, mit klopfendem Herzen.

„Doch, die Mutter wird diesen Mann heiraten."

„Oh Lauri, wir waren so glücklich!"

„Das waren wir."

„Alles war so sicher — —"

Wir sahen zum Hause hinüber. An der Veranda entlang hingen bunte Lampions. Sten Frieborg hatte sie aus Helsingfors kommen lassen. Jetzt lehnte er sich wohl in den alten Rohrsessel zurück und sang ein Lied, unsere Mutter dabei anblickend. Und Mentha, die mir wie eine Kupplerin vorkam, lächelte verständnisvoll. „O, es ist unerträglich, widerwärtig ist es!" Ich stöhnte laut auf.

„Ja. Und hast du an Pahlivaa gedacht? Sten Frieborg wird der Herr auf Pahlivaa sein. Er ist dreizehn, vierzehn Jahre älter als du und ich. Weißt du, was das heißt?"

„Wir verlieren unsere Mutter," sagte ich, „und wenn wir sie nicht verlieren, dann ist sie enttäuscht und unglücklich, dann hat die Ehe sie betrogen."

„Und er wird dennoch auf Pahlivaa sein, der Herr!" Lauri, der neben mir gesessen hatte, sprang auf seine Füße. In unterdrückter Wut rief er aus: „Ich lasse Pahlivaa nicht, mag kommen, was da will, ich bleibe!"

„Vielleicht kannst du nicht wählen."

„Doch, ich kann. Brentinius und ich werden alles in unsere Hände nehmen. Die landwirtschaftliche Schule — das hat einige Jahre Zeit. Ich bleibe."

„Und die Mutter? Auch aus ihren Händen willst du etwas nehmen?"

„Sie wird es nicht halten wollen. Mehr Macht als er will sie nicht haben."

Ich sah Lauri erstaunt an. Er lachte bitter. „Nicht wahr, du glaubtest, ich dächte über so etwas nicht nach?“ Wieder erhob er seine Stimme. „Seit dieser Mensch da im Hause ist, denke ich fortwährend. So etwas lernt man.“

„Lauri, das ist ja alles nicht wahr, noch ist nichts geschehen . . .“

„Aber entschieden,“ sagte er fest. „Glaubst du, daß unsre Mutter sonst nach Nadendal ginge? Gerade jetzt? Das war immer unsere schönste und arbeitsvollste Zeit. Uns schickte sie wohl weg, früher, es ist ja Ferienzeit, doch sie blieb. Nein, diese Sache ist entschieden.“

Wir schwiegen eine Weile und sahen zu den bunten Lampions hinüber. Der unendliche Raum um uns her und das fahle Mitternachtslicht machten alles Lebende klein. Die Umrisse der kahlen Blöcke hatten etwas Unabweisbares, Grausames.

Ich fragte meinen Bruder, ob in alledem nicht irgend etwas Gutes sein könnte. Mir war jämmerlich zumute, ich wollte einen Ausweg sehen.

„Nein, nein,“ stieß er hervor, „nichts. Und das nimmt er uns,“ er wies auf das Haus, auf alles rings umher. „Sogar diese Steine, auf denen wir hier sitzen, nimmt er uns.“

*

Dann waren wir in Nadendal. Wir wohnten in einem alten, hohen Holzhaus. Der mittlere Teil trat zurück, die Flügel gingen bis zum Meere hin. Dazwischen lag ein grüner Hof, viel mehr war es nicht. Er war ganz mit gelben Blumen durchwachsen. Neben einem schmalen Landungssteg, an dem einige Boote lagen, war unser Tisch. Hier frühstückten wir.

Das war die einzige gute Zeit am Tage und die letzte gute Zeit mit unserer Mutter. Liebevoller denn je sorgte sie für uns, ja, es war rührend und merkwürdig: sie warb um uns. Wir saßen oft lange beisammen, weil niemand wagte, die Morgenstunde zu verkürzen.

Jeden Tag um die Mittagstunde kam das Frieborgsche Motorboot; wir kannten sein Signal. Von dieser Zeit ab waren wir überflüssig, eine lästige Zugabe. Gerade das, was meine Mutter vermeiden wollte, trat scharf hervor. Wer trug die Schuld daran? Wir alle. Niemand von uns, außer unserer Mutter, hatte guten Willen, und ihr Wille wiederum war allzu stark betont.

Blida Djöns, aus deinem Kreis gerissen, aus dem goldnen Gleichmaß deines Wesens! Eine Fremde inmitten dieser vielen modischen Menschen und sicherlich oft genug dir selbst eine Fremde! — So dachte ich damals nicht, damals kämpften Kummer und Zorn in mir. Heute sehe ich es so.

Lauri war heftiger als ich. Er war wie verwandelt. An den Abenden stand er mit halberwachsenen Mädchen herum. Unter den Augen der Mutter. Er ging zum Tanz. Niemals hatte er das getan. Und spät in der Nacht, wenn das Boot der Frieborgs längst hinter der ersten Schärenkette verschwunden war, saß er mit Burschen aus dem Dorfe im Felsgestein und sang, oder er tobte mit ihnen im Wasser herum. Er trug ein unbändiges Wesen zur Schau, doch er täuschte weder die Mutter noch mich. Wir haben beide um ihn gebangt, doch die Mutter litt mehr.

Eines Abends brachte er zwei von diesen Burschen mit in unser Haus, auf den Hof. Er bat meine Mutter um Geld, sie wollten noch in der Nacht nach Abo fahren. Am nächsten Tage sei dort eine Ausstellung, eine Versammlung oder etwas Ähnliches, kurz, er möchte weg und brauchte Geld. Meine Mutter gab es ihm. Sie sah ihn ernst und ruhig an. Dann wandte sie sich an mich. „Er wird ja wiederkommen. Und auch du, Heli. Jetzt entfernt ihr euch von mir. Ich hatte gedacht, wir — wir alle würden uns hier zusammenschließen. Es war nicht möglich, ich sehe es ein.“

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. Wir gingen unter dem Torbogen hinweg auf die Straße und dann weiter in die Klippen. Hoch hinauf. Die vielen Lichter zitterten und spielten in der mattfarbenen Helligkeit. Wir setzten uns auf einen mächtigen, moosbewachsenen Stein, der die Sonnenwärme festgehalten hatte.

„Ich will dir etwas sagen, trotzdem du zu jung dazu bist.“ Die Augen meiner Mutter suchten in den meinen. Sie wollten die alte Zärtlichkeit finden. Doch ich konnte nicht, konnte nicht geben, was sie wollte. Was sie jenem Manne gab und von ihm nahm, das trennte sie von mir, warf kalte Schollen auf ein ohnehin mühsam kämpfendes Feuer.

Ihre liebe Stimme kam leise zu mir. „Heli, ein jeder Mensch will einmal seinen Weg haben. Ich habe soviel erträumt und ersehnt, als ich noch sehr jung war. Dann kam dein Vater und holte mich. Ich war nicht glücklich. Mein Herz hat niemals gelebt. Wir drei hatten eine gute Zeit zusammen, ich weiß es, doch ich bin eine Frau, und mein Herz will sein Recht haben. Es will lieben, anders noch als es dich und Lauri und unser Pahlivaa liebt. Sonst habe ich niemals wahrhaft gelebt. Kannst du das verstehen?“

„Ich denke, damit hast du nichts zu tun,“ sagte ich halblaut, abweisend.

Meine Mutter nahm meine Hand und fuhr noch zarter fort: „Ich hatte nichts damit zu tun, Heli, ihr habt das unbewußt richtig empfunden, doch jetzt, jetzt erfüllt sich alles für mich, was ich vor Jahren erträumt und ersehnt habe — ich werde Sten Frieborgs Frau werden, denn er — ihn —“

Sie sagte nicht: ‚ihn liebe ich‘, und ich dankte es ihr innerlich.

„Willst du es nicht versuchen, deine Gedanken einen freundlicheren Weg gehen zu lassen als bisher, Heli, und willst du auch Lauri helfen?“

„Das kann ich nicht versprechen,“ murmelte ich, doch gleich darauf warf ich mich nieder und preßte den Kopf in meiner Mutter Schoß und weinte.

Auch sie weinte. Wir saßen lange nebeneinander und hielten uns umfaßt, als müßten wir uns gegen ein gemeinsames Unglück schützen. Wir sprachen ganz leise von Pahlivaa, von Erinnerungen aus Lauris und meinen Kinderjahren, von heftigen Stürmen, von Fahrten im Schlitten, weit ins Land hinein, und von den ersten lauen Winden im Frühling. Wir sammelten alles in unseren Seelen, was uns verband, was uns glücklich machte. Dem Nahen und Zukünftigen verschlossen wir uns.

Da es kühl wurde, standen wir auf. Flüchtig, viel zu flüchtig reichten wir uns die Hand und gingen auseinander. Da ich doch keine Ruhe finden konnte, nahm ich einen Mantel, um mich unten auf den Steg zu setzen. Doch da saß schon ein Mädchen, das ich all die Zeit über gesehen hatte, eine blasse dunkelhaarige Russin. Sie hieß Sonja, das war alles, was ich von ihr wußte.

Als ich kam, lächelte sie mir entgegen. Es wäre unfreundlich gewesen zurückzugehen; ich stand unschlüssig da.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ fragte Sonja.

„Ja, wenn es Sie nicht stört?“ So machen wir immer unwahre Redensarten, selbst wenn alles in uns aufgewühlt ist.

Wir saßen lange nebeneinander. Ohne daß ich irgendeine Annäherung erwartet hatte, legte Sonja ihre Hand auf die meine und sagte ganz einfach mit sehr viel Wärme: „Ich weiß, weshalb Sie traurig sind.“ Und ich nickte nur. Es wäre häßlich und unwürdig gewesen, diesen Worten auszuweichen. Sie begann von andern, fernliegenden Dingen zu sprechen, doch so, daß ich Trost empfand, und allmählich führte sie mich den Weg der vielen, die ihre Heimat verloren hatten. Die Eltern und die Heimat. „Und doch,“ sagte sie, „gibt es Dinge auf der Welt, die man erleben muß, die vielleicht mehr noch sind als das Glück des einzelnen!“

Ich hatte mich bisher nicht sehr für rein Gedankliches interessiert, doch was dieses Mädchen sagte, und wie sie es sagte, das zog mich an. Es war klug und schlicht, und ich begriff es um so leichter, als Sonja aus den gleichen Kreisen stammte wie ich selbst. Aber in ihr war alles gesondert und geklärt. Gewiß, sie war um mehrere Jahre älter als ich, doch vor allem: sie hatte viel erlebt und gewiß auch gelitten. Sie sagte das nicht, allein ich spürte es.

Sonja studierte auf einer deutschen Universität; hier in Nadendal war sie der Gast einer alten Dame, mit der sie verwandt war.

Die ganze letzte Zeit war ich so einsam gewesen, daß mir diese Unterhaltung, die meinen Kummer niemals unmittelbar berührte, sehr wohltat.

Heimlich wartete ich auf Lauri — es war doch kaum möglich, daß er mit den Burschen aus dem Dorfe nach Abo fuhr.

Diese Hoffnung wenigstens erfüllte sich. Ich hatte mich längst von Sonja verabschiedet, war in meinem Zimmer und lag angekleidet auf meinem Bett, als es leise an meiner Tür klopfte. Es war Lauri. Seine Kleider waren hier und da angeschmutzt.

Sogleich richtete ich mich auf und stand vor ihm. Er sah mich finster an. Dann breitete sich ein Ausdruck weher Hilflosigkeit über sein Gesicht. „Lauri, Lauri — du weißt es,“ sagte ich. Er nickte einige Male schwer vor sich hin. „Ich habe die beiden zusammen im Walde gesehen, gestern.“

„Die Mutter sagte es mir selbst, nachdem du fort warst.“

Lauri nahm sich zusammen. Er strich mit beiden Händen seine Kleidung zurecht. „Es ist das letztemal, daß ich es tat — diesen Unsinn,“ sagte er, seinen Kopf zurückwerfend. „Man kann mir sagen was man will: morgen reise ich nach Pahlivaa, da ist mein Platz. Und auch du, Heli, ich glaube, du hast auch einen Platz — neben ihr. Wir wollen nichts aufgeben, hörst du!“ Er umspannte meinen Arm mit seiner kräftigen Hand. „Nicht die Mutter und nicht Pahlivaa soll ihm gehören.“ Ich wußte, was er meinte. Er glaubte an diese Heirat, doch er glaubte nicht an ein gutes Ende. Und auch ich — die Wandlung kam so schnell, sie war so schwer — das alles konnte nicht Wirklichkeit in mir werden, konnte nicht Zukunft sein.

*

Der Wagen fuhr durch den Birkenweg. Meine Mutter kam mit Sten Frieborg nach Hause. Sie hatten sich sehr bald schon in Helsingfors trauen lassen. Von ihrer Ankunft auf Pahlivaa erfuhren wir erst drei Stunden vorher.

Die Mutter hatte uns nicht gefragt, ob wir nach Helsingfors kommen wollten. Sie ging allem aus dem Wege, was Härten bringen konnte.

Sten Frieborg hatte sich die letzte Zeit in Nadendal bemüht, vertraulichere Beziehungen zu mir zu gewinnen. Lauri war abgereist — doch wir fühlten beide: es war vergeblich. Daß er meine Mutter auf seine Art sehr lieb hatte, glaube ich, doch das war kein Verdienst und keine besondere Gabe: Blida Djöns war eine Blüte. Aber ich glaube auch — heute noch glaube ich es — daß er an ihr vorübergegangen wäre, wenn sie nicht die reiche Blida Djöns auf Pahlivaa gewesen wäre. Und nun ich ihn neben ihr stehen sah, mit großer Sicherheit ihren Anblick und den ihres Wohlstandes genießend, da kam jener Ekel in mir auf, den ich von der Zeit ab immer gegen sein Äußeres, das so viel gerühmt wurde, empfunden habe.

An diesem ersten Abende war er voll guter Laune und Zärtlichkeit für meine Mutter.

Herbstkühle und Dunkelheit begannen bereits vom Walde her in unsern Garten zu ziehen, und zwischen den Birkengirlanden hing flatterndes Gold. Im großen Wohnzimmer standen Dahlien und Astern. Sten Frieborg hatte Holz im Kamin geschichtet und zündete es an. Die Hand meiner Mutter lag auf seiner Schulter. Sie sah ihm zu, ihr Kopf berührte den seinen. Was sollten wir hier? Lauri wollte gehen.

„Nicht, nicht!“ rief die Mutter. „Wir wollen gemütlich beisammen sein!“ Und sie wandte sich zu Lauri und zog ihn auf den Stuhl zurück.

Es war merkwürdig: so viel sie auch erzählten, von Helsingfors, von gemeinsamen Bekannten, von einer Reise an die großen Fälle — es hatte nichts mit uns zu tun. Ich konnte es nicht vergessen, wie köstlich es gewesen war, wenn wir in früheren Jahren zum ersten Male das Feuer angezündet hatten. Meine Mutter aber schien das alles nicht zu bemerken. Sehr jung sah sie aus und sehr froh. Das Kaminfeuer warf hier und da einen besonders hellen, warmen Schein auf ihr lebhaftes Gesicht und auf das Haar, das locker um ihren Kopf stand. Früher hatte sie es immer recht fest zurückgestrichen, weil ihr das Herumwehen, wie sie sagte, unbequem war. Auch ihre Kleidung war reizvoller, die Hände gepflegter, und das ganze Wesen weit mehr Spiel und Freude, als in den alten Tagen. Gewiß war sie auch damals jung und sehr froh gewesen, aber vielleicht mehr um unsertwillen. Jetzt wohnte in ihrem tiefsten Innern eine Heiterkeit, die mehr war als das Unbekümmerte ihrer freien, starken Jahre auf Pahlivaa. In ihrer Seele lebte ein Entzücken, das sie mit niemand teilte und das dennoch nicht zu verschließen war. Jeder mußte es fühlen, der in ihre Nähe kam.

Dieser Glanz brach weit stärker aus ihr hervor als aus Sten Frieborg, obgleich auch er den Eindruck eines glücklichen Mannes machte, doch eines Menschen, der sein Glück genau kennt und bis zu dessen Grenzen überschaut. Unsere Mutter aber erinnerte mich in dieser Zeit an die klaren Sommertage, die königlich verschwenden und die in der Weite und Glorie unseres einsamen Landes unerschöpflich scheinen.

Wir aber, ihre Kinder, saßen schon diesen ersten Abend als Beobachter neben ihr. In uns war keine Harmlosigkeit und nicht der allergeringste Wille, irgend etwas zu vertuschen. So hart und klar wie nur möglich blickten wir in all diesen Wochen auf das Neue, auf die Umwälzungen, auf die möglichen Folgen.

Im Grunde waren wir unromantisch, wir hatten nur überaus sorglos gelebt, das hatte uns leicht gemacht, ohne uns die Fähigkeit genommen zu haben, alles umzuwenden und zu untersuchen, was unser Leben verdüstern könnte. Wir waren wie zwei kleine Tiere, die sich gewaltsam gegen jede Art der Verengung ihres freien, üppigen Lebens wehrten. Schon am ersten Abend wäre es uns lieber gewesen, irgendeinen leichten Schatten auf dem Wesen unserer Mutter zu entdecken, und da das nicht sein konnte, so war uns bald schon das Grenzenlose ihres Gefühles willkommen — denn wir leben in der Zeit, die abläuft, und in Grenzen, die näherrücken.

So dachten wir und fühlten uns sehr weise.

Die letzte halbe Stunde jenes ersten Abends hatten sie einander geneckt, und da meine Mutter gewandt darin war, blieb sie Siegerin. Doch ihr Mann wollte es nicht zugeben. Er hob sie unversehens von ihrem Stuhle auf und trug sie hinaus, so daß sie sich wie ein Kind an ihn halten mußte.

Ihn mochte es freuen, uns gefiel es nicht.

Kaum waren sie gegangen, da setzten wir uns wie Schulmeister zurecht und tadelten. Es gibt vieles zu tadeln, wenn man will. Wir waren unzufrieden mit uns, während wir so kleinlich, ja gehässig allem nachspürten, und doch trieb es uns immer weiter.

Es mochte schon recht spät sein, als unsere Mutter hereinkam. Sie war stets in Sorge um uns, um unser Gemüt, wie sie sagte. So, wie sie da zu uns kam, hatten wir sie niemals gesehen. Sie war ganz wundervoll. Über dem Nachtkleid trug sie ein loses Gewand von mattblauer Seide. Ihr Haar war geöffnet

und ging bis zu ihren Hüften hinab. Fast glaube ich, sie wollte auch uns damals gefangennehmen, denn sicherlich hatte sie in diesen Wochen zum ersten Male in ihrem Leben erfahren, welche Macht ihre gesunde, ungebrochene Schönheit war. Vielleicht hatte sie diese Schönheit erst jetzt begriffen. Ich habe später oft darüber nachgedacht. Sie trug dieses reine, fast erstaunte Wohlgefallen an sich selbst damals so stark zur Schau, als hätte man ihr ein besonderes Geschenk damit gemacht, das auch andere bewundern mußten. Sie war ja innerlich wie ein Kind.

Lauri und ich aber dachten nur, daß sie sich für diesen Mann schmückte.

Dennoch war ihr alter Zauber für uns groß, und ich glaube, es erging Lauri wie mir. Ich kam mir wie eine kleine Angestellte vor, die hinter dem Rücken ihrer gütigen Herrin schlecht über sie redet.

„Ich weiß schon, was ihr tut, ihr Bösewichter," sagte sie lachend. Sie war sich bewußt, das Gute zu wollen und Gutes zu tun. So stark war das in ihr, und ihr ganzes Sein war so erfüllt vom eigenen Leben, daß sie gar nicht abwägen konnte, was auf uns lastete.

Lauri wollte sich nicht aufgeben. Er legte den Finger auf eine wunde Stelle. „Als Sten heute abend zu einer Möbelfabrik riet, Mutter, da wußtest du recht gut, daß das für uns hier in Pahlivaa unmöglich ist, und doch sprachst du hin und her mit ihm," sagte er grimmig.

„Sie steht ja noch nicht!" rief die Mutter fröhlich.

Erstaunt ließ sich Lauri nach vorn herüberfallen. „Was?"

„Das, was ich sage — Junge, lieber kleiner Kerl!"

„Du hättest ihm sagen müssen," fuhr Lauri verbissen fort, „daß wir gerade genug Scherereien mit dem Sägewerk haben."

„Hättest! Müssen! Bin ich denn entthront?" Sie setzte sich im Sessel zurecht, knotete ihr Haar zusammen und sprach sachlich von diesem unserm neuen Unternehmen, das sie von Anfang an sehr interessiert hatte. Das brachte Besänftigung, ja Kühle. Und als sie fertig war und Lauri immer noch mit finsterer Stirn dasaß, stand sie auf, drückte mit ihren beiden Händen seine Schultern zurück, so daß er aufrecht dasaß und sie ansehen mußte. Ihr Blick zog auch mich zu dem hin, was sie sagen wollte.

„Es mag ja sein, daß Sten sich im Anfange mal ein wenig ungeschickt in Althergebrachtes einmischt oder auch, wie heute abend — es war ja nur so wenig, eine so kurze Spanne Zeit — in Dinge, die er noch nicht überschauen kann. Was schadet das? Ein Mann will sich betätigen, will selbst und ganz unabhängig handeln. Sten will arbeiten, das ist es!

„Und noch etwas — es ist möglich, ich gebe das gern zu, daß einmal ein Fehler gemacht wird. Was schadet das? Es kostet Geld." Ihre Stimme schwang tönend dahin. „Kinder! Viel schlimmer ist es, wenn die Ruhe des Herzens, Vertrauen und Liebe verloren gehen!" Und ihre Augen sahen weit geöffnet gerade aus, um ihren Mund lag ein sieghafter Ausdruck, als ob sie sagen wollte: ‚Ich führe euch durch alles hindurch!'

Sie stand auf, küßte uns und ging. Sie ermahnte uns nicht einmal, zu Bett zu gehen, so wenig wollte sie uns beengen.

Wir blieben beschämt zurück. Niemals haben wir ausdrücklich darüber gesprochen, doch wir vermieden es seitdem, heimlich Kritik zu üben. Die kleinen, alltäglichen Beobachtungen hielten wir zurück, aber wir warteten innerlich auf Besonderes, Schweres.

*

Ehe die großen Herbstschatten auf unser Land fielen, kam Sonja. Es war wohl niemand in unserem Hause, der nicht dankbar für diesen Besuch gewesen wäre. Selbst Sten nahm Sonja freudig auf.

Es ist unnötig, über die immer wiederkehrenden Zwiespältigkeiten in unserer Familie zu berichten, doch es ist bezeichnend, daß ein Fremder Entspannung und Erfrischung brachte. Denn eine Fremde war Sonja für uns alle, sogar für mich. Nach dem ersten langen Gespräch, in dem sie viel und ich wenig gab, waren wir selten beisammen gewesen. Beim Abschied hatte ich sie, mehr aus der üblichen Gastfreundschaft unseres Landes als aus eigenen tieferen Wünschen, gebeten, nach Pahlivaa zu kommen, ehe sie nach Deutschland reiste, und nach kurzem Zögern sagte sie herzlich zu. Mit ihr kam eine gewisse Beruhigung, da sie mit Lauri und mir in schwesterlicher Weise sogleich über die Verhältnisse in unserer Familie sprach.

Weit mehr als mit mir verkehrte sie mit meiner Mutter, von der sie sagte, es sei die liebenswerteste Frau, die sie kenne. Auch Sten schien ihr nicht zu mißfallen. Fast jeden Tag ritt sie mit ihm auf dem Pahlivaaland umher, denn Sten hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die gesamte Arbeit auf unserm Besitze kennenzulernen und zu überwachen.

Unsere Leute waren zuverlässig, es war uns peinlich, neben dem alten Brentinius eine Art Aufpasser zu haben, der zudem ganz überflüssig war. Doch was sollte Sten schließlich mit dem langen Tage beginnen? Für die Buchführung hatte er kein Interesse, und der Sekretär war ein so stiller, karger Mann,



Der Sturm. Gemälde von Paul Thiem

daß Sten gewiß die Luft zu eng wurde, sobald er nur das Verwaltungszimmer betrat.

Meine Mutter ritt nicht, und Sten war wohl des einsamen Umherschweifens müde. Vor allem war es ihm ein Genuß, seine Künste mit denen einer so guten Reiterin, wie Sonja es war, zu messen.

Ich konnte ihre Haltung lange nicht begreifen, bis sie eines Tages zu mir sagte: „Deine Mutter ist eine Art Nachtwandlerin, hoffentlich ruft sie niemand an.“ Was alles hinter diesen Worten lag, verstand ich sogleich; ich fragte nur, ob Sten selbst sie nicht wecken würde. „Solange er so bleibt, wie er ist, nein, denn du und Lauri, ihr seht nur die eine Seite! Es gibt aber noch eine andere. Dieser Mann hat wirklich die Gabe, eine Frau wie deine Mutter glücklich zu machen. Es ist nichts Überlegtes, es ist Instinkt in ihm, Unmittelbares. Ich habe Augenblicke mit den beiden erlebt, in denen ich deine Mutter begriff.“

Solche Worte konnten mich nachdenklich stimmen, doch nicht Lauri. Er hatte eine feste Meinung von Sten, die er niemals zu dessen Gunsten änderte. Solange dieser Mann in unserem Hause war, hatte Lauri keine Ruhe gefunden, obgleich er äußerlich immer stiller und zurückhaltender wurde. Er hatte sich sehr verändert. Bisweilen fuhr er nach Helsingfors, ohne eine genaue Erklärung für diese Reisen zu geben. Ich glaubte, daß er nach Stens Vergangenheit forschte. Er hatte etwas überaus Zielbewußtes; ich hatte nie gedacht, daß ein so junger Mensch wie Lauri so schnell sicher, ja hart werden könnte. Es mußte doch wohl das Blut der Djöns in ihm sein, von denen erzählt wurde, daß ihre Entschlossenheit mehr zu fürchten sei als die Zähne des grimmigsten Winters.

Wie starr mein Bruder war, sollten wir bald erfahren.

Wir alle, auch Sonja, die zwei Tage später abreisen wollte, saßen im großen Wohnzimmer, das eigentlich eine Art Empfangsraum war. Hier stand der Flügel, und Sten liebte es, an den so schnell dunkel und kühl werdenden Abenden mit ihr zu musizieren. Sonja spielte wundervoll. Man konnte sich kaum etwas Schöneres denken, als wenn sie am Flügel saß, das helle Gesicht wie horchend erhoben, neben ihr meine Mutter, die mit ihrer weichen Stimme unsere Volkslieder sang. Die beiden waren sehr verschieden, und so auch ihr Spiel. Meine Mutter sang ganz schlicht und rein, ein klein wenig melancholisch. Ihre Stimme war nicht groß und ohne Schulung, doch es war etwas Warmes und Blühendes in Klang und Vortrag. In Sonja hingegen lebten Gestaltungskraft und ein Hang zum Artistischen. Sie konnte sich nicht damit begnügen, diese Lieder zu begleiten, ohne Eigenes hinzuzugeben. Es war, als ob in das einfache, fast traumvolle Flöten eines Vogels eine andere, sehr geschliffene Musik verflochten würde. Ich genoß dieses seltsame Nebeneinander so tief, daß ich in diesen Stunden alles Bedrückende vergessen konnte.

Ganz anders Sten. Er wartete stets voll Ungeduld auf den Schluß jener Lieder, ja manches Mal unterbrach er die musizierenden Frauen. Denn dieses war sein Gebiet, so glaubte er. Er hatte eine prächtige Stimme, auf die er stolz war. Vielleicht hatte sie ihm schon manche Erfolge gebracht. Er wählte Lieder, die den ganzen Umfang seiner Stimme zeigten. Nie war er so geschmacklos, lediglich Bravourstücke zu singen, und doch auch nicht feinnervig genug, um auf eine Art Schaustellung zu verzichten. Im Grunde paßte das recht gut zu ihm, denn sein ganzes Äußere, sein Wesen, alles drängte zu starker Wirkung hin. Er stellte sich nicht hinter oder neben den Flügel, sondern mitten in den Raum, so daß man durch Sonja und ihr Spiel nicht von seiner Person abgelenkt wurde. An diesem Abende nun, von dem ich erzählen will, hatte mein Bruder ihn dadurch gereizt, daß auch er selbst eines dieser Lieder sang, und zwar genau in der Vortragsart wie Sten, was unendlich komisch wirkte, da es gar nicht zu Lauri paßte. Auch hatte er weder musikalisches Gehör noch eine gute Stimme. Wir Frauen lachten bis zur Erschöpfung! Doch Sten konnte es nicht einfach nehmen. Er geriet in Zorn. Meine Mutter ergriff seine Hand und schwang sie hin und her, sie konnte vor Lachen nicht sprechen. Ihre ganze Bewegung sagte: ‚Laß, laß doch!‘

Aber Sten ging auf Lauri zu, der ebenfalls unter dem Kronleuchter stand, und sagte einige Worte, die wir nicht genau verstanden. Da brach auch Lauri in helles Lachen aus. „Ich glaube, Sten droht mir!“ rief er.

Da sah meine Mutter, daß sie einschreiten mußte. „Was soll das?“ sagte sie herzlich. „Lauri hat einen Scherz gemacht, doch jetzt ist es genug.“ Die drei standen nahe beisammen.

„Einen Scherz auf meine Kosten! Sag' mal, wer bin ich denn eigentlich?“ Er hatte sich ganz an meine Mutter gewandt.

„Mein lieber Mann,“ sagte sie leise, ihre Hand auf seine Schulter legend.

„Sag' deinem Sohne, daß ich hier der Herr bin,“ rief er heftig. Seit langer Zeit mochte ihn vieles erbittert haben.

Da sah Lauri ihn verachtungsvoll an. „Ein Herr kann nur sein, der es wahrhaft ist, der die Berechtigung dazu in sich trägt.“

„Und das, das willst du mir abstreiten?“ Stens Gesicht wurde glühend rot.

„Ja,“ sagte er kurz, „die Leistung macht den Mann.“

„Oh, Lauri,“ rief meine Mutter beschwörend. Sten hätte sich an Lauri vergriffen, wenn meine Mutter nicht seinen Arm ergriffen hätte.

„Das geht nicht, so etwas geht wirklich nicht,“ hörte ich Sonjas energische Stimme. Sie zog Lauri fort.

„Das soll ich mir gefallen lassen? Ich verlange Genugtuung!“ Sten keuchte.

Meine Mutter schlang ihre Arme um seinen Hals. Ich ging aus dem Zimmer, um Sonja und Lauri zu suchen. Doch sie mußten das Haus verlassen haben. Ich sah sie erst am andern Tage. Sie waren beide sehr ruhig und so, als ob sie irgendein Übereinkommen getroffen hätten. —

Sten war weggeritten. Irgend wohin. Er kam erst am Ende der Woche zurück.

*

Erst als Sonja abgereist war, fühlte ich, welch großen Einfluß sie auf uns gehabt hatte. Alles in unserem Hause schien mir erschüttert.

Sonja hatte es vermocht, Lauri zu überreden, ja zu verpflichten, daß er eine Form fand, unter der das Zusammenleben mit unserer Mutter und Sten wieder möglich war, doch die Abneigung saß unverhüllt mit uns zu Tische.

Anstatt herzhaft mit uns zu reden und uns dann für eine Weile wegzuschicken, wurde meine Mutter zaghaft, fast demütig. Gewiß hat ihr immer vor Augen gestanden, was sie uns nahm. Das veranlaßte sie zu vertiefter Güte und Geduld. Diese gütige Geduld aber war den Wünschen ihres Mannes entgegen. Heute, da ich so viel mehr vom Leben weiß, begreife ich, daß er meine Mutter ungeteilt für sich forderte. Er hatte in dieser großen Einsamkeit da draußen nur dieses eine, unsere Mutter. Alles andere, was für uns Stimmen und Farbe hatte, war ihm fremd.

Meine Mutter aber gab jedem! Solange war sie die Reiche, die Gebende gewesen, sie glaubte, uns alle halten und schließlich vereinen zu können. Vielleicht wäre es möglich gewesen, doch sie und Sten hätten innerlich erst einmal selbst zur Ruhe kommen müssen.

Als Sten mit meiner Mutter, als ihr Gatte, nach Pahlivaa kam, wollte er nicht nur Zuschauer des Lebens dort sein, doch er konnte sich auch nicht einfügen. Dieses gleichmäßige Abspinnen der Tage war ihm fremd, er mußte etwas Eigenes, Besonderes und auch wohl Erregendes haben. Vielleicht war das starke Betonen seiner selbst, das Lauri und mir so aufdringlich erschien, nur ein Ausfluß dieses unruhigen Wollens.

Heute sehe ich das in anderem Lichte.

Solange Lauri lebte, gab es nur das eine für ihn und für einen jeden, der ihn kannte: Lauri war der Erbe von Pahlivaa, und schon als Kinder hatten wir spielend beschlossen, daß ein kleiner Teil des Gutes für mich abgetrennt wurde. Später kam dann mein Wunsch, Medizin zu studieren. Der Arzt unseres Bezirkes war alt, und nach seinen kurzen Studienjahren hatte er die Wissenschaft und den Fortschritt für immer abgetan. So wurde es mein Plan, auf unserem Gute und darüber hinaus die ärztliche Praxis auszuüben und zugleich an Pahlivaas Leben teilzunehmen. Wie oft und freudig hatten wir das alles mit der Mutter besprochen. Lauri war ganz davon erfüllt, bald an Mutters Seite zu stehen. Pahlivaa sollte ein Mustergut werden, von dem Anregung und Belehrung nach allen Seiten hin ausging. Ein starker und gesunder Kern für die ringsum angesiedelten Landbewohner und kleineren Besitzer. Das stand Lauri vor Augen, er arbeitete mit Begeisterung für dieses Ziel.

Meine Mutter war der Ansicht, daß Lauri zunächst einmal das Gymnasium absolvieren müßte, Lauri selbst aber mochte nichts davon wissen: zum Herbst wollte er auf eine landwirtschaftliche Schule gehen.

Diese Angelegenheit war unentschieden, als sich meine Mutter verheiratete.

Im Grunde mußte sie wünschen, daß Lauri ging, doch wie nun alles gekommen war, drängte es sie, uns immer von neuem zu sagen und mit allem zu beweisen, daß Pahlivaa unsere Heimat sei und sie unsere Mutter in all der alten Liebe. Irgend etwas zu tun, das den Anschein hatte, als vertriebe sie uns oder sie verkürzte irgendeines unserer Rechte, das war ihr unmöglich; eher war sie bis zur Unvernunft nachgiebig. Niemals war sie das gewesen.

Und wir forderten mehr als früher. So sehr hatten wir uns alle verändert.

In seiner Verbitterung und seiner großen Liebe zu dem Besitze seiner Vorfahren hatte Lauri in dieser Zeit beschlossen, weder weiter zu studieren, noch auf eine landwirtschaftliche Schule zu gehen, sondern alle seine Kräfte für Pahlivaa einzusetzen. Im Winter wollte er einzelne Kurse besuchen; Pahlivaa ganz verlassen — jetzt! — das konnte er nicht. Ihm war, als hätte er es einem Fremden überantwortet, einem Schädling. Er mußte wachen, schützen!

Wie war Lauri so tief fröhlich gewesen, so leidenschaftlich an das Leben unsrer Heimat hingegeben, so sicher in alle Zukunft

hinein. Sollte er weichen? Er stand auf seiner Ahnen Erbteil. In dem Erdboden, den Lauri wie eine zweite Mutter liebte, lebte ihre Arbeit weiter: ihre Gedanken, ihr Fleiß, ihr Wille. Jetzt gehen, wo ein Fremder, ein Abenteurer, mit täppischen Händen in das sinnvolle Getriebe hineingriff? Es war ihm wie ein Verrat an Pahlivaa und ein Verrat an sich selbst. Nein, er blieb, und er blieb als Hüter! Das war sein Wunsch, seine Bitte.

Doch dieses Mal war meine Mutter fest. Gewiß, er sollte bleiben, sie vertrieb ihn nicht, doch ganz wie sonst, ein Schüler, der seine freie Zeit dem Gute widmet. Lauri aber dachte, sie wollte für den fremden Mann freie Bahn auf Pahlivaa haben. Ähnlich sah auch ich es an, als er mir von seinem Kampfe erzählte. „Ich soll der Schulknabe sein," sagte er grimmig, „und du — — —? Sag' einmal, willst du denn noch Medizin studieren?" Am liebsten hätte er gesehen, wenn auch ich nur mehr für die Erde, für Pahlivaas Mutterleib gelebt hätte. Von jeher war alles in ihm sehr stark gewesen, war es früher die Lust an dem, was ihn umgab, so war es jetzt das Aufbäumen gegen eine Macht, die ihn zur Seite schieben wollte. Und auch ich? Freute ich mich noch der Zukunft? Wollte ich wirklich noch Ärztin werden? Neben Sten? In diesen so ganz veränderten trüben Verhältnissen? Ich schwankte. Doch mit auf dem Gute bleiben, das wollte ich nicht.

Jetzt sehe ich vieles im Zusammenhange. In jener Zeit nach Sonjas Besuch waren es nur Bruchstücke, kleine Helligkeiten und geringe Vertiefungen. Ich war zu jung und zu aufgestört, unruhevoll und ungleich in meinem Empfinden und Denken.

Was ich hier niedergeschrieben habe, zumal das, was Sten betrifft, berührten meine Gedanken damals nur wie in unstetem Fluge.

*

Seit alters her war es Sitte auf Pahlivaa, die Spinnstube zu eröffnen, sobald die Schneedecke für Schlitten und Schneeschuhe hielt. Wir sagten immer noch die Spinnstube, doch das war es längst nicht mehr. Es war eine Art Fortbildungsschule für Frauen und Mädchen, eine Schöpfung meiner Mutter, die die alte Spinnstube gänzlich verwandelt hatte. Die Frauen lernten neben dem Spinnen das Färben, Weben, Nähen und andere nützliche Handarbeiten. In dem großen, hellerleuchteten Raume, der ein Anbau der Meierei war, ging es an den Winterabenden sehr fröhlich zu. Eine besondere Freude machte allen das Weben der bunten Läufer, einer alten finnländischen Heimarbeit.

Meine Mutter nun griff diese Kunstfertigkeit auf. Sie entwarf neue Muster und bildete Helferinnen heran. Unser ganzes großes Pahlivaahaus war mit diesen oft zu Teppichen zusammengenähten Webarbeiten ausgelegt. Zu jedem Zimmer hatte unsre Mutter besonders gut passende Farben gewählt. Es sah außerordentlich reizvoll aus.

Wir gingen mit dem Gedanken um, den Landbewohnerinnen mit dieser zu einer Kunst erhobenen Heimarbeit eine Beschäftigung und eine Einnahme in den langen Wintermonaten zu verschaffen. Manches andere noch wurde in der Spinnstube gewebt, doch die immer eigenartiger werdenden Teppiche waren unser Stolz.

Die Mädchen und Frauen von Pahlivaa hingen an meiner Mutter. Seit sie hier die Herrin war — fast fünfzehn Jahre! — kamen sie mit allem zu ihr, was sie bewegte. Um meine Mutter zu ehren, hatten sie seit mehreren Jahren den ersten Spinntag zu einem Feste gemacht. Man sang, tanzte, machte auch wohl kleine Aufführungen, und jedesmal überreichte man meiner Mutter ein Geschenk, eine selbstgefertigte Handarbeit.

Dieses Mal sollte es ein Teppich für unsere Halle sein. Ich selbst hatte den Frauen dazu geraten und die Farben gewählt. Er war sehr schön geworden. Meine Mutter wußte nicht darum. Sie und ich, wir freuten uns auf den Spinntag!

Sten war es um diese Zeit recht einsam auf Pahlivaa. Er hatte mit meiner Mutter mehrere Besuche auf andern Gütern gemacht und jetzt, da überall die Arbeit nachließ, kamen die Einladungen. Auf Hellkainen sollte sogar ein Ball sein. Dort war eine junge Stockholmerin eingezogen, die sich vorgenommen hatte, unsern schweren Winter nicht über ihre Schwelle zu lassen. Sie und Sten planten Feste.

Als nun die Schneedecke hielt, kamen am gleichen Tage zweierlei Sendboten zu uns. Die einen kamen aus Pahlivaa selbst. Am frühen Morgen schon standen sie da, drei hübsche Mädchen, bunt ausgeputzt. Sie luden unsre Mutter und mich zum ersten Spinnabend ein, zu ihrem Ehrenabend. Wir sagten freudig zu. Die andern Boten kamen aus Hellkainen. Die junge Frau wollte Proben zu Vorführungen abhalten, die eine Überraschung auf dem Ball sein sollten.

Meine Mutter hatte eingewilligt, mit Sten eine altmodische Gavotte zu tanzen. Die erste Probe, von der sich alle Teilnehmer besonders lustige Stunden versprachen, sollte am darauffolgenden Tage sein, an demselben Tage, den auch die Spinnerinnen für ihr Fest gewählt hatten.

Es würde unsere Leute sehr enttäuscht haben, wenn meine Mutter einen Aufschub verlangt hätte, und es war auch fast unmöglich, denn mit dem Feste der Spinnerinnen war stets eine kleine Schmauserei verbunden, die man sorgfältig vorbereitete. Zudem: Mutter hatte von Herzen gern angenommen, die drei Botinnen hatten es gesehen. Was sollte sie diesen einfachen Menschen nachträglich sagen? Sie schwankte auch gar nicht.

„Sten," rief sie durchs Haus — er war in dem abseits liegenden Wohnzimmer der Mutter — „Sten, hier ist nochmals ein Bote, dieses Mal von Hellkainen, doch du mußt allein hinüberfahren. Ich gehe zur Spinnstube!"

Sten kam rasch den Flur entlang. „Nein, daraus wird nichts," sagte er lachend, „du willst dich an dem Tanz auf der Bühne vorbeimachen, nein, meine Blida, wir fahren miteinander!"

Die Tür zum gemeinsamen großen Wohnzimmer stand offen, ich konnte die beiden sehen.

Meine Mutter erklärte Sten, weshalb sie nicht absagen könnte, dabei legte sie ihre Hände auf seine Schultern.

Während sie sprach verdüsterte sich sein Gesicht. Er nahm ihre Hände, schob sie fort und sagte kalt: „Also so beginnen die Winterfreuden? Allein gehe ich nicht."

Eine Weile schwieg meine Mutter, dann sagte sie freudig: „So komme mit mir! Sie werden alle so stolz sein, wenn du kommst."

„Zu diesen grinsenden Weibern, in eine Luft, die dick ist von Trangeruch, nein, Blida, das kannst du nicht erwarten."

Er steckte die Hände in die Taschen. Die Mutter sah niedergeschlagen aus. Sie sagte ziemlich leise: „Ich bin immer sehr gern hingegangen."

„Merkwürdige Liebhaberei," sagte er und schlenderte zurück.

Meine Mutter ließ ihn gehen, doch es schien ihr sehr leid zu tun.

Am Nachmittag schon fuhr Sten davon. Er ging dennoch allein, und sehr gut sah er aus! Meine Mutter stand in der Tür und winkte. Auch er winkte lange zurück. Erst am andern Tage kam er wieder, sehr heiter, voll allerlei lustiger Erzählungen. Ganz beiläufig sagte er meiner Mutter, sie brauchte sich um der Gavotte willen keine Gedanken machen, er tanzte sie jetzt mit einer Freundin der jungen Frau.

Meine Mutter hatte schwer eingewilligt, nun wurde sie leicht zur Seite geschoben. Aber sie lachte. „Oh, das ist etwas für meinen Sten!" sagte sie gutgelaunt.

Erst wußte er nicht, wie er diese Worte nehmen sollte. Plötzlich sprang er auf und küßte sie. Das hatte er in unsrer Gegenwart seit jenem ersten Abende niemals mehr getan. Sie hielten sich einen Augenblick umschlungen.

Auf dem Flur hörte man Schritte. Unser Kutscher kam mit der Nachmittagspost. Sten, der gerade auf seinen Platz zurückkehrte, nahm sie entgegen. Es war unsre Kaffeestunde. Wir saßen behaglich in der Nähe des Kamins. Sten sah alles flüchtig durch, steckte mehrere Briefe in seine Tasche, gab meiner Mutter eine Zeitschrift, die er für sie bestellt hatte, und dann setzte er sich hin, um die Helsingforser Zeitung zu lesen.

Lauri hatte ihn beobachtet. „Ich glaube, auch für mich ist ein Brief dabei, laß einmal sehen." Er streckte seine Hand aus, dann trat er dicht zu Sten hin.

Der nahm die Briefe aus seiner Tasche, sah Lauri an — und zögerte.

„Nun," sagte Lauri kurz, „ich kenne die Aufschriften der Firmen."

„Welcher Firmen?" fragte meine Mutter, zerstreut aufblickend.

„Für mich handelt es sich um etliche Eisenbeschläge an Stalltüren, für Sten handelt es sich um Holzbearbeitungsmaschinen."

„Um was für Maschinen?" fragte meine Mutter erstaunt.

Sten hatte bisher geschwiegen, doch ich sah es ihm an, wie er Lauri in diesem Augenblick haßte.

„Blida, du weißt doch," sagte er ruhig, „ich interessiere mich für so etwas; ich denke an die Angliederung einer Möbelfabrik an das Sägewerk."

„Komm, komm," sagte sie nachsichtig.

„Es ist mehr als ein Gedanke." Lauri ging nahe zum Feuer hin, an dem unsre Mutter saß, er wendete sich ganz an sie. „Du warst wohl lange nicht mehr draußen beim Sägewerk?"

„Nein," sie hob beunruhigt den Kopf, „das hat Sten übernommen."

Auch Sten trat vor. „Gewiß, ich habe es übernommen," sagte er laut, „und niemand wird in meine Anordnungen hineinreden."

„Ganz gewiß nicht," sagte sie, sich wieder über die Zeitschrift neigend.

Damit wollte sie alles abschneiden. Ich sah, daß sie erregt war.

„Der bisher bestehende Teil des Werkes wird ausgebaut, die Arbeit ist in dieser Woche gut vorwärts gekommen," beharrte Lauri.

Vielleicht hatte meine Mutter in dieser Stunde Sten besonders lieb, sie wollte wiederum ablenken.

„Ach, Sten, komme doch mal mit mir in die Halle, ich muß dir etwas Hübsches zeigen.“ Er war über den neuen Teppich hinweggeschritten, ohne ihn zu bemerken.

Sie wollte die Tür hinter sich zuziehen, ganz offensichtlich in dem Bestreben, Sten von uns zu trennen und Unangenehmes zu vermeiden. Sten aber wollte nicht. In der Tür stehend, sagte er: „Wenn du etwas mit mir auszumachen hast, Lauri — und es scheint ja, daß du das willst, dann belästige nicht auch deine Mutter damit. Ich komme sogleich zurück.“

Es war wieder diese schreckliche Spannung zwischen uns, die ich kannte und fürchtete.

Meine Mutter sagte, fast bittend, ihr liebes, sehr blasses Antlitz uns allen zugewandt: „Sieh nur den schönen Teppich.“ Dann aber brach sie ab, als hätte sie etwas ganz Törichtes nur so in die Luft hineingesprochen, und fuhr eindringlich fort: „Wenn da etwas Ungeklärtes ist, das unser Zusammensein stört, dann wollen wir uns jetzt nicht trennen, dann wollen wir darüber sprechen. Also was ist es, Sten?“

„Ich habe es nicht für nötig gefunden — jetzt muß ich sagen, leider — Rechenschaft über mein Tun und Lassen zu geben.“ Meine Mutter hob beschwichtigend die Hand. „Ich meine auch, Blida, daß du mir vertraust. Gut denn, ich habe beschlossen, eine Möbelfabrik einzurichten.“ Er sagte es scharf und klar. Meine Mutter sah ihn unbeweglich an. Sie schwieg. „Alles, was damit zusammenhängt, die Berechnungen, die Vorarbeiten, Rücksprachen — das ist erledigt. Wir können die notwendigen Maschinen bestellen und bald beginnen. Noch vor dem eigentlichen Winter muß diese Sache unter Dach sein. Die Leute sind unterzubringen, auch das ist wohl überlegt,“ und, meine Mutter ansehend, „dieses ist die Arbeit und die Einnahmequelle, die ich Pahlivaa geben will!“ Er lächelte. „Vielleicht noch etwas wertvoller als die Teppichweberei. Doch das ist ja auch nur für deine Frauen.“

Wir standen alle nahe beisammen, während Sten sprach. Unwillkürlich hatten wir uns ihm genähert.

Es schien mir unerhört, daß Sten eine so wichtige, ja einschneidende Sache begann, ohne es mit meiner Mutter zu beraten, ohne ihre Einwilligung zu haben. Ob sie seine Frau war oder nicht, sie war die Herrin auf Pahlivaa, die Eigentümerin.

Wir schwiegen. Es war eine schmerzhafte Stille im Zimmer.

„Nun, Blida?“ fragte Sten etwas gezwungen. „Was sagst du zu dem neuen Blut für Pahlivaa?“

„Das —? Das müssen wir überlegen,“ erwiderte meine Mutter leise.

„Dann erlaubst du vielleicht, Mutter, daß ich, der Sohn, mich dazu äußere.“

Lauri trat einen Schritt zurück, als müßte er Raum für das haben, was er nun sagen wollte. „Neues Blut für Pahlivaa? Es ist blutvoll genug, und doch nicht genug, um einen solchen Aderlaß vertragen zu können. Die erste Anlage, das ist es nicht,“ fuhr er sachlich fort, „es wird eine große laufende Ausgabe sein und zum Schluß ein schwerer Fehlschlag. Ich habe diese Sache ebenfalls durchgearbeitet, mit Brentinius und mit einem Fachmann, denn ich sah, was vorbereitet wurde.“

„Und ihr sprachet nicht miteinander?“ fragte meine Mutter fast entsetzt.

„Nein,“ sagten beide zu gleicher Zeit kalt und klar. Sten wartete darauf, daß meine Mutter ihn deckte. Ich sah es. Er wie Lauri blieben unnatürlich ruhig.

„Oh — was macht ihr nur mit euch selbst und mit Pahlivaa!“ rief sie klagend. Sie hielt ihre Hände hin, doch keiner von beiden ergriff sie. Ich konnte nicht anders, ich nahm diese beiden Hände in die meinen.

„Mutter,“ sagte Lauri, „was ich mit Pahlivaa mache? Ich stehe zu Pahlivaa, solange ich lebe. Ich werde arbeiten und sorgen. Sei ganz ruhig.“ Aus seinen Worten und aus der Art, wie er das sagte, ging deutlich hervor, daß er an einen Widerstand der Mutter nicht glaubte. Er sah diese Fabrik, und er, der Sohn, wollte das Geld herbeischaffen, damit der Mann der Mutter es hinauswerfen konnte. Es ging ein Riß durch uns hindurch, ich fühlte es.

Sten packte Lauri an der Schulter. Ganz leise sagte er: „Das ist die letzte deiner Unverschämtheiten.“

Lauri machte sich zornig frei. „Es ist die letzte Stunde, die ich hier verbringe.“

Meine Mutter bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, als käme ein Blitzstrahl, ein schreckliches Ereignis, das sie nicht sehen wollte. Ich umfaßte sie.

„Laß das,“ sagte Sten herrisch, doch ich gab seinen Blick ebenso herrisch zurück.

Meine Mutter raffte sich auf. „So etwas geschieht nicht, Lauri, nein, nein.“

„Mutter, es ist besser so,“ sagte mein Bruder, und es war eine tiefe Trauer in seiner Stimme. „Ich ziehe zu Brentinius. Mit der Lernerei ist es zu Ende.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ohne sich umzuschauen, ging er fort.

Auch ich zog mich zurück, doch ich blieb im Zimmer. Meine Mutter sollte nicht denken, ich suchte Lauri auf.

Sten griff wieder nach seiner Zeitung, doch man konnte es seinen Augen ansehen, daß er nicht las.

Nach einer Weile sagte meine Mutter, die den Vorhang beiseitegeschoben hatte und in den Garten schaute: „Komm, Sten, wir wollen etwas wandern.“

*

Niemals hatte ich einen Menschen gesehen, der so viel eigene Leuchtkraft hatte, wie meine Mutter in den alten guten Tagen. Jetzt war es, als ob sie unter Schleiern dahinschritte. Jenes unmittelbare Ausstrahlen von Wärme und Farbe, das ihr eigen gewesen und das die Menschen entzückt hatte, ohne daß sie recht wußten weshalb, all das war verdunkelt.

Es kamen auch gute Tage. Dann war es, als ob auf eine stille Landschaft hier und da Sonnenstrahlen fielen. Wie konnte es anders sein? Lauri hatte sich von uns losgesagt. Das konnte nichts aufhellen. Niemals mehr kam er ins Pahlivaahaus. Er lebte ganz beim alten Brentinius. Eine Magd sorgte für die beiden.

Man konnte ihn überall auf dem Gute antreffen, und wohin er kam, da war Lust zur Arbeit. Wie ein Aufatmen ging es durch unsre Leute. Jetzt sahen sie klar, jetzt wußten sie wieder, wer der Herr war. Lauri, der mit unsicheren Kinderschritten in ihre Mitte gekommen war, der Erbe der Djöns, dieser feste kleine Kerl, den hatten sie geliebt, der gehörte ihnen. Seine kräftig heranwachsende Jugend war Stolz und Sinnbild. Das war Pahlivaas Zukunft: ein saftstrotzender, grünender Baum. Daß er sich von dem Fremden, dem Hergelaufenen, losgesagt hatte, war ihnen Befreiung. Jetzt lebte er ganz unter ihnen, weit mehr denn je — und doch ihr Herr. Auch sein Lachen hatte er ihnen mitgebracht und seinen volksnahen, treffenden Witz.

Der Mutter ging er nicht aus dem Wege. Im Gegenteil! Sobald er sie draußen irgendwo erspähte — und er sah viel nach ihr aus — dann kam er zu ihr hin. Mit dem Hute in der Hand stand er vor ihr, ihr sehr getreuer Sohn und Diener. Er ließ sich nicht einschüchtern und nicht fortschicken, mit allem Guten in ihm zeigte er ihr, daß er *ihr* ergeben war, ihr und Pahlivaas bester Sachverwalter. Nichts in seinem Verhalten war gekünstelt. So weit das neben Sten und dessen Unternehmungen möglich war, so weit war Lauri glücklich.

Mir fiel es auf, daß meine Mutter nach einiger Zeit Wege wählte, auf denen sie Lauri treffen mußte. Doch es war keine Verabredung, kein Einvernehmen zwischen ihnen. Sie berührten das Vergangene nicht.

Sobald Sten in Begleitung meiner Mutter war, hielt Lauri sich abseits. Die beiden sprachen nicht miteinander.

Die Leute auf unserm Gute paßten sich unsrer Mutter und Sten gegenüber ganz dem Verhalten Lauris an. Niemals sah Sten eine Unbotmäßigkeit, doch man ging ihm möglichst aus dem Wege. Ordnete er etwas an, so geschah es. Es ergab sich von selbst, daß Lauri gemeinsam mit Brentinius die ganze Landwirtschaft unter sich hatte, während Sten das Gewerbliche zufiel. Die Möbelfabrik trieb er fast gewaltsam weiter.

Die Mutter war ein wenig zur Seite geschoben, doch so wie eine Madonna, der man huldigt. Sie war überaus liebevoll und still geworden. Ihr ganzes Weibtum schien sich in gütiger Sorge für uns alle aufzulösen.

Sten hätte meiner Mutter am liebsten verboten, mit Lauri zu sprechen, doch die Stille, die über sie gekommen war, hielt ihn vor jeder Schroffheit zurück. Es war ein eigentümlicher Blick in ihren Augen, mit dem sie ihn entwaffnete. Voll Liebe war dieser Blick, doch es stand darin zu lesen: ‚Willst du mir noch mehr nehmen?‘

Ich habe auch niemals gehört, daß Sten mit meiner Mutter über sein Unternehmen sprach. Sie rührten nicht daran. Was sie untereinander abgemacht hatten, das weiß ich nicht. Sie waren seit dem einen bösen Nachmittag viel und lange beisammen.

Von Lauri hörte ich, daß Stens Fabrik mehr Geld verschluckte, als er gedacht hatte. Als ich Sorgen äußerte, meinte er achselzuckend: „Ein Gut wie Pahlivaa hält manches aus. Ich wünsche nur, die Niederlage käme bald.“

Wir waren wieder die guten Freunde wie immer. Lauris grimmiges, finsteres Verhalten hatte mich oft vertrieben. Es hatte etwas Fanatisches. Nun er so tief in seiner geliebten Arbeit saß, war der junge lichte Quell in ihm wieder erschlossen. Bisweilen sagte er ganz zuversichtlich: „Wer weiß, was alles kommt!“ Wenn ich ihn fragte, so wußte er allerdings nichts Rechtes zu sagen. Nur einmal, als er unangenehme Nachrichten über die Fabrik bekam, rief er gutgelaunt: „Vielleicht geht der Abenteurer eines Tages auf und davon!“

Das glaubte ich nicht. Vor meinen Augen sah ich, wie Sten und meine Mutter ruhiger, fast möchte ich sagen: liebevoller in ihrem Verkehr wurden.

So war es also doch gut gewesen, daß Lauri gegangen war. Sollte ich es ihm gleichtun? Seit Lauri nicht mehr am Unterricht

teilnahm, war ich ohnehin viel vom Hause weg, denn ich fuhr jetzt zu unserem Lehrer hinaus. Diese Zeit der Abwesenheit dehnte ich immer mehr aus. Stundenlang saß ich bei unserm Doktor Schombergh und dessen Frau, die sich freute, ihren etwas kränklichen Mann nicht mehr in den grausamen Winter hinausschicken zu müssen.

Und es war ein grausamer Winter. So dunkel und kalt, und weit schwererer Nebel als sonst. Sten litt darunter. Bisweilen erzählte er von Kalifornien, wo er drei Jahre lang gewesen war, oder von Bombay und Singapure. Immer sprach er von Sonne. Er stöhnte unter der Last des nordischen Winters. „Das schlägt alles Leben tot," sagte er von Zeit zu Zeit, und mir, die ich vieles von Lauri hörte, war klar, daß er damit nicht nur das warme, innere Leben meinte, sondern auch die Unternehmungslust und den Erfolg. Er hatte den finnländischen Winter fast vergessen, und nun er ihn auf sich nehmen mußte, gegen seinen Willen, da wurde er ihm ein Feind.

Dazu kam die Stille und Zurückgezogenheit meiner Mutter. Sie konnte nicht unter Menschen gehen, sie, die sonst so strahlende, geliebte Herrin und Mutter. Das Zerstörende in ihrer Ehe machte sie scheu. Am lebhaftesten war sie, wenn wir gemeinsam zu der Spinnstube fuhren. Wir hielten uns sonst möglichst voneinander fern, um Stens stets waches Mißtrauen nicht zu nähren. Wir hatten das nicht verabredet, wir wußten ganz von selbst, was wir zu tun hatten.

Doch diese Abende gehörten den Frauen, auch meiner Mutter und mir. Einmal in der Woche fuhren wir hin. Dann saßen wir eng nebeneinander. Die Mutter erzählte von diesem und jenem, meistens aber sprach sie von der vergangenen Zeit. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit Lauri. Auf irgendeine Art kehrten sie immer zu ihm zurück.

Manches Mal, besonders im Anfange ihrer Ehe und vorher, habe ich Kälte, ja Abneigung gegen meine Mutter empfunden. — Wie oft dachte ich: ‚Sie steigt hinab.' Doch nun sah ich, daß eine Frau, wie meine Mutter, gar nicht hinabsteigen konnte. Diese Zartheit und Trauer, die jetzt um sie war, verklärte sie.

Kurz vor Weihnachten beschloß Sten, mit unsrer Mutter nach Rom zu reisen. Es war ein ganz unerwarteter, ebenso schneller wie starker Entschluß. Für uns auf Pahlivaa war eine derartige Reise etwas ganz Unerhörtes. Italien, Rom, das war wie ein Märchen. Aber vielleicht gerade weil es so war, nahm es meine Mutter gefangen. Sie willigte sogleich ein.

Doch es war wohl auch ein Wissen in ihr, daß die Zerstörung weiter gedrungen wäre, bis in ihre Ehe hinein, wenn sie sich noch tiefer in diese Stille versinken ließ und wenn Sten diesen trüben, langen Winter ganz und gar auskosten mußte.

Und es war ein solcher Schatz von Kindlichkeit in ihr! Das offenbarte sich mir so recht, als sie am letzten Tage vor der Abreise zu mir sagte: „Ich glaube, wenn ich heimkehre, ist alles wieder gut. Lauri wird den Schlitten fahren und uns alle nach Hause bringen."

Das waren schon die Ausstrahlungen des Märchens.

Weihnachten ohne die Mutter? Das wäre uns früher undenkbar gewesen, uns und unsern Leuten. Nun aber war es die Lösung. Alles Traurige und Gezwungene war vermieden. Lauri und ich wohnten wieder im Pahlivaahaus. Wir waren glücklich. Auch das hätten wir niemals gedacht: glücklich ohne unsre Mutter, ja, recht eigentlich freier!

Sie hatte sich doch wohl so sehr an diese Ehe hingegeben, daß es uns selbständig machen mußte.

Wir bewohnten die alten Räume. Alles, was neu und fremd in ihnen war, entfernten wir. Wir schlossen Stens und meiner Mutter Zimmer ab. Es war, als ob neuer Glanz auf Pahlivaa hinabkäme. Der Weihnachtsabend war über und über mit Sternen bestreut. Unser großer, schneebedeckter Olmanisee blitzte. Jeder Baum trug seinen flimmernden Schleier. In allen blauen Tiefen war feierliche Stille. Keine südliche Nacht konnte schöner sein als unsre eisesklare Herrlichkeit.

Wir hatten alle ins Pahlivaahaus gebeten, die die Jahre zuvor mit uns um den Baum gestanden hatten. Niemand Fremdes, nur unsre Leute. Der alte Brentinius war der Veteran. Wie war alles so gut!

Und doch: war wohl irgend jemand unter uns, der an diesem Abende nicht unsrer Mutter gedachte? Niemand.

Sie war in Rom in einem Hotel. Vielleicht war sie auch in einer Kirche. Wenn sie nur in einer Kirche wäre!

Lauri war voll Kraft und guter Laune. Er ließ nichts Trübes aufkommen. Jedem sagte er etwas Herzhaftes, für jeden hatte er eine köstliche Überraschung. Nicht nur das übliche Geschenk, nein, irgend etwas mußte es sein, nach dem mancher heimliche Wunsch gegriffen hatte. Vielleicht jahrelang. Es war ein reiches, fast rauschendes Christfest. Stille unter unserm Baum konnten wir nicht ertragen. Wir waren wie die Kinder in unserm neugeschenkten Heimathaus. Die

alte Malli, die eigentlich längst im Rentnerstübchen saß, zog wieder zu uns herauf. „Irgend jemand muß für die Kinder sorgen,“ sagte sie. Sie kochte Gerichte, die wir fast vergessen hatten, und abends deckte sie mich zu. Jeden Tag machten wir zu einem Feste. Und wenn es ein Fest der Arbeit war, so blitzte es um so heller. Wiederum gehörte Pahlivaa uns, nur uns. — Alles suchten wir gemeinsam auf, die alten Wege, die riesigen, übereinander getürmten Steinblöcke, die stillsten Dome im Wald, den silbernen eingefrorenen Wasserfall, die Futterstellen für das Wild. Wir fuhren kreuz und quer, mit Schellengeläut, unter flatternden Schneedecken, über unsre Wiesen und Felder. Wir hielten vor den Stallungen und gingen in das dampfende, goldige Braun. Wir stiegen auf die Heuböden und saßen in den Getreidekammern. Der starke Geruch hing in unsern Kleidern. Wir freuten uns dessen! Wir besichtigten alle Geräte. So vieles mußte für den Sommer gerichtet werden. — Und dann zogen wir die Skier hervor, die wir in diesem Winter ganz vernachlässigt hatten. Unsere Leute sahen uns nach und lachten, wenn wir an ihnen vorbeiflogen, die Stöcke schleudernd.

Wie wir dieses Leben liebten! Übermütigen Vögeln gleich stürzten wir uns in die kurzen, sonnenroten Stunden hinein. So frei waren wir aufgewachsen! In unserm Überschwang vergaßen wir die Jahre. Wir gingen wieder wie als Kinder in unser Badehaus am Ufer. Malli und ihr Enkelsohn gingen mit uns. Lauri feuerte den großen steinernen Ofen an. Dicke Holzkloben schob er hinein. Es wurde zum Bersten heiß, doch wir lachten. Was für ein Qualm würde das werden!

Ich lag ausgekleidet auf der Pritsche, Lauri war wie ein Schiffsheizer. Dann kam auch er auf seine Pritsche, und Mallis sturer Enkelsohn goß Eimer voll kalten Wassers über die glühenden Steine. Niemand konnte den andern sehen. Der Atem verging uns. Wir blieben liegen, solange wir es ertragen konnten, und als der Qualm sich ein wenig verzogen hatte, kamen Malli und der Junge mit den langen Birkenreisern und klopften uns tüchtig aus. Zum Schlusse bekamen auch unsere glühenden Körper einen kalten Guß.

Wie wohl uns diese Dampfbäder taten! Alles war so gezwungen gewesen, jetzt stürzten wir uns in das Natürliche, das Alte hinein. Und als sich der Wind aufmachte und weite braungrüne Eisflächen auf unserm Olmanisee freigab und schließlich, gemeinsam mit der Sonne, fast den ganzen festgefrorenen See, da schossen wir mit unserm Segelschlitten jauchzend dahin.

Lauri war ein guter Segler, sogar meine Mutter hatte sich ihm immer anvertraut. Sein festes junges Gesicht wurde über und über rot, seine Augen waren wie Falken.

An den Sonntagen wollten unsre Burschen es ihm gleichtun, doch Lauri triumphierte.

Das war unser Winter, den wir kannten und liebten!

*

In der ersten Hälfte des Februar kam unsre Mutter mit Sten zurück. In ihrem Briefe, der die Ankunft meldete, war viel Sehnsucht nach der Heimat.

Ich fuhr zur Station, um sie abzuholen. Sie sah mich fragend an. Nein, Lauri war nicht mitgekommen.

Wie blaß unsre Mutter war!

Wir hatten den mit langhaarigen Pelzen ausgeschlagenen Schlitten gewählt und den Boden mit heißen Ziegelsteinen belegt. Darüber kamen wieder Pelze. Decken und Kissen überall. Unsre Mutter sollte es gut haben. Der Schlitten war neu gestrichen, hellrot mit Gelb und Grün. Er leuchtete. Die Pferde standen unter blitzendem klingenden Geschirr.

Als sie das sah, freute sie sich so, daß eine rosige Welle über ihr ganzes Gesicht zog. „Das tat Lauri,“ sagte ich leise, doch Sten warf unmutig den Kopf herum. Er packte unsre Mutter fest ein und dann ging es fort. Es war um die Mittagszeit und ein guter Tag.

Doch die guten Tage standen von jetzt ab frierend zwischen vielen bösen. Und ob auch die Sonne schien, die Tage waren doch böse.

Sten hatte in seiner Fabrik viele Anordnungen hinterlassen, ehe er abreiste. Sei es, daß er nicht die richtigen Leute hatte, oder vielleicht verstand er auch selbst zu wenig davon: diese Fabrik machte ihm sogleich schweren Verdruß. Er brachte ihn mit nach Hause. Lauri, Brentinius, der Buchhalter, niemand hatte sich um Stens Fabrik gekümmert. Auch das war wie ein stillschweigendes Einvernehmen. Sten hatte auch nicht darum gebeten. Er hatte einen Werkführer, einen ruhigen, zuverlässigen Mann. Aber ob er genügend Fachkenntnisse hatte? Das mußte doch wohl nicht sein.

Am Morgen nach der Ankunft unsrer Mutter, als Sten das Haus verlassen hatte, ging Lauri zu ihr hin. Es war das erstemal. Sie müssen sehr innig und glücklich beisammen gewesen sein. Als ich bald nachher zu meiner Mutter kam, sah sie belebt, ja blühend aus. Doch bald mußten wir sehen, wie schwach sie war. Kaum, daß sie die Kraft hatte, Brentinius' Wirtschaftsberichte anzu-



Ausfahrt Friedrich Augusts II. von Sachsen
Ausschnitt aus einem Gemälde von Bernardo Belotto gen. Canaletto

hören. Meistens saß unsere Mutter am Fenster und träumte hinaus.

Wenn ich neben ihr saß, dann sprach auch sie von der Sonne und vom Licht. Rom hatte einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Es ging bisweilen wie eine Erschütterung durch sie hin, wenn sie von den Ruinen des alten Rom sprach, von den Kirchen, Museen und vom Vatikan. Der Vatikan kehrte immer wieder. Doch alles das war von dem Wunder des Lichtes, der Sonne, umspült.

„Auch wir hatten einige Male Schnee," sagte sie lächelnd, „doch er stäubte nur so dahin, er fand kaum Halt. Dann kam die Sonne und lachte über die Spielerei."

Einmal hatten wir lange am Fenster gesessen, es war schon ganz dunkel, nur vom Kamin her zuckte Licht.

Die Hand meiner Mutter strich leise über mein Gesicht. „Heli, es muß dich nicht betrüben — wir — ich werde im Herbst ein Kindchen haben."

Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sprechen konnte ich nicht. Wir hatten wohl daran gedacht, Lauri und ich, doch nun es so war, kam es mir unfaßlich vor. Ich preßte die Hand meiner Mutter, als müßte ich mich daran halten.

„Ihr habt all das Kleine, Junge immer so lieb gehabt, Heli, ihr werdet auch das Kindchen lieb haben."

„Ja, Mutter," sagte ich stockend. Ich sagte es nur so dahin. Stumm bleiben durfte ich nicht.

Meine Mutter wollte es wohl nicht zu vielen Worten darüber kommen lassen. Wozu auch? Sie sprach leise von ihrer Freude, und dann wieder von Rom.

Ich wußte nun, weshalb sie so blaß und hinfällig war. Sie machte eine sehr schwere Zeit durch. Solange sie dieses Kindchen erwartete, war sie krank.

Als ich es Lauri erzählte, nickte er nur, doch sein Gesicht verzerrte sich.

Sten war sehr unruhig.

Oft dachte ich, es wären die vielen Stürme. Selbst ich litt darunter. Wenn sie sich immer wieder gegen unser Haus warfen, Tag und Nacht, wenn dieses ziehende Sausen durch unsere Birken ging, daß es lautete, als ob ein Ungeheuer winselte, dann wurde ich ganz traurig und zugleich erregt. Dann war mir, als wartete draußen Grausames auf uns. So viel Leidvolles war im Pahlivaahaus, wo die Heiterkeit gewohnt hatte. Mir war, als zöge dieses Leid seine Brüder und Schwestern zu uns hinein.

Es ist sicher, daß sie schon an meiner Mutter Bett saßen. Manches Mal, wenn ich zu ihr kam, hatte sie geweint. Früher war sie die Starke gewesen, jetzt mußte ich es an ihrer Stelle sein.

Nachdem meine Mutter geheiratet hatte, waren wir niemals mehr unaufgefordert in ihre Zimmer gekommen. Sie lagen zur Südseite hin und waren sehr schön. Ein großes Schlafzimmer in lichten Farben und ein kleines malvenblaues Wohnzimmer mit Birkenmöbeln und einem sehr bunten, warmen Teppich. Hier lebte sie. Sie kam oft tagelang nicht in die andern Räume.

Da Sten so viel unterwegs war, saß ich jetzt oft bei ihr. Wenn ich lange ausblieb, ließ sie mich rufen.

Wir sprachen wenig. Ich lernte, meine Mutter las oder machte feine Handarbeiten. All die lieben Sachen für ein Kindchen. Sie freute sich sehr, wenn ich ihr dabei half.

An dem Abende, an dem ich sie weinen sah, sprach sie zum ersten Male seit langer Zeit über Sten. So wenig es auch war, es war schmerzlich. „Wenn er nur nicht so unstet sein wollte — er beginnt mehreres zu gleicher Zeit — kann nicht warten — und dann braucht er Menschen. — Ja, Heli, er braucht Erregungen," fügte sie fast erstaunt hinzu.

Ich wagte eine Frage. „Wo ist Sten heute?"

„Ach, wo er ist? Ja, das weiß ich. Eigentlich weiß ich es immer —" ein freudiger Glanz kam in ihre Augen — „heute ist er im Klubhaus der Segler."

Das wunderte mich. Es war ein sehr weiter Weg zum Klubhause. Es lag in den Schären, und dann hörte man auch, daß dort die Junggesellen zusammen kämen und nächtelang feierten. Es wurden abenteuerliche Geschichten erzählt, woher sie ihre Getränke erhielten.

Der Name eines Ehepaares fiel mir ein, das in sehr schlechtem Rufe stand. Sie waren irgendwie in diese Angelegenheit verwickelt. Möglich, daß sie Schmuggler waren. „Kennt Sten den Lars Jörnefeld und seine Frau?"

„Die Anna Katrin meinst du?"

„Ja — die!"

„Denk' nur, es ist eine Jugendbekannte von ihm."

„Merkwürdig."

„Auch wieder nicht, Heli, sie ist ja aus Helsingfors."

Hier lag meine Mutter, leidend, man konnte es sehen und fühlen, wenn sie auch noch so wenig darüber sprach, und Sten ging von ihr fort zu jenen unsaubern Menschen — und dann kam er wieder in dieses stille, schöne Zimmer, zu unsrer Mutter.

Von jetzt ab achtete ich weit mehr auf Stens Kommen und Gehen. Ich wunderte mich, daß er so viel Zeit für diese jungen

Leute und für Fahrten quer durchs Land hatte; wußte ich doch von Lauri, daß in seiner Fabrik nichts war, wie es sein sollte.

„Ein rechter Geschäftsreisender ist auf der Landstraße," sagte Lauri nur, und zuckte die Achseln.

Ich glaube, er wünschte einen schnellen Niedergang — —

Wie lang doch dieser Winter war! Sehr gleichförmig war er. Wir hatten viel zu tun, doch der frohe Zusammenklang fehlte. Ich saß den halben Tag über meinen Büchern, ganz allein. Lauri tat, getrennt von uns, seine eigene Arbeit. Sten, der ein ungleiches Wesen angenommen hatte, wies es fast schroff zurück, über seine Unternehmungen zu sprechen, und uns allen fehlte die einst so helle, tapfere, herzhaft gute Blida Djöns.

Wie sehnte ich die lauen Winde herbei, den rieselnden, leisen Frühlingsregen und das Licht, das beglückende, warme Licht!

Als unsre Mutter zum ersten Male draußen auf und ab ging und meinte, die Erde finge an zu duften, da war ich in tiefstem Herzen dankbar. Es würde ja alles besser für sie werden, wenn sie wieder mit unserm Garten leben könnte.

Und dann war es so weit, daß die Drosseln mit voller Kraft in die blaue, seidene Luft hineinschmetterten, und Mutters Garten ward unsere erste schöne Frühlingsarbeit. — Sten hatte einen Gedanken, der uns alle freute. Er baute ein großes Treibhaus, in dem nur Rosen wachsen sollten. Unsre Mutter liebte Rosen! Hier konnte sie nun nach Herzenslust arbeiten, sorgen und pflegen, wie sie es so gerne tat! Es war, als ob uns ein warmer Hauch umschwebte, diese vielen Rosen im Treibhaus, wir sahen sie wachsen und unsre Mutter stand unter ihnen. Auch sie würde von neuem erblühen.

Sten konnte nichts in Ruhe und in dem richtigen Ausmaße vollbringen. Das Haus wurde sehr groß, und er scheute keine Kosten, die erlesensten Rosensorten heranzuschaffen. Niemand widersprach ihm. Sehr schnell, sehr sicher wuchs dieses Haus, sein Glas blitzte in der Sonne. Jeden guten Tag ging meine Mutter hin, ja, bisweilen ließ sie sich einen Liegestuhl hinausbringen. Dann lag sie in Decken eingehüllt da und sah dem neuen Werke freudig zu.

Ich glaube, ihr größtes Glück war, daß wir alle uns freuten.

Leider konnte ich diese Zeit nicht so miterleben, wie ich es gern gemacht hätte. Ich mußte die letzten Wochen vor dem abschließenden Examen in Helsingfors verbringen.

Eines Abends, als gerade ein warmer, feiner Regen niederging, kam Sonja.

Lachend kam sie herein. Ich kann nicht sagen, wie froh ich war, sie wiederzusehen! Sie sah frischer und lebhafter aus als sonst und sie brachte eine frohe Nachricht.

„Da du nicht von hier fort kannst, gehe ich nicht nach Deutschland, sondern komme nach Helsingfors," sagte sie. „Du läßt dich dort einschreiben und kannst die meiste Zeit hier sein." Das hatte ich längst getan, doch ich hatte nie gehofft, Sonja zu sehen. Sie wollte im Herbst in Deutschland promovieren. Sie war Juristin. „Ja ja, ich verliere dieses Semester," sagte sie lachend, „doch ich liebe euer Land und ich liebe Pahlivaa mit allem, was darin ist. Wer weiß, vielleicht sehe ich es nie wieder. Da bin ich!"

Als sie das sagte, fiel ein Schatten über meine Freude. Wer weiß, wer konnte wissen, was Pahlivaa, der Mutter und uns beschieden war.

Sonja ging sogleich zu meiner Mutter. Wir saßen in ihrem kleinen Wohnzimmer mit den gelben, spiegelnden Möbeln, dem weichen Malvenblau und dem bunten Teppich, und alles war um so viel freudiger.

Das große dunkle Mädchen — wie gut, wie ruhig sah sie aus — hielt meiner Mutter Hände. Sie sprachen von Deutschland, von München, und ich sah, wie meine Mutter allem lebhaft folgte. Sie richtete sich auf, und ein Glückschimmer kam in ihre Augen. Ihre Lippen waren roter, voller. Gewiß verbanden sich mit dieser Stadt liebe Erinnerungen.

Zur Teestunde kam Sten.

Ich hatte die Lampe mit dem dunkelgelben Seidenschirm angezündet, weil der Tag sich gar so grau um unser Haus spann. Es war nicht notwendig, aber meine Mutter liebte das warme Licht, und sie sah jung und wohl in seinem goldenen Scheine aus. So mußte es auch Sten wohl vorkommen, als sei die lebendige Freude eingekehrt!

Er hob Sonja auf, als er sie begrüßte, und das sah sehr drollig aus, da es gar nicht zu ihr paßte. Meine Mutter lachte, wie sie lange nicht gelacht hatte.

‚Sind wir denn alle so trübselig geworden?' dachte ich, so ganz ohne Frische? Ein einziger, keineswegs leichter und heiterer Mensch bringt Sonne!'

Wir saßen lange beisammen, und obgleich meine Mutter sich wieder hinlegen mußte: ihre Augen lebten und freuten sich, und ihre Worte liefen wieder herzlich mit den unsern zusammen. Sonja wußte alles um uns. Sie wußte auch, daß Lauri bei Brentinius wohnte. Ganz unbefangen stand sie auf und sagte, nun müßte sie Lauri begrüßen, ich möchte sie begleiten.

„Was ist denn so trübe in euerm Hause?“ fragte sie mich draußen. „Eure Mutter wird ein schönes, gesundes Kind haben. Wie entzückend sie wieder aussah!“

„Das kam nur von dem warmen Lichte,“ sagte ich, doch auch ich fühlte mich freier.

„Das mit Lauri verstehe ich gut,“ fuhr sie fort. „Er ist gewaltsam zum Manne geworden. Das ist wie euer Frühling hier.“ Sie blieb stehen und atmete die klare, kräftige Luft ein. „Ja, so ist es. Er und Sten sind ganz verschieden. Sie stoßen sich, wo sie beisammen sind. Das ist nun mal nicht anders. Sten“ — sie blieb stehen — „den müßt ihr ganz anders nehmen. Er hat etwas sehr Junges. Etwas jungenshaft Männliches, möchte ich sagen. In ihm ist viel mehr Gärung und Sturm als in unserm Lauri.“

Als sie das sagte, kaum Lauri gerade ums Haus herum. Er sah nicht viel besser aus als ein Knecht. Verregnet und schmutzig.

„Sonja, Sonja!“ rief er schallend. Sein Gesicht leuchtete. Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

Dann saßen wir mit dem alten Brentinius zusammen, und Sonja mußte alles von Pahlivaa wissen, sie ließen ihr keine Ruhe.

„Diese Fabrik da ist mindestens ein Schönheitsfehler!“ sagte sie, und dann hörte ich, zum ersten Male, daß es weit schlimmer darum stand, als ich gedacht hatte.

„Das frißt sich in unser gesundes Land ein,“ sagte Lauri erbittert, „es ist wie ein Krebsschaden. Am besten, man schnitte es heraus. Doch wer möchte das jetzt der Mutter sagen, wer alle die üblen Sachen heraufbeschwören, die dann kommen? Am besten, man beißt die Zähne zusammen und hält durch bis zum Herbst.“

„Ist das möglich?“ fragte Sonja.

Brentinius nickte sorgenvoll.

„Im Herbst? Wann kommt Blidas kleiner Vogel?“

„Mitte September,“ sagte ich nachdenklich, noch ganz erfüllt von dem, was ich gehört hatte.

Draußen, als wir wieder zum Hause hinübergingen, umfaßte ich Sonja und bat sie, Sten von seinen Ideen abzubringen.

„Ach,“ sagte sie gedankenvoll, „besser nicht. Er muß den Mißerfolg spüren, sonst glaubt er nicht. Das ist wie eine Kur. Ist es vorüber — und ich bin sicher — Pahlivaa kann das tragen — dann erst sieht er sich vernünftig um und nimmt einen besseren Weg. Wäre Sten mein Mann, es würde etwas aus ihm,“ sagte sie, sich aufrichtend.

„Dein Mann, Sonja? Du hättest ihn nie genommen!“

„O ja — vielleicht doch,“ sagte sie schnell. „Sonja!“ Ich wunderte mich und mußte auch lachen. So hatte ich Sten niemals angesehen.

„Da ist nichts zu lachen,“ sagte sie heiter und ruhig, „ich habe Freude an solchen Naturen. Man fährt sich mit ihnen ein. Es gibt manchen Stoß und Aufbäumen von beiden Seiten. Aber was schadet das? Ich bin vielleicht etwas zu gradlinig, zu unbeweglich, habe zu schweres, langsames Blut, zu viel Nachdenklichkeit. Was sollte ich wohl mit einem mir ähnlichen Menschen machen? Wir würden früh altern, in allen möglichen Theorien erstarren. Dieser Sten hat Jugend. Sie bleibt ihm. So etwas ist angeboren. Auch deine Mutter hat Jugend. Doch alles um sie her war zu fertig, zu abgeklärt. Sie kommen nicht zur Kameradschaft, noch nicht. Es gibt ja auch immer neue Hindernisse. Auch dieses Kind ist ein Hindernis —“

„Es ist doch wohl nicht ganz so,“ unterbrach ich sie. „Mit dir würde Sten wirklich Kamerad werden, doch meiner Mutter gegenüber hat er ein ganz anderes Bestreben. Gerade weil sie älter ist als er, gerade weil sie so voll, so fertig und in ihrer Art so harmonisch ist, gerade deshalb will er nicht ihr Kamerad, sondern der herrschende Mann sein. Er fühlt instinktiv, daß er ihr nicht gleich sein kann. Da gibt es nur ein Weniger oder Mehr. Weniger kann und will er als ihr Mann nicht sein; da holt er eben das hervor, was ihn stärker macht. Und stark machen ihn seine naive Kraft, sein brutales Vorwärtsschreiten, sein Mangel an Erfahrung im täglichen, wirklichen, eng eingespannten Leben, seine Jugend, Gesundheit, und am stärksten machen ihn Mutters Liebe und die Mattigkeit, ja Erschöpfung, die diese Zeit der Erwartung für meine Mutter gebracht hat.“

„Und doch — und doch —“ sagte Sonja nachdenklich, „ich meine nicht, daß es ein Weniger oder ein Mehr ist — das anders Geartete ist es, das man erst einmal durch und durch kennen muß. Übrigens hast auch du in fast allem recht,“ fügte sie leichter hinzu.

Damit gingen wir in das Haus hinein.

*

Und wiederum blühte der Sommer über unserm Lande, klar und stolz, voll von Inbrunst. Mir ist, als könnte er nirgendwo auf der Welt so groß und strahlend sein. Der Himmel so hoch, so blau, goldüberströmt! Die Erde voller Lust, ganz hingegeben an warmes Wachstum. Die Tage wie ein langes auf- und abwallendes Lied. Duft über den Gärten und Feldern, unendlicher Zauber in unsern unberührten Wäldern, reifes,

zärtliches Flimmern um alle Dinge und Glanz wie vom Schilde eines Siegers auf unserm braunen Olmanisee.

Niemals werde ich diesen Sommer vergessen. Er war eine Fanfare zum Abschluß meiner Jugendzeit.

Ganze Nächte verbrachten wir auf dem See und die vollen, langen Tage in der Sonne. In den Morgenstunden ruhten wir aus im tiefen, weichen Moose, am Fuße der alten Bäume der Djöns. Und wenn wir erwachten und uns anschauten, konnten wir es nicht begreifen, daß dieses alles, was wie Blut von unserm Blute war, nicht mehr unser Eigen sein sollte.

In einer dieser durchsichtigen, majestätisch stillen Nächte kam auch unsere Mutter. Sie ging auf Sonjas Arm gestützt. Langsam kamen sie den Hügel hinab. Es war wundervoll anzusehen. Die Mutter, in einen alten Schal gehüllt, der über und über mit großen roten Arabesken bedeckt war. Sie winkten uns und setzten sie zu uns ins Boot. Doch dann sagte Sonja, sie wollte allein rudern, und Lauri möchte am Lande bleiben.

Als wir weit draußen waren, hub meine Mutter leise zu sprechen an. „Er hat nun einmal sein Herz daran gehängt, er will diesen Schoner haben. Es erinnert ihn an all seine Fahrten. Es verbindet ihn mit dem Weiten, Abenteuerlichen — ich glaube, so ist es.

Nun wußte ich, daß sie von Sten sprach.

Ein alter Kapitän, den er sehr gut gekannt hatte, wollte sich ein kleines Haus in den Schären kaufen. Sein Schiff hatte er Sten angeboten, den er jetzt für einen großen, reichen Herrn hielt. Sten erzählte das lachend. Doch er sagte auch, wie köstlich es sein müßte, dieses prächtige, wetterfeste Schiff zu besitzen.

Wir hatten es nicht beachtet. Hin und wieder sprachen Sten und die Mutter darüber, und bisweilen kam mir das Gefühl, es könnte die Fortsetzung von tieferen, ernsthaften Gesprächen sein. Doch dann schlug ich mir diese Gedanken aus dem Sinn, weil es so ganz fernliegend war.

Nun saß die Mutter hier und brachte es uns nahe. „Dieses Schiff“ — sie blickte auf —, „er beschreibt es mir ganz genau, er kennt seine Fahrten, seine Kämpfe und sein Glück. Es ist merkwürdig —“ Wieder sah sie in unsern braunen Olmanisee, der unsagbar still war.

Die leisen Worte schienen an uns zu haften. Alles umher war von einer abgeschlossenen, hehren Klarheit.

„Mutter, Mutter!“ sagte ich angstvoll. Ich hatte ein Gefühl, als müßte ich sie aufwecken.

Sonjas Mund bog sich in einem entzückenden Lächeln; sie sah meine Mutter unverwandt an.

„Ja, Heli,“ sagte die Mutter langsam und zog den Schal fester um ihre Schultern, „vielleicht ist es nur das Unbekannte, das uns schreckt. Sten ist das Wagen in Unbekanntes hinein so selbstverständlich wie uns die Aussaat und die Ernte.“

Immer noch schwieg Sonja.

„Was in aller Welt will er mit dem Schoner machen?“ fragte ich unterdrückt.

„Güter versenden, die er kauft und verkauft. Du weißt, es ist nichts Besonderes.“ Sie lächelte. „Das Besondere sind wohl die Erinnerungen und Gedanken, mit denen er dieses Schiff umgibt.“

Es blieb eine Weile ganz still zwischen uns. Sonjas Lächeln vertiefte sich, sie warf ihren Kopf zurück. „Oh, Blida,“ sagte sie voll Wärme — die beiden nannten sich seit einiger Zeit mit ihren Vornamen — „Blida, das Schiff muß er haben!“

Voll Staunen blickte ich sie an. Meine Mutter aber beugte sich vor und sagte mit einer glücklichen Stimme: „Wie lieb du ihn hast.“ Sonja umfaßte ihre beiden Hände, wie sie es so oft und gerne tat. „Ja, ich liebe Sten,“ sagte sie sicher und herzlich.

Die beiden Frauen sahen einander lange in tiefer Freundschaft in die Augen. Es war ein Zusammenklingen in ihnen, das ich nicht verstand. —

In Sonja wohnte die Zuversicht. Sie reiste mit Sten nach Helsingfors.

„Wir kommen wieder, wenn alles gut, alles Erfolg ist!“ rief sie vom Wagen.

„Und wenn nicht?“ Ich beugte mich vor.

„Auch dann kommen wir wieder!“ rief sie lachend. —

Wie wir doch alle Sonja vertrauten! Selbst Lauri war ruhig. „Sie ist ein viel zu vernünftiger Mensch und sie kennt unsere Verhältnisse,“ sagte er, „Brentinius und ich haben alles mit ihr besprochen.“

Bei all dem war eines merkwürdig, und doch erfüllte es mich mit einer gewissen Ruhe: meine Mutter und Sonja waren wie Schwestern. Sonja k o n n t e keinen Kummer über uns bringen.

Nach etwa zwei Wochen kamen die beiden zurück. Fast waren sie übermütig. Sten jedenfalls war es. Nie habe ich ihn so voll Glück und Heiterkeit gesehen. Das Schiff war in seinem Besitz und die Ladung bereits nach England verkauft. Jetzt erfuhren wir, daß er schon längere Zeit auf dieses Ziel losgearbeitet hatte.

„Ein feiner Schoner ist es,“ sagte er, groß und schlank vor meiner Mutter stehend,

„und weißt du, wie er heißt? ‚Blida Djöns' heißt er.“

Das war im August. Etwa vier Wochen vor den schweren Tagen meiner Mutter. —

Sonja reiste ab. Schnell und unerwartet ging sie fort. Sten war nun immer in einer sonderbaren Spannung. Mehr als sonst ritt er wieder zur Fabrik hinaus, obwohl ihn alles dort offenbar mißstimmte.

Von den geschäftlichen Dingen verstehe ich zu wenig, und im Grunde ist es ja auch gleichgültig, weshalb alles so kam — nach einiger Zeit erfuhr ich von Lauri, daß Sten um dieser Fabrik willen ein Stück Wald verkaufen wollte. Ein abseits liegender, für Pahlivaa wenig nutzbringender Teil, gewiß, aber es war ein Teil von Pahlivaa: alte Bäume der Djöns und altangesessenes Land.

Wie Lauri das aufnahm, vermag ich kaum zu sagen. Er war wie in Flammen. Fast schlimmer noch wirkte es auf meine Mutter. Das ewige Auf und Ab in Stens Leben und Wollen hatte sie, in dem Zustande, in dem sie war, durch und durch müde gemacht. Mit einem Male brach das hervor. Es war, als ob eine künstliche Hülle hinabglitte. Dahinter waren Kummer, Erschöpfung, Trauer. Sie wußte, daß Sten und Lauri eine schwere, sehr harte Auseinandersetzung gehabt hatten, sie wußte: von jetzt ab sind sie Feinde. Doch auch sie, die leidende Frau, die in nie verzagender Liebe den Weg der Zerstörung gegangen war, lehnte sich gegen Stens Absichten auf. Wie oft hörte ich des Nachts erregte Worte. Am andern Tage war meine Mutter dann wie vernichtet. Dazu kam, daß sie immer mehr unter ihrem Zustande litt.

Was ich in dieser Zeit vor meinen Augen sah, ließ in mir aufkeimen, was ich versucht hatte, gänzlich auszurotten: die verachtungsvolle Abneigung gegen Sten.

‚Wie hatte Sonja nur so blind sein können! Was hatte sie mir nicht alles vorgegaukelt!' so dachte ich, ‚liebte sie ihn wirklich, diesen Sten? Was für eine Art Liebe war es?' Ich wurde an allem irre. Nur nicht an meiner Mutter, die ich verstand, wie in den alten Tagen.

Sie klammerte sich an ihren Wald, an dieses grüne, heilige Stück Land da draußen. Sie sprach von der Fabrik, wie auch Lauri es tat, als von einer häßlichen Wunde an einem schönen Körper, als von einem fressenden Brand. Pahlivaa in aller Blüte, in allem Frieden, so wie es die langen Jahre war, das liebkoste sie, das lag ihr tief am Herzen. „Unser, unser Pahlivaa!“ sagte sie oft, und ich wußte, was sie meinte.

Nie hätte ich gedacht, daß Sten ihr das geliebte Stück Wald dennoch entreißen würde, und dieses, über alles hinaus, dieses konnte ich niemals vergessen: in den letzten Tagen vor der Niederkunft, als meine Mutter so krank, so krank und elend war, nahm er ihr dennoch ihren Wald.

Sie willigte ein, weil ihr körperliches Leid ihren Widerstand zerbrach.

Ich kam nun kaum noch aus ihrem Zimmer. Lauri sah ich nur einmal vom Fenster aus an einem Abende. Er war von einem glühenden Grimm und doch gefaßt! „Es ist nicht das letzte, durch das wir hindurchgehen müssen,“ sagte er. „Wir müssen die Zähne zusammenbeißen.“

Sten wurde seines Sieges nicht froh. Unsteter denn je fuhr er im Lande umher. Bald war er in Helsingfors, bald in den Schären, am häufigsten aber in jenem Klubhaus der Segler. Jeden Tag etwas anderes.

Vor meine Mutter vermochte er nicht hinzutreten. Als ihre schweren Stunden begannen, war er nicht im Hause. Fast war es mir lieb so, denn er sollte keinen Teil an ihr haben. Lauri ritt fort, um den Arzt zu holen. Als ich ihn zwischen den letzten Birken verschwinden sah, erfaßte mich ein Gefühl von Trauer und Einsamkeit. In diesem großen Hause, in dem das Glück gewohnt hatte, lebte nur noch das eine ferne Zimmer. Und in ihm war Leid.

Ich dachte an das Werdende, von dem meine Mutter sagte, daß es ein Kind der Sonne sei. Sie würde es mit einer ganz andern Liebe lieben als Lauri und mich. So innig wir mit ihr verbunden waren: wir waren die Kinder eines Mannes, der ihre frühen Jugendjahre niemals mit jener Liebe erfüllt hatte, wie meine Mutter es verlangte. Ihr hatte davor gebangt, einem Kinde das Leben zu geben; sie fürchtete, es könnte dem harten, unfrohen Vater gleichen. Ich konnte das alles so gut verstehen und fühlte, weshalb sie Stens Kind ein Kind der Sonne nannte. Wie schön würde sie sein mit diesem Kinde! Ihr Leben würde mit ihm zu tiefst neu beginnen. Vielleicht brachte es auch eine Wendung in Stens Leben. Dieses Kind band wohl das Schweifende in ihm.

Ich hatte Lauri vor einer Weile zurückkommen hören. So würde der Arzt jetzt bei meiner Mutter sein. Ohne ihn kam Lauri nicht. Es wurde dunkler und dunkler. Ich saß in meinem Zimmer und wartete. Es war seltsam still.

Dann kamen schnelle Schritte zu mir: es war Malli.

„Fräulein,“ sagte sie atemlos, „Fräulein Heli, Herr Lauri muß sofort nach Helsing-

fors fahren — die Mutter — mit der Mutter — oh Heli!“ Sie schlug ihre Hände vor das Gesicht. Ich eilte zu ihr hin, ganz verstört. „Irgend etwas ist nicht gut,“ murmelte sie.

Ich rannte zu Lauri, der sogleich nach Helsingfors telephonierte und die beiden tüchtigsten Ärzte heranrief. Nichts konnte mich nun zurückhalten; ich mußte meine Mutter sehen.

In ihrem Wohnzimmer stand unser alter Arzt, der ihr helfen sollte. Seine Augen hatten einen kindlichen Ausdruck. „Geh nicht hinein, Heli,“ sagte er, „das dulde ich nicht. Den Willen deiner Mutter mußt du achten. Immer wieder sagte sie: nicht die Kinder!“

Klagende Laute kamen herüber, ganz leise. Ich schob den Mann beiseite und ging hinein. So jammervoll lag meine Mutter da — und doch, als ich sie sah — dieses Licht in ihren Augen — da überströmte mich Lebensvolles, eine Kraft, die an Gutes glaubt.

Wir umarmten uns, ihr Kopf ruhte eine Weile an meiner Brust.

„Hast du nichts von Sten gehört?“ fragte sie leise. Sie wurde von neuen Schmerzen ergriffen. In ihren Augen war verzweifelte Abwehr. Ich verstand sie und ging.

Nach Sten verlangte sie! —

Die ganze Nacht war Kampf und Not.

Erst am andern Morgen kamen die Ärzte aus Helsingfors. Nun wurde alles verwandelt. Scharfe Gerüche zogen durch unser Haus, die Menschen rannten hin und her, man sprach von schweren, gewaltsamen Dingen — und endlich sagte man mir, das Kindchen sei tot — schon längere Zeit sei es tot gewesen.

Es war so undenkbar, so unsäglich jammervoll!

Helfen sollte und konnte ich nicht. Wo ich auch war, ich stand im Wege. Doch nach Sten hatte meine Mutter gerufen —

Gegen Mittag kam auch er.

Lauri und ich standen gerade in der geöffneten Haustür. Wir waren beisammengewesen, und nun mußte Lauri irgend etwas holen.

Sten kam mit dem Pferde bis vor das Haus geritten. Er sah uns prüfend, fast zornig an. Ich trat zu ihm hin und sagte sehr knapp und sehr ernst, was er hören mußte. Ich fürchte, es klang kalt und vielleicht verachtungsvoll. Doch wie er so vor mir auf dem Pferde saß, selbstsicher, ganz Gesundheit und Kraft, da bäumte es sich in mir gegen ihn auf.

Seine Augen sahen an mir vorbei. Er gab dem Pferde die Sporen und jagte davon. Kein Wort, keine Frage, er ritt weg vom Pahlivaahaus!

Während ich sprach, sah er nur Lauri. Es muß eine schwere, stumme Zwiesprache zwischen ihnen gewesen sein. Lauris Gesicht war wie Erz. Als ich seine Hand umfaßte, war sie fest geballt und eisig kalt.

Wiederum nach langen Stunden sagte man mir, der Eingriff sei überstanden. Die Mutter wäre noch ohne Besinnung. Ein Knabe war es.

Ich dachte an Lauri, doch auch an Sten mußte ich denken.

Wir haben dieses Kind am Fuße der ältesten, schönsten Birke begraben.

*

Meine Mutter war nicht mehr Blida Djöns, die Blüte, sie war eine stille, überaus empfindsame Frau, die unter allem, was an sie herantrat, erzitterte, als müsse sie einen neuen Schlag empfangen. Wenn ich nur die Tür öffnete und zu ihr eintrat, fragten ihre Augen: bringst du eine schlimme Nachricht?

Und ich hätte sie bringen können, denn was Sten nun trieb, das war bös genug.

Weiß Gott, was in ihn fuhr, er war voll Gier nach Zerstörung. Mit den Jörnfelds tobte er in Helsingfors herum, spielte, trank, warf das Geld hinaus, und was er auf Pahlivaa begonnen hatte, das ließ er liegen.

Meine Mutter hielt ihn nicht. Und doch sah ich eines Tages, daß Sten vor ihrem Bette kniete, und daß meiner Mutter Hand liebevoll den Kopf streichelte, der sich an sie preßte.

Ich erzählte es Lauri. Der setzte nur seine Zähne fester zusammen. Er und Sten haßten sich, seit jenem Morgen haßten sie sich.

Es war eine finstere Zeit.

Von Sten war alles Böse gekommen, um seinetwillen. Dennoch kam durch ihn etwas Helles. Sein Schiff, die „Blida Djöns“, brachte Glück, ein äußeres Glück, aber unser altes, blutendes Pahlivaa bedurfte dessen. Selbst Lauri zeigte eine spröde Genugtuung. Sten hielt keineswegs mit dem großen Ertrage zurück: er warf ihn gleichsam mit halb frohem, halb verächtlichem Lachen auf Pahlivaa: da habt ihr es! Doch die eine Hand warf hin und die andre nahm. So war es immer; in allem war Grenzenloses, Ausschweifendes, niemals sah Sten die schlichte Wirklichkeit. Er wollte es auch wohl nicht. Tief im Innern, so glaube ich, verlangte ihn wieder nach dem ungebundenen Leben.

Fast wurde es mir zur Gewißheit, daß der kleine Tote unter dem Birkenbaume ihn gehalten hätte. Doch dies gerade war das Schicksal, dieses tote Kind einer einstmals so blühenden Frau und eines heiteren, zukunftsicheren Mannes.

Allmählich ging meine Mutter wieder im Hause herum. Ein verblaßtes Bild. Ich weiß jetzt, was Kranksein ist. Doch es war mehr Elend als Krankheit. Es hatte etwas Unabsehbares, Untergrabendes. Während wir still beisammen saßen, schlug die Haustür heftig, und gleich darauf kam Stens herrische Stimme. Er hatte zuviel getrunken.

Ich hatte nur den einen Gedanken: ‚So soll er nicht vor meine Mutter hintreten!' Obgleich sie mich rief, zurückhalten wollte, lief ich hinaus, faßte Sten am Arme und zog ihn in das große Wohnzimmer.

Da stand er wieder unter jenem Kronleuchter. Doch was für ein Mensch! Schön, schön in seiner Art war er auch jetzt, doch verwüstet. Das Gesicht über und über gerötet, den Hut im Nacken. Seine glänzenden Augen gingen über mich dahin. Die Hände stemmte er auf die Hüften. Er lachte. „Was also willst du von mir, Kleine?" sagte er laut und etwas stockend.

Und jetzt brach aus mir hervor, was er aus unsrer herrlichen und innigen Harmonie gemacht hätte, was aus Heimat und Zukunft und, schwerer als alles dieses: was aus unsrer Mutter!

Wie ich dazu kam, mit einer solchen Wucht und Glut in wenigen Worten das Leid aufzureißen, ich weiß es nicht.

Noch während ich sprach, ergriff Sten meine Oberarme, schüttelte mich wütend und stieß mich gegen einen Schrank. Er kannte sich in diesem Augenblicke nicht mehr. Dann kam ihm Besinnung. Dicht trat er vor mich hin und nun sagte auch er, was wie unter einer dünnen Schicht gegoren hatte. Ich mußte sehen, daß er uns, Lauri und mich, für heimtückische, gierige, grausame Feinde hielt, die alles Gute in ihm, alle Liebe zwischen ihm und unsrer Mutter vergiftet hätten, die triumphierten, da sein Kind ohne Leben gewesen wäre, die nicht ruhten, bis auch in ihm das Leben verzerrt und zerstört sei. Aber wir irrten uns! Er werde leben, leben, wie er wollte, leben bis zum letzten Triumph über uns und alles, was unser gewesen! Er sprach immer weiter und lief im Zimmer umher.

Meine Mutter kam herein. „Ja, komm nur, komm und hör' es dir an, Blida!" rief er erregt.

Einen Schritt ging sie vorwärts, ein schwaches Lächeln ging über ihr Gesicht. Sie streckte ihre Hand aus. „Nein, *du* mußt kommen," sagte sie leise. Da veränderte sich sein ganzes Aussehen. Er ging mit.

Ich blieb zurück. Zwischen Sten und mir war etwas geschehen, das nicht zu verdecken und zu vergessen war. Was würde folgen?

Die Nacht schon lehrte es mich.

Meine Mutter kam zu mir. Ich sah, sie hatte geweint. Sie setzte sich auf den Rand meines Bettes. Ich zog sie unter meine wärmende Decke. Das hätte ich früher niemals getan. Es war ihr Elend, das mich zu solchen Dingen brachte.

Im tiefen Dunkel neben mir liegend, sagte sie, ich müßte das Haus verlassen. Sie sprach sehr innig, sehr lange, aber dies war es, was sie mir sagen wollte. Jedes Wort verwundete sie und mich.

Ich schwieg, weil ich nicht sprechen konnte. Wir schmiegten uns in unserm Leid aneinander. Gewiß, ich wollte ja gehen, ganz leicht, ganz unauffällig. Es war Zeit zu gehen, ich wußte es. Zu Sonja wollte ich reisen. Nein, Medizin studierte ich nun nicht mehr, irgend etwas anderes, was mir zunächst einmal mehr Verständnis für das ganze Gefüge des Lebens geben sollte. Das alles würde ich mit Sonja überlegen.

„Ja, tu das und grüße sie von mir," sagte meine Mutter träumerisch. Sonjas Name brachte ihr wohl Beruhigung. „Man kann so ehrlich mit ihr sprechen," fuhr sie lebhafter fort. „Und sag' ihr, daß sie im Sommer zu uns kommen muß, mit dir — in den Ferien. Bis dahin — ach Heli, bis dahin muß das Leben wieder gut sein."

Wir blieben noch lange beisammen, bis wir den Morgen kommen hörten. Wir haben uns nicht wehe getan. Es war soviel Vertrautes zwischen uns, ganz wie früher.

*

Es war sonderbar, von all dem losgelöst zu sein.

Ich war in Berlin und wohnte einige Häuser von Sonja entfernt in einem alten, ziemlich vernachlässigten Teile von Charlottenburg. Nach dem schnellen Abschied von meiner Heimat erschien mir zuerst alles wie von einer trüben Luft umgeben.

Auch in Sonja lebte etwas Undurchsichtiges, Fremdes. Sie sprach nicht viel und hatte das selbstverständlich Schwesterliche verloren. Bisweilen fragte ich mich, ob sie Sten wirklich liebte, doch wenn ich sie dann ihr zielsicheres Leben führen sah, konnte ich es nicht glauben. Allem Anscheine nach war sie vermögender, als ich gedacht hatte. Ihre Zimmer, obgleich in einem Hinterhause gelegen, waren geräumig und gepflegt. Von den Fenstern aus sah man tief hinab in einen schmalen, verwilderten Garten mit dem fast zugewachsenen Becken eines mit Figuren geschmückten Springbrunnens. Ein einziger Baum, alt und mager, reckte seine Arme zwischen den farblosen Mauern in den weißlichen Himmel hinein. Als ich das zum ersten Male sah, wurde ich traurig, und doch

zog es mich an. Dieser Garten, den wohl nie ein Mensch betrat, hatte etwas Seltsames.

Sonja wollte nichts davon wissen. Sie war hier in der großen Stadt eine andre als bei uns in der hellen Weite. Sie arbeitete. Ihre Ausbildung war beendet. Sie hatte sich mit einem Rechtsanwalte zusammengeschlossen, der gemeinsam mit ihr deutsch-russische Angelegenheiten ordnete. Gleich im Anfange erfuhr ich, daß Sonja weitgehende Beziehungen in den Berliner russischen Kreisen unterhielt und daß es ihr Wunsch war, in ihre Heimat zurückzukehren.

Es dauerte lange, bis Wärme und Freude zu uns zurückkehrten und auch dann waren es nur kurze Stunden.

Ich erinnere mich genau auf unser erstes herzliches Zwiegespräch. Wir saßen in meinem Zimmer, das mir ganz unleidlich war. Unter seinem einzigen Fenster schnarrten Tag und Nacht die elektrischen Bahnen vorüber. Ich konnte es kaum ertragen. Deshalb bat ich Sonja, mich mitzunehmen. Als wir in ihrem großen, halbdunklen Wohnraum waren, ging ich sogleich auf das Fenster zu und sah in den Garten hinab.

„Wenn ich das da unten sehe — das groß Angelegte und jetzt so völlig Zusammengedrückte — dann muß ich immer an Pahlivaa denken," sagte ich, „und an meine Mutter."

Sonja hatte sich entfernt von mir hingesetzt. Sie zündete das Licht nicht an. „Du solltest es nicht," erwiderte sie ruhig, „die Dinge nehmen dort ihren Lauf. Du und Lauri — ihr seid nun fort — alles kann und wird sich klären, besser, schneller als früher."

„Besser? Wie meinst du das?"

„Ich meine nicht zum Besten in dem landläufigen Sinne, ich meine nur, daß eine Entschließung kommen muß, bald, und daß dies für uns alle das Beste ist."

Es fiel mir auf, daß sie „uns" sagte.

„Und wie denkst du dir diese Entscheidung?"

Sonja stand auf und ging langsam umher. „Oh, ich denke mir, daß deine Mutter sich wiederfindet. Trotz allem, was sie jetzt zu tiefst aufgerührt hat, ist sie ein so gesunder, sichrer, innig wahrhaftiger Mensch. Und wenn sie wieder ganz sie selbst ist, dann vermag sie zu geben und zu nehmen wie ehedem. Dann ist sie wieder Heimat, auch für Sten, und wenn sie fühlt, daß er fort muß, daß Heimat seine Natur nur eine gewisse Spanne Zeit halten kann, dann —"

Sie zögerte, lange, und ich wartete, in den melancholischen Garten hinabschauend —

„— dann läßt sie ihn einen andern Weg gehen, den Sten selbst heute noch nicht sieht."

Eine Weile war es ganz still im Zimmer. Ich fühlte Sonjas Gedanken.

Sehr ruhig fuhr sie fort: „Ich vertraue deiner Mutter grenzenlos. Sie findet das Richtige. Ganz unbewußt findet sie es. Neben allem Bedenklichen, Hergebrachten, wird ihr gerades Empfinden schließlich das für sie Selbstverständliche tun, mag es andern noch so außergewöhnlich erscheinen. Doch deine Mutter braucht Ruhe."

„Wenn aber Sten ihre Ruhe immer wieder aufstört?"

„Ich weiß nicht, wie er jetzt ist, ich kann nur sagen, daß der Tod des Kindes bitter für ihn war, fast wie ein böses Schicksal."

„Er hat niemals von diesem Kinde gesprochen," sagte ich, und meine Worte klangen sehr kühl. Ich konnte das nicht hindern.

„Nicht gesprochen?" Sonja lachte wegwerfend. „Zu dir? Zu Lauri? Mir sagte er es, Heli, und auch deine Mutter wußte, wie tief dieses Kind ihn an sie und das ganze Leben da draußen bei euch binden würde. Aber wir wollen nicht darüber sprechen," fügte sie wieder ganz ruhig hinzu, „wir müssen warten."

Ich wußte nun, das Sonjas Leben und Zukunft eng mit unser aller Schicksal verflochten war. Sie verhüllte es nicht, doch sie rührte nicht wieder daran.

Es verband uns.

Auch ich suchte nun aus dem Engen und Trüben herauszukommen, und das Leben war so stark, daß ich nur ein wenig nachgeben mußte, um in seinem Strome zu sein.

Das, was ich um mich her sah, war das neue, grausam aufgewühlte Deutschland nach jenem schmählichen Friedensvertrag. Wir alle hatten Deutschland geliebt und bewundert. Deutsche Soldaten hatten geholfen, unsre Freiheit aufzurichten. Viele, viele von ihnen ruhten in Finnlands Erde. Das Schicksal dieses Volkes war uns nahe. All die Zeit hatte es uns auf Pahlivaa mit Zorn erfüllt: dieses große, begabte und strebsame Volk gefesselt und gepeinigt zu sehen. Es ging gegen jede Würde, gegen die Ehre der Völker. Nun ich unter Deutschen lebte, Studierende an einer deutschen Universität, begriff ich, was uns so unfaßbar war: daß dieses Volk sich auch selbst noch zerfleischte. In vielen Jungen aber war Mut. Sie kamen mir vor wie junge Siegfriede, für die Deutschland ein heiliger Hort war und blieb.

Diese Woge nahm auch mich auf und entfernte mich von Pahlivaa. Was uns betroffen hatte, ging bis ins Blut, gewiß, doch hier litt ein ganzes Volk.

Ich erhielt wenig Nachricht aus Finnland. Meine Mutter hatte in allem, was sie schrieb,



Absalom. Gemälde von Albert Weisgerber
(Hamburg, Kunsthalle)

das wehmütig Verschleierte. Was ich von Lauri hörte, war niemals gut. Sten schien ganz der Macht seines alten, schweifenden Lebens verfallen zu sein. Vor allem bekümmerte mich eine Nachricht, die kurz vor Weihnachten eintraf. Der zähe, vorwärtsschreitende Lauri hatte erfahren, wer jene Frau war, mit der Sten so viele sinnlose und tolle Stunden verbrachte. Um dieser Anne Katrin Jörneseld willen, die einst in Helsingfors sehr bekannt war, hatte Sten damals den Abschied nehmen müssen. Um ihretwillen hatte er gespielt, Schulden gemacht und sein Leben vergeudet, weniger jedoch, wie der bedächtige und ehrliche Lauri schrieb, weil er diese Frau geliebt hatte, sondern weil sie der ewig aufreizende Gefährte für ihn war. Und jetzt war er wieder in ihrer Gewalt.

Ich kämpfte mit mir, ob ich es Sonja erzählen sollte. Vielleicht wäre es gut gewesen, doch ich unterließ es. Diese Nachricht erfüllte mich mit Scham, mehr mit Scham als mit Zorn. Meiner Mutter — meiner Mutter geschah das! Wie häßlich mir Sten erschien, wie grob und niedrig.

Immer hoffte ich, meine Mutter würde mich zu Weihnachten nach Pahlivaa rufen. Sie tat es nicht. Sie war mit Sten in Helsingfors. Es muß für unsere Mutter eine gute Zeit gewesen sein, denn sie blieb lange weg und schrieb von Musik und Festen. —

Und dann kam ein ganz unerwarteter Schlag! Es war in der zweiten Hälfte des Februar: Stens glückliches Schiff, die „Blida Djöns", war untergegangen in einem heftigen Sturme mit voller, kostbarer Fracht. Dieses einzig Frohe, Erfolgreiche war vernichtet! „Blida Djöns" — Mutters Name. „Blida Djöns", auf die Sten so stolz war. Was für eine Wirkung mußte das haben!

Ich erfuhr es bald. Er ließ alles aus seinen Händen fallen, was er bisher noch gehalten hatte. Heftig, jähzornig, leidenschaftlich raste er dahin. Ein Trieb nach Zerstörung kam in ihn. Als ob er sagen wollte: ‚Weshalb nicht auch dieses und jenes noch? Her damit, auf den Scheiterhaufen!'

Schon hatte man einen weit größeren Teil unsres ehrwürdigen Waldes verkauft, als der war, um den Lauri und unsre Mutter damals gekämpft hatten; und immer neue Forderungen türmten sich vor Brentinius und Lauri auf.

Als ich Sonja vom Untergange des Schiffes erzählte, sah sie mich eine Weile ernst an, dann sagte sie mit einer trocknen, unnatürlichen Stimme: „Weshalb die Erregung? Alles wird doch versichert gewesen sein." Sie wußte, daß es nicht so war, sie konnte mich nicht mißverstanden haben. Es war eine andre, die so sprach; die wahre Sonja litt. Sie fühlte wie ich, sie fühlte ein Schicksal.

„Wir wollen hinausgehen," sagte sie nach einer Weile, und während wir dann nebeneinander durch den kalten, verregneten Tiergarten schritten, der so voll Melancholie war, bewegte sie immer wieder der Gedanke, ob sie nach Pahlivaa reisen sollte. Was ich ihr erzählte, was ich vermutete, fürchtete, sie schien es gar nicht in sich aufzunehmen.

„Wäre Blida nicht so elend —" sagte sie einige Male.

Ich konnte mich gut darauf besinnen, wie sie mir damals in Pahlivaa gesagt hatte, mehr als einen Fehlschlag könnte Sten kaum ertragen — ich wiederholte ihre Worte. Sie blieb stehen. „Ja, so ist es," sagte sie bestimmt. Dann sah sie durch das feuchte Geäst zum rötlichen Himmel hinauf.

„Da ist nun die große Stadt," sagte sie langsam, „selbst das Grau da oben durchleuchtet sie noch, unendlich viele Aufgaben hält sie bereit — und wir stehen hier, und alles dreht sich in diesem engen Kreise von wenigen Menschen, Menschen, die ganz frei und arglos waren —. Nein, nein, ich reise nicht!" Diese Worte klangen hart, ich wußte: was immer kam, nun stand ihr Entschluß fest. Heimlich hatte ich gehofft, sie werde reisen.

*

Doch nicht sie, sondern ich, ging den schweren Weg. Ende März rief mich Lauri.

Ich hatte darauf gewartet. Was nützt es, all die bitteren und erregenden Dinge zu erzählen? Meine Mutter bedurfte meiner, doch weder sie noch Sten wußten um Lauris Ruf.

Kaum, daß Sonja dies hörte, drängte sie mich fort. Ich sehe uns noch am frühen Morgen auf dem Bahnsteige stehen und hastig Abschied nehmen. Es war eine weiche Luft und viel junge Süßigkeit um Bäume, Sträucher und selbst um die harten Häuser.

Ohne Unterbrechung fuhr ich durch das sanft atmende Land, das sich immer finstrer zusammenschloß, je weiter ich kam. Die Fahrt ging über Reval. Ich wollte eine Nachricht geben, doch in Helsingfors hatte ich kaum Zeit, den nächsten Zug zu erreichen. Es war mir lieb so. Ich konnte mich sammeln und vielleicht befreien. Die lange Fahrt hatte alles unheilvoll verengt. —

Die Gegend um mich her war mir so vertraut, daß ich sie ganz in mich aufnahm. Das war die erste Freude. Heimat! Als ich an der kleinen Station den Zug verließ, beeilte ich mich, fortzukommen; ich mochte jetzt noch niemanden sprechen.

Tief bewegt sah ich unser Pahlivaahaus auf dem Rücken des langgestreckten Hügels

liegen und darunter den dunklen Olmanisee. Nirgends brannte ein Licht, obwohl es nicht spät war.

So heiß es mich drängte, zur Mutter zu gehen, ich entschloß mich, zuerst Lauri aufzusuchen. Er sollte der Mutter sagen, daß ich angekommen sei.

Im alten Hause der Djöns waren zwei Fenster erleuchtet. Das war das große Wirtschafts- und Wohnzimmer. Die Läden waren geschlossen, doch man konnte durch die Spalten sehen.

Meine ganze Jugend überflutete mich. Da saß nun der tapfere, starke Lauri und rechnete mit dem alten Brentinius. Vorsichtig schlich ich zum Fenster hin und blickte in das Zimmer hinein. Doch was mußte ich sehen? Da saß meine Mutter am Ofen, mager, gebückt, die Hände flach zwischen den Knien zusammengelegt. Ein dunkles Tuch war ihr vom Kopf geglitten, es lag faltig um ihren Nacken. Das Haar war in Unordnung geraten, wohl vom Winde. Mit einem Ausdrucke völliger, trostloser Erschöpfung sah sie auf den Boden.

Auf der Tischkante, mit dem festen, breiten Rücken zum Fenster hin, saß Lauri. Er splitterte mit einem schweren Beile Streifen von einem Holzscheit. Es war eine Spielerei, und ich begriff, daß er es tat, um dem, was er sagte, ein leichteres Gesicht zu geben.

Er wandte hin und wieder den Kopf zur Mutter hin und splitterte achtlos weiter.

Doch meine Mutter schien nichts in sich aufzunehmen. Nur einmal, als Lauri sich gerade abgewandt hatte, erhob sie schnell ihre Hand und strich über ihre Augen. Der scheue Gram in dieser Bewegung erschütterte mich und riß mich zu ihr hin.

Ich eilte auf die Tür zu, die wie immer unverschlossen war. Der dunkle Flur, die nächste Tür — ich sah kaum hin. „Mutter, Mutter!“ rief ich und kniete vor ihr, den Kopf in ihrem Schoß.

Wir waren so eng beisammen. Auch Lauri kam und beugte sich über uns.

Obwohl wir nicht sprachen, bin ich gewiß, daß wir alle dasselbe fühlten. Wie ein wundervolles Bild kam die alte Zeit herauf — und dann verzerrte sie sich. Wohl lösten wir uns, doch wir sprachen leise und behutsam miteinander, als müßten wir schwer Erkranktes schonen.

Doch während wir beisammensaßen und das Finstre über uns dahinglitt, kam mir neue Kraft. Sollten wir all das wie ein unabweisbares Schicksal hinnehmen? Sollte dieses Zerfleischen dessen, was glückselige Heimat gewesen war, fortdauern? Nein. Auch ich gleich Lauri wollte kämpfen. Was lag daran, ob ich Wissen in mich aufnahm, ein Stück Welt sah! Erst einmal halten und von neuem zusammenfügen, was Nährboden und Quelle unseres Lebens war: Heimat und Mutter läßt man nicht im Stich.

Nein, sie klagte nicht, unsere Mutter, auch heute nicht, aber wer sie sah, der sah das Leid. Ich hielt ihre Hand und konnte sie nicht lassen.

Da kamen Schritte. Brentinius? Doch wie ich noch lauschte, erhob sich meine Mutter schnell von ihrem Stuhl. Sehr angstvoll stand sie da. Die Tür wurde weit offen geworfen. Sten!

Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Die ganze Brut beisammen!“ rief er. Seine Augen waren gerötet, die Hände zuckten. „Und du, Blida, du hier!“ Er machte einen hastigen und unsicheren Schritt auf meine Mutter zu, die irgend etwas gesagt hatte, was ich nicht verstand. Doch Lauri legte seine Hand auf Stens Arm.

„Komm, laß das,“ sagte er ruhig, „meine Mutter kann sich aufhalten, wo sie will, und hier ist Heli.“

Lauris Berührung schien ihn in größte Wut zu versetzen. „Ihr niederträchtigen Heuchler! Ja hier ist Heli — allesamt — falsche Brut, gierige —!“

„Oh Gott, er hat zu viel getrunken,“ flüsterte meine Mutter warnend.

„Was, was hast du gesagt?“ Sie hielt beschwichtigend die Hände empor, wollte zu ihm hin. „Nein, nein! Bleib, wo du bist! Jammere es ihnen vor, wirf dich ihnen hin!“

„Es ist genug!“ rief ich, dicht neben meine Mutter tretend.

Da riß Sten ein Dolchmesser aus seiner Tasche und stürzte sich auf uns los. Ich aber nahm das Beil, das auf dem Tische lag und schleuderte es ihm entgegen.

In demselben Augenblick wurde mir dunkel vor den Augen, ich schwankte. Ein Jammerlaut erscholl. Ich blickte um mich. Sten lag auf dem Boden. Er zuckte, stöhnte, dann war er still.

Meine Mutter kniete neben ihm und rüttelte an seinen Schultern. Ich sah ihren gebogenen Rücken, hörte ihre lallenden und dann wieder kurz herausgestoßenen Worte.

„Sten! Nein, nein, Sten! Nicht. Bleib. Bleib bei mir. Sei wieder gut, sei gut, mein Sten. Oh, ich habe dich lieb, ich habe dich lieb — lieb!“ Ihr Kopf sank auf seine Schulter.

Starr vor Entsetzen sah ich hin — sah, wie Lauri das Beil aufhob und betrachtete.

Ich hatte Sten erschlagen.

Keinen Augenblick dachte ich: ‚Es ist nur ein Wahn, es ist nicht möglich.‘ Nein, es

stand klar vor mir, — ich hatte ihn erschlagen.

„Die stumpfe Seite — merkwürdig," — sagte Lauri vor sich hin, das Beil betrachtend. Alles sah und hörte ich.

Er beugte sich nieder, sah auf Stens Schläfe, aus der ganz langsam dickes Blut floß, und dann kniete auch er auf dem Boden, neben der Mutter, deren Schultern er sanft umfaßte.

Sie wand sich los, ihn kaum beachtend. „Sten," flüsterte sie leise, „es ist ja nicht so, wie du meinst. Gegen dich verbunden? Die Kinder und ich? Wie konntest du es glauben, Liebling? So schwach war ich, so schwach —" Sie taumelte vornüber und schluchzte.

Lauri und ich wagten nicht uns zu bewegen. Langsam richtete sich unsere Mutter wieder empor, umschloß Stens Kopf mit ihren Händen, ganz nahe neigte sich ihr Gesicht dem seinen zu. Sie begann ihn zu küssen. Stumm, zärtlich.

Ich zitterte am ganzen Körper. ‚Erschlagen habe ich ihn,' dachte ich, ‚den Mann erschlagen, den sie liebt.'

Was sie um unsertwillen verschlossen hatte, jetzt brach es hervor. Sie war mit ihm allein. „Oh, dein Herz, dein gutes, heißes Herz," sagte sie, ihren Kopf an seine Brust schmiegend, „laß es mich hören — nur einmal noch. Halt mich, Liebster —"

Sie begann wieder ihn zu küssen.

„So voll Leben" — flüsterte sie — „wo ist dein Leben, Sten? Gib es mir wieder! Immer, immer habe ich dich verstanden — was du auch tatest, Sten — hör' mich doch!" rief sie ängstlich.

Sie faßte nach seiner Hand, nahm sie, hielt sie — und dann erschauerte sie tief. „Kalt," sagte sie mit einer veränderten Stimme.

Sie wandte sich halb zu uns, wie hilfesuchend. Ihr Blick fiel auf mich. Ihre Augen wurden groß. Entsetzen stand in ihnen. Sie warf die Arme empor, reckte sich hoch in der Luft, die Handflächen wie abwehrend mir entgegen. „Heli — Heli — Heli!" rief sie laut. Es war ein furchtbarer Ausschrei in dieser gepreßten, grauenhaften Stille. Es schlug mich fast zu Boden.

„Mutter!" Ich hockte mich neben sie, haschte nach ihrer Hand — und dann konnte ich nicht. Meine Mutter bog sich weit von mir zurück. Wir strebten voneinander fort. Ich liebte sie zum Verzweifeln, doch ich fühlte, ich durfte sie nicht berühren.

Lauri trat auf uns zu. „Heli," sagte er, „du hast getan, was du mußtest, was jeder getan hätte. Es war ein böser Zufall, daß es ihn tödlich traf. Du wolltest das nicht."

Ich legte meine Arme um seinen Hals und weinte. Sprechen konnte ich nicht. Nein, weiß Gott, das hatte ich nicht gewollt!

Sich von mir lösend, ging er wieder zur Mutter, zog sie empor, hielt sie, sah in ihre armen, irren Augen und sagte ganz langsam, deutlich: „Ich bringe dich nun fort, Mutter, in dein Zimmer."

„Nein, nicht fort, ich bleibe hier," stieß sie hervor.

„Es kann ja nicht sein, es macht dich krank."

„Was schadet das? Oh Lauri, ihr habt Sten nicht gekannt. Das ist meine, meine Schuld —" Tränen liefen über ihr Gesicht — „ich konnte es euch nicht sagen, wie er wirklich war —"

„Mutter, du mußt mir alles von ihm erzählen, alles Gute." Lauri umfaßte sie mit beiden Armen.

Ich hatte mich verkrochen, stand in der dunklen Ecke neben dem großen Schrank. Wenn sie mich nur nicht sehen möchte!

„Laß mich mit ihm allein," sagte sie leise.

„Sieh, es geht ja nicht." Lauri führte sie zu dem Lehnstuhl, in dem ich sie erblickt hatte, als ich kam. „Ich muß fort, muß die Anzeige machen, einen Arzt holen. Wenn Brentinius zu Hause wäre und Fredrika — doch du weißt, sie können vor einer Stunde nicht zurück sein. Du kannst nicht hierbleiben."

„Ich kann nicht hierbleiben? Hierher gehöre ich!" Sie rief es wieder ganz laut, eilte zu Sten hin. Zärtlich strich sie über seine Augen.

Plötzlich schien ihr etwas einzufallen. Sie sprang auf. „Was sagtest du da, Lauri? Anzeige — sagtest du das?"

„Ja — es war Notwehr — aber alles das muß untersucht, sofort festgelegt werden. Ich wünschte nur, wir hätten einen Zeugen," setzte er nachdenklich hinzu.

Die Augen meiner Mutter wurden ganz dunkel. Böse sahen sie Lauri an. „Einen Zeugen? Notwehr? Willst du sagen, daß all dies im Lande umhergezerrt werden soll? Willst du — wollt ihr —" jetzt suchte sie mich, unsicher, in zitternder Scheu trat ich vor —, „daß die Meute auf ihn losgelassen wird? Notwehr!" Sie warf den Kopf zurück und stöhnte auf. „Was soll das heißen?" Langsam auf mich zukommend, fuhr sie mit einer erschreckenden Ruhe fort: „Das soll heißen, seine Ehre wird zertrümmert und ein Schutzwall damit errichtet. O nein, nein! — Ich lasse ihn nicht antasten, das nicht!"

„Aber Mutter, es muß doch sein," sagte Lauri, ihren Arm an sich pressend. „Was wird sonst aus unsrer Heli?"

„Aus mir? Oh, Mutter!" Ich war voll verzweifeltem Schmerz. „Sag' alles, was

lich darüber, denn nun wußte ich, daß die Macht des Guten in Sonja gesiegt hatte. Sehr nachdenklich, sehr ernst war Sonja.

Nach vier Tagen schon mußte ich ihr nachreisen. Die Vorladung hatte mich erreicht. Es war in mir beschlossen, daß ich um jeden Preis, und sei es der meines unwichtigen Lebens, meine Mutter, Lauri und Pahlivaa schützen wollte.

In dem Lande hier, in dem ich lebte, hatten sich viele Millionen Männer, Frauen und halbe Kinder schützend vor das gestellt, was ihnen heilig war. Was ich zu schützen hatte, war näher.

Gleich nachdem wir uns begrüßt hatten, sagte ich Sonja, daß die durch ein Telegramm geschaffene Frist nicht lang sein dürfte und daß ich zu allem bereit sei.

„Also du willst nicht nach Finnland reisen?" fragte sie zögernd.

„Nein, keinesfalls. Ich leiste keinen Meineid und treibe meine Mutter und Lauri nicht tiefer ins Unglück. Von jetzt ab soll alles wahrhaftig sein."

„Wir müssen schnell handeln, damit deine Mutter nicht denkt wie du. Ich glaube, daß auch sie, trotz allem, nach Wahrhaftigkeit verlangt. Wie es jetzt um sie steht, wissen wir nicht genau." Während sie sprach, sah sie mich prüfend an, ihre Stimme war bedeckt, wie in großer, innerer Erregung. „Und du, Heli, bist du wirklich stark genug? Könntest du dich in gewissem Sinne aufgeben?"

Ich ging auf sie zu, nahm ihre beiden Hände und hielt sie fest. „Glaube mir, Sonja, vertraue mir wie dir selbst. Wir wollen nicht deuteln. Sten mußte sein Leben aufgeben, meine Mutter mußte aufgeben, was sie liebte, was sie von der Zukunft erhoffte, Lauri opferte — und ich, ich sollte nicht wollen?"

Sonja sah mich ernst an. Sie machte sich von mir frei, und sagte, zu Boden blickend: „Ich hätte einen Ausweg, er fiel mir gleich damals im Walde ein. Doch gerade, weil er mir schon damals einfiel, als ich sehr hart an das Geschehene dachte, weiß ich nicht, ob ich recht daran tue, ihn dir zu zeigen."

„Das überlaß mir! Ich muß wissen, was recht und was unrichtig für mich ist."

„Ich glaube fast, du greifst danach," sagte sie, mir in die Augen blickend.

Während wir uns ansahen, sagte sie mit fast lebloser Stimme: „In unsrer Kolonie hier ist ein russisches Mädchen angekommen. Sie besuchte mich in meinem Büro und wollte auf kurze Zeit eine Unterkunft haben. Sie wollte nicht angemeldet sein. Für solche Fälle haben wir einige Zimmer zur Verfügung. Sehr elend, sehr heruntergekommen war sie. Nadia Berischeff nannte sie sich. Ich konnte nicht einmal erfahren, ob sie unsrer Richtung angehört oder nicht. Sie kam aus der Schweiz. Was in ihrer Vergangenheit liegt, weiß ich nicht. Doch sie machte den Eindruck eines gebildeten Mädchens. Sie hat sich hinten im Osten Berlins in dem kleinen Zimmer hingelegt, das wir ihr gaben, und ist nicht wieder aufgestanden. Nadia Berischeff ist sterbenskrank —" Sonja schwieg.

Nicht Furcht, ein Gefühl des Dankes überflutete mich. Ein Lächeln stieg in mir auf. Es muß in meinen Augen gestanden haben.

Sonja kam zu mir und legte ihre Hände auf meine Schultern. „Du bist tapfer," sagte sie.

Nein, das war nicht tapfer. Man zeigte mir einen Weg, und ich konnte ihn gehen. Es war das Selbstverständliche und das Notwendige. „Kannst du unsre Papiere heute noch austauschen?" fragte ich.

„Ja, ich tue es sofort. Ich fürchte, es ist Zeit. Später hole ich dann den Arzt. Aber willst du es nicht wenigstens eine Stunde lang überdenken?"

„Nein, ich bin ganz ruhig. Ich danke dir."

Die Papiere hatte ich in meinem Gepäck. Sonja fuhr zu jenem Mädchen.

Ich blieb allein zurück. Mein Leben hing also nun von dem Leben und Sterben dieser Fremden ab. Es war ein eigentümliches Gefühl des Losgelöstseins. Wenn das Mädchen starb — und so sehr ich gegen den Gedanken anzukämpfen versuchte: ich mußte es wünschen — dann war alles, was kam, eine zweite Menschwerdung für mich. Ganz tief und herzensnah kam mir die Vorstellung von meinem zweiten Leben nicht, alles blieb in der Nebelferne des großen Unbekannten.

Nur eins bewegte mich heiß: konnte, durfte ich Beziehungen zu Pahlivaa haben oder nicht? Mußten auch sie an meinen Tod glauben? Für immer? Nur für eine Spanne Zeit? Für Jahre?

Wenn Sonjas Nachricht dort ankam, dann starb ich wirklich für meine Mutter und Lauri. Es war unmöglich, zugleich eine zweite, beruhigende Nachricht zu geben.

Oder war es Unruhe für meine Mutter, Schmerz? Konnte es nicht das Lösende, Ausgleichende für sie sein?

Ich sah sie wieder, wie sie sich entsetzt von mir zurückbog, wie wir stumm einander gegenüberstanden, als Lauri hinausging, um nach Stens Pferd zu sehen. Ich hatte den Laut des äußersten Grauens nicht vergessen, mit dem sie meinen Namen ausrief. Und nie, niemals konnte mir das Bild entschwinden, wie Sten ausgestreckt am Boden lag und meine Mutter sein Gesicht mit Küssen bedeckte. Je länger ich mich diesen Gedanken

hören. Meistens saß unsere Mutter am Fenster und träumte hinaus.

Wenn ich neben ihr saß, dann sprach auch sie von der Sonne und vom Licht. Rom hatte einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht. Es ging bisweilen wie eine Erschütterung durch sie hin, wenn sie von den Ruinen des alten Rom sprach, von den Kirchen, Museen und vom Vatikan. Der Vatikan kehrte immer wieder. Doch alles das war von dem Wunder des Lichtes, der Sonne, umspült.

„Auch wir hatten einige Male Schnee," sagte sie lächelnd, „doch er stäubte nur so dahin, er fand kaum Halt. Dann kam die Sonne und lachte über die Spielerei."

Einmal hatten wir lange am Fenster gesessen, es war schon ganz dunkel, nur vom Kamin her zuckte Licht.

Die Hand meiner Mutter strich leise über mein Gesicht. „Heli, es muß dich nicht betrüben — wir — ich werde im Herbst ein Kindchen haben."

Ich nahm ihre Hand und hielt sie fest. Sprechen konnte ich nicht. Wir hatten wohl daran gedacht, Lauri und ich, doch nun es so war, kam es mir unfaßlich vor. Ich preßte die Hand meiner Mutter, als müßte ich mich daran halten.

„Ihr habt all das Kleine, Junge immer so lieb gehabt, Heli, ihr werdet auch das Kindchen lieb haben."

„Ja, Mutter," sagte ich stockend. Ich sagte es nur so dahin. Stumm bleiben durfte ich nicht.

Meine Mutter wollte es wohl nicht zu vielen Worten darüber kommen lassen. Wozu auch? Sie sprach leise von ihrer Freude, und dann wieder von Rom.

Ich wußte nun, weshalb sie so blaß und hinfällig war. Sie machte eine sehr schwere Zeit durch. Solange sie dieses Kindchen erwartete, war sie krank.

Als ich es Lauri erzählte, nickte er nur, doch sein Gesicht verzerrte sich.

Sten war sehr unruhig.

Oft dachte ich, es wären die vielen Stürme. Selbst ich litt darunter. Wenn sie sich immer wieder gegen unser Haus warfen, Tag und Nacht, wenn dieses ziehende Sausen durch unsere Birken ging, daß es lautete, als ob ein Ungeheuer winselte, dann wurde ich ganz traurig und zugleich erregt. Dann war mir, als wartete draußen Grausames auf uns. So viel Leidvolles war im Pahlivaahaus, wo die Heiterkeit gewohnt hatte. Mir war, als zöge dieses Leid seine Brüder und Schwestern zu uns hinein.

Es ist sicher, daß sie schon an meiner Mutter Bett saßen. Manches Mal, wenn ich zu ihr kam, hatte sie geweint. Früher war sie die Starke gewesen, jetzt mußte ich es an ihrer Stelle sein.

Nachdem meine Mutter geheiratet hatte, waren wir niemals mehr unaufgefordert in ihre Zimmer gekommen. Sie lagen zur Südseite hin und waren sehr schön. Ein großes Schlafzimmer in lichten Farben und ein kleines malvenblaues Wohnzimmer mit Birkenmöbeln und einem sehr bunten, warmen Teppich. Hier lebte sie. Sie kam oft tagelang nicht in die andern Räume.

Da Sten so viel unterwegs war, saß ich jetzt oft bei ihr. Wenn ich lange ausblieb, ließ sie mich rufen.

Wir sprachen wenig. Ich lernte, meine Mutter las oder machte feine Handarbeiten. All die lieben Sachen für ein Kindchen. Sie freute sich sehr, wenn ich ihr dabei half.

An dem Abende, an dem ich sie weinen sah, sprach sie zum ersten Male seit langer Zeit über Sten. So wenig es auch war, es war schmerzlich. „Wenn er nur nicht so unstet sein wollte — er beginnt mehreres zu gleicher Zeit — kann nicht warten — und dann braucht er Menschen. — Ja, Heli, er braucht Erregungen," fügte sie fast erstaunt hinzu.

Ich wagte eine Frage. „Wo ist Sten heute?"

„Ach, wo er ist? Ja, das weiß ich. Eigentlich weiß ich es immer —" ein freudiger Glanz kam in ihre Augen — „heute ist er im Klubhaus der Segler."

Das wunderte mich. Es war ein sehr weiter Weg zum Klubhause. Es lag in den Schären, und dann hörte man auch, daß dort die Junggesellen zusammen kämen und nächtelang feierten. Es wurden abenteuerliche Geschichten erzählt, woher sie ihre Getränke erhielten.

Der Name eines Ehepaares fiel mir ein, das in sehr schlechtem Rufe stand. Sie waren irgendwie in diese Angelegenheit verwickelt. Möglich, daß sie Schmuggler waren. „Kennt Sten den Lars Jörnefeld und seine Frau?"

„Die Anna Katrin meinst du?"

„Ja — die!"

„Denk' nur, es ist eine Jugendbekannte von ihm."

„Merkwürdig."

„Auch wieder nicht, Heli, sie ist ja aus Helsingfors."

Hier lag meine Mutter, leidend, man konnte es sehen und fühlen, wenn sie auch noch so wenig darüber sprach, und Sten ging von ihr fort zu jenen unsaubern Menschen — und dann kam er wieder in dieses stille, schöne Zimmer, zu unsrer Mutter.

Von jetzt ab achtete ich weit mehr auf Stens Kommen und Gehen. Ich wunderte mich, daß er so viel Zeit für diese jungen

„So sag' es mir." Sie sah zu Boden. Stehend hörte sie mich an.

„Da war kein Streit zwischen ihm und Lauri?" Ihr Gesicht war wie leblos, kaum, daß sie die Lippen bewegte.

„Nein."

„Kam denn Mutter oft zu Lauri?"

„Es war das erstemal — oder Sten sah es zum ersten Male."

Sie hob den Kopf. „Das weißt du nicht genau?"

„Nein."

„War Sten erregt?" Sie sah mich fragend an.

„Sehr erregt."

„Und nichts, gar nichts soll zwischen euch vorgefallen sein? Oh Heli!"

„Meine Mutter war bei uns."

„Gewiß — ja — Blida —" sagte sie leise. Sie zog sich in eine dunkle Ecke des Zimmers zurück, stützte ihren Kopf auf und gab sich ihren Gedanken hin.

Diese Gedanken fürchtete ich, und ich tat, was meiner Natur zuwider war: ich ging Sonja nach und ließ ihr keine Ruhe. Alles, was ich mir vorgenommen hatte zu sagen, kehrte zurück. Sie mußte alles anhören. Schließlich war ich selbst ganz erschöpft.

„Du bist gar nicht mehr du selbst," sagte sie mit einer bedeckten Stimme.

Da griff ich nach diesen Worten. „Nein, ich bin es nicht, Sonja, hilf mir, laß mich nicht allein. Geh mit mir fort — irgendwohin —" Und ich redete weiter, immer in der Furcht, sie fahre zu meiner Mutter.

Was Sonja dachte, konnte ich nicht ergründen; doch als ich sie ansah, wußte ich, wie grausam ich war.

„Laß mich einige Tage allein," sagte sie. Dann ging sie fort.

*

Sonja und ich wohnten in zwei kleinen, fast dürftigen Zimmern, in einem alten Forsthause. Um mich her waren die wohlbekannten Geräusche des Waldes. Sie hüllten meine tiefe Müdigkeit barmherzig ein. Stundenlang ging ich durch diese Wälder ohne Furcht. Die Frühlingssäfte stiegen in ihnen empor, ein flockiger, blasser Himmel blickte durch hochragende, dunkle Kronen. Kiefern mit schimmernden Birken dazwischen und stille Seen. Wie war das meiner Heimat so ähnlich! Doch das Wilde fehlte: die mächtigen Steinblöcke, das lange, bärtige Moos, die Riesen unter den Bäumen, das Niedergebrochene, von junger Kraft überwuchert — all das Unberührte und Urtümliche. Und immer war mir, als sei der Himmel hier nicht so hoch, die Luft nicht so kraftvoll. Vielleicht war das nur meine Müdigkeit.

Sonja fuhr am Anfang jeder Woche nach Berlin und blieb vier, auch fünf Tage dort. Es war merkwürdig; wir konnten kaum voneinander lassen und doch war mehr Trennendes als Verbindendes zwischen uns. Im Grunde beobachteten wir einander.

Ich selbst blieb ganz in dem Forsthause, denn ich hatte meine Berliner Wohnung aufgegeben. Die Verhältnisse auf Pahlivaa waren so, daß ich am liebsten von dort nichts angenommen hätte. Als ich mit Sonja darüber sprach, sagte sie, sie hätte sich schon längst gewundert, daß ich noch an meinem alten Studium festhielte. Sie machte Pläne für meine Zukunft. In allem, was sie tat und sagte, war Ruhe und Vernunft, doch sie war so ernst, wie ich sie nie gesehen hatte, ganz anders als jene Sonja, die mit Sten um die Wette geritten und geschwommen hatte.

Es mißfiel ihr, daß ich in meinem matten und unfruchtbaren Leben, wie sie es nannte, verharrte. „Besser, du reistest nach Hause und arbeitetest in eurem Garten," sagte sie. Und alles, was sie sagte, war von Liebe durchströmt.

Eines Tages kamen wir von einer Waldwanderung heim. Ein Bote überholte uns und wandte sich dann zu uns zurück. Er hielt einen Brief in der Hand. Ich hatte lange nichts von Lauri gehört, ich sehnte mich voll Unruhe nach einer Nachricht. Ja, es war ein Brief von Lauri, doch er war an Sonja gerichtet. Sogleich befiel mich wieder jene Furcht, die mir nur zu gut bekannt war. Ich ließ Sonja stehen und ging in den Wald zurück. Sie beachtete mich nicht. Oder war ihr mein ungleiches Wesen schon zur Gewohnheit geworden?

An einer Wegesbiegung drehte ich mich nach ihr um. Sie stand an einen Baum gelehnt und las.

Rascher schritt ich vorwärts, tief in den Wald hinein. Ich hatte das Gefühl, mich verkriechen zu müssen.

Und da — hörte ich nicht meinen Namen? — Wieder und wieder! „Heli, Heli!" Es kam wie von allen Seiten. Ich blieb stehen und sagte deutlich, was ich unzählige Male gedacht hatte. „Nein, es war keine Notwehr, es war Haß. Ich wollte ihn nicht töten, doch es war Haß in mir." Und wieder hörte ich meinen Namen, näher. Das war Sonja. Kalt und zitternd stand ich da. Als ich sie erblickte, wußte ich: das ist ein Unglück.

„Du hast es getan — du!" sagte sie keuchend.

Lange schwiegen wir.

„Weißt du, was dieser Brief bringt? Man hat dich gesehen. Jetzt ruft ihr nach mir!



Die Sibylle. Gemälde von Prof. Oswald Pötzelberger

Aber ich kann dir nicht helfen, dir nicht! Sehr vorsichtig ist dieser Brief," sagte sie, und es war Hohn in ihrer Stimme, — „doch ich verstehe ihn durch und durch."

Dieses ganz Unerwartete riß mich aus meiner Schlaffheit empor. „Mir sollst du nicht helfen, aber hilf meiner Mutter! Ich will keine Schonung — nichts — denk' an meine Mutter!"

Wie Feinde standen wir einander gegenüber. Ich empfand nichts mehr für sie, nichts für mich, ich wollte keine Erklärung geben, ich mußte handeln.

„Gib den Brief," rief ich.

„Nein." Mit finstrer Entschlossenheit sah sie mich an. „Du sollst nichts darin verdrehen und deuteln. Ich habe verstanden."

„Komm doch von mir los, denk' an meine Mutter!"

„Da geht ein Mann bei euch herum," sagte sie hart, „der dich gesehen hat. Hier und da hat er es erzählt, immer wieder. Niemand wollte an Stens Unglücksfall glauben, das hat nicht geschlafen. Lauri hat dagegen angekämpft, hat eure Mutter bewahrt, doch es war vergebens. Sie und er, beide wurden nochmals vernommen. Sie haben geschworen, Heli, verstehst du das? Um dich zu schonen."

„Nein, um Sten zu schonen," sagte ich. Eine sonderbare Ruhe kam über mich. Wohl dachte ich auch jetzt an meinen Haß, doch ich wollte mich nicht zertreten lassen.

„Sten?" Sie lachte voll Bitterkeit. „Oh, dieser Angriff auf drei klare, gesunde Menschen. Ich sehe es jetzt, ich sehe alles."

„Sonja," sagte ich mit aller Entschiedenheit, „denk', was du willst, und sag', was du willst, aber meine Mutter darf nicht ins Zuchthaus kommen. Sie, Lauri, unsre Heimat, das muß unangetastet bleiben."

„Die Vorladung an dich ist unterwegs," sagte sie schroff. Es waren Worte der Rache. Ich fühlte es. Hatte sie mich denn ganz vergessen? Wußte sie nichts mehr von mir? Nur dieses eine, Furchtbare? Ich wollte mich nicht entschuldigen, jetzt nicht. „Gut, ich reise nicht," sagte ich.

„Du reisest nicht?" Das war unverhüllter Hohn.

„Nein, um meiner Mutter und um Lauris willen bleibe ich hier. Unter deinem Namen werde ich telegraphieren, ich sei erkrankt — heute noch."

Mein Widerstand gab ihr Besinnung. Sie sah mich eine Weile an, und es zog etwas durch ihre Augen, das mir Hoffnung gab.

„Sonja, du hilfst," sagte ich mit der ganzen Not meiner Seele, ich hob meine Hände zu ihr auf. „Eins mußt du mir glauben, ich wollte es nicht. Es war ein Unglück."

„Er war dir widerwärtig," sagte sie leise. Ich nickte.

Ein langes Schweigen war zwischen uns. Um uns her wuchs die Dunkelheit; wir konnten den Ausdruck unsrer Gesichter nicht mehr erkennen. Es knackte und zirpte im Gebüsch. Der Abend stieg vom Boden auf. Es dunstete um die Bäume.

„Blida — Blida," sagte Sonja leise.

Langsam gingen wir den Weg zurück.

„Weshalb willst du in die Stadt fahren?" sagte Sonja, ohne mich anzusehen. „Die Vorladung erreicht dich hier. Wenn sie kommt, telegraphiere ich, du lägest krank in meiner Wohnung. Wir gewinnen Zeit. Verschwinden darfst du nicht." —

Dann kam das Forsthaus mit seinem warmen Licht und all das täglich Wiederkehrende. —

Wir konnten in der Nacht beide nicht schlafen, doch wir mieden uns.

Von diesen langen Stunden kann ich nur sagen, daß sie mich wieder zu mir selbst zurückführten. Ich stand lange am Fenster und sah hinaus. Etwas unaussprechlich Feierliches und Starkes war in den endlos fortschwingenden Linien des Waldes, in der Erbarmungslosigkeit des hohen und einsamen Himmels, der dennoch von einem funkelnden Sternenspiel überglänzt war, in dem Dufte des ewigen Werdens, der inbrünstig zu mir hinausflutete. Und doch war die Luft herb und klar, sie umgab mich wie Kristall, wie ein Symbol der Wahrhaftigkeit.

Alle guten Kräfte, die die Heimat mir gegeben hatte, regten sich; sie wuchsen in der göttlichen Klarheit dieser Nacht. Was auch kam, das Schicksal sollte mich nicht schwankend, nicht schwach finden. Nichts in der Welt ist so düster, daß nicht irgendwo ein kleiner Goldfaden spinnt. Die Hauptsache war: g a n z zu wollen, g a n z zu fassen und zu halten, bewußt, bis ins letzte hinein, alle Folgen des Geschehenen entschlossen annehmen. Das Schlimmste kann sich nicht verdüstern, es kann nur aufgehellt werden. Stark und ehrlich sein, darauf kam es an. —

Als der erste Lichthauch über den Wald strich, legte ich mich nieder.

In der bleichen Stille hörte man nichts wie Sonjas Schritte. Sie wanderte in ihrem kleinen Zimmer umher.

Ich schlief fest, wohl zwei Stunden lang. Viel ruhiger als in den vergangenen Wochen sah ich in den kommenden Tag. Wir bereiteten unsre Abreise vor. Sonja fuhr in die Stadt. Ich sollte nachkommen, sobald ich die Vorladung erhielt.

Wir sprachen wenig. Zum Abschiede reichten wir uns die Hände. Ich war glück-

lich darüber, denn nun wußte ich, daß die Macht des Guten in Sonja gesiegt hatte. Sehr nachdenklich, sehr ernst war Sonja.

Nach vier Tagen schon mußte ich ihr nachreisen. Die Vorladung hatte mich erreicht. Es war in mir beschlossen, daß ich um jeden Preis, und sei es der meines unwichtigen Lebens, meine Mutter, Lauri und Pahlivaa schützen wollte.

In dem Lande hier, in dem ich lebte, hatten sich viele Millionen Männer, Frauen und halbe Kinder schützend vor das gestellt, was ihnen heilig war. Was ich zu schützen hatte, war näher.

Gleich nachdem wir uns begrüßt hatten, sagte ich Sonja, daß die durch ein Telegramm geschaffene Frist nicht lang sein dürfte und daß ich zu allem bereit sei.

„Also du willst nicht nach Finnland reisen?“ fragte sie zögernd.

„Nein, keinesfalls. Ich leiste keinen Meineid und treibe meine Mutter und Lauri nicht tiefer ins Unglück. Von jetzt ab soll alles wahrhaftig sein.“

„Wir müssen schnell handeln, damit deine Mutter nicht denkt wie du. Ich glaube, daß auch sie, trotz allem, nach Wahrhaftigkeit verlangt. Wie es jetzt um sie steht, wissen wir nicht genau.“ Während sie sprach, sah sie mich prüfend an, ihre Stimme war bedeckt, wie in großer, innerer Erregung. „Und du, Heli, bist du wirklich stark genug? Könntest du dich in gewissem Sinne aufgeben?“

Ich ging auf sie zu, nahm ihre beiden Hände und hielt sie fest. „Glaube mir, Sonja, vertraue mir wie dir selbst. Wir wollen nicht deuteln. Sten mußte sein Leben aufgeben, meine Mutter mußte aufgeben, was sie liebte, was sie von der Zukunft erhoffte, Lauri opferte — und ich, ich sollte nicht wollen?“

Sonja sah mich ernst an. Sie machte sich von mir frei, und sagte, zu Boden blickend: „Ich hätte einen Ausweg, er fiel mir gleich damals im Walde ein. Doch gerade, weil er mir schon damals einfiel, als ich sehr hart an das Geschehene dachte, weiß ich nicht, ob ich recht daran tue, ihn dir zu zeigen.“

„Das überlaß mir! Ich muß wissen, was recht und was unrichtig für mich ist.“

„Ich glaube fast, du greifst danach,“ sagte sie, mir in die Augen blickend.

Während wir uns ansahen, sagte sie mit fast lebloser Stimme: „In unsrer Kolonie hier ist ein russisches Mädchen angekommen. Sie besuchte mich in meinem Büro und wollte auf kurze Zeit eine Unterkunft haben. Sie wollte nicht angemeldet sein. Für solche Fälle haben wir einige Zimmer zur Verfügung. Sehr elend, sehr heruntergekommen war sie. Nadia Berischeff nannte sie sich. Ich konnte nicht einmal erfahren, ob sie unsrer Richtung angehört oder nicht. Sie kam aus der Schweiz. Was in ihrer Vergangenheit liegt, weiß ich nicht. Doch sie machte den Eindruck eines gebildeten Mädchens. Sie hat sich hinten im Osten Berlins in dem kleinen Zimmer hingelegt, das wir ihr gaben, und ist nicht wieder aufgestanden. Nadia Berischeff ist sterbenskrank —“ Sonja schwieg.

Nicht Furcht, ein Gefühl des Dankes überflutete mich. Ein Lächeln stieg in mir auf. Es muß in meinen Augen gestanden haben.

Sonja kam zu mir und legte ihre Hände auf meine Schultern. „Du bist tapfer,“ sagte sie.

Nein, das war nicht tapfer. Man zeigte mir einen Weg, und ich konnte ihn gehen. Es war das Selbstverständliche und das Notwendige. „Kannst du unsre Papiere heute noch austauschen?“ fragte ich.

„Ja, ich tue es sofort. Ich fürchte, es ist Zeit. Später hole ich dann den Arzt. Aber willst du es nicht wenigstens eine Stunde lang überdenken?“

„Nein, ich bin ganz ruhig. Ich danke dir.“

Die Papiere hatte ich in meinem Gepäck. Sonja fuhr zu jenem Mädchen.

Ich blieb allein zurück. Mein Leben hing also nun von dem Leben und Sterben dieser Fremden ab. Es war ein eigentümliches Gefühl des Losgelöstseins. Wenn das Mädchen starb — und so sehr ich gegen den Gedanken anzukämpfen versuchte: ich mußte es wünschen — dann war alles, was kam, eine zweite Menschwerdung für mich. Ganz tief und herzensnah kam mir die Vorstellung von meinem zweiten Leben nicht, alles blieb in der Nebelferne des großen Unbekannten.

Nur eins bewegte mich heiß: konnte, durfte ich Beziehungen zu Pahlivaa haben oder nicht? Mußten auch sie an meinen Tod glauben? Für immer? Nur für eine Spanne Zeit? Für Jahre?

Wenn Sonjas Nachricht dort ankam, dann starb ich wirklich für meine Mutter und Lauri. Es war unmöglich, zugleich eine zweite, beruhigende Nachricht zu geben.

Oder war es Unruhe für meine Mutter, Schmerz? Konnte es nicht das Lösende, Ausgleichende für sie sein?

Ich sah sie wieder, wie sie sich entsetzt von mir zurückbog, wie wir stumm einander gegenüberstanden, als Lauri hinausging, um nach Stens Pferd zu sehen. Ich hatte den Laut des äußersten Grauens nicht vergessen, mit dem sie meinen Namen ausrief. Und nie, niemals konnte mir das Bild entschwinden, wie Sten ausgestreckt am Boden lag und meine Mutter sein Gesicht mit Küssen bedeckte. Je länger ich mich diesen Gedanken

hingab, die nichts mehr mit meiner nächsten Zukunft zu tun hatten, sondern nur mit dem Schicksal und der Herzensruhe meiner Mutter, um so klarer wuchs die Erkenntnis, daß sie auch mich verlieren mußte, wie sie Sten verloren hatte.

War nicht eine schlichte Gerechtigkeit in diesen Dingen? Meine Mutter, die dem Einfachen und Großen so nahe war, konnte deutlich den Schritt des Schicksals hören. Es gab Gesetze, die sich erfüllten. Auch wir kannten sie, und ich stand unter einem solchen Gesetze. Meine Mutter und Lauri — ja, auch er — sie m u ß t e n glauben, m u ß t e n trauern; erst das gab ihnen Sicherheit. Umgeben von Mißtrauen, machte sie dieser Schmerz stark. Von jeher erweckt das Schicksalhafte Ehrfurcht, wenigstens in einem dem Natürlichen noch so nahen Lande, wie es meine Heimat ist: man würde von ihnen ablassen, von den Trauernden.

Doch im Tiefsten schimmerte mir der Gedanke, es könnte dennoch einmal der Tag kommen, an dem wenigstens mein Bruder von mir hören durfte. Das wollte ich in Sonjas Hand geben.

Spät am Nachmittage kam sie heim; sie brachte mir Nadias Papiere. Das Mädchen lebte. Nur zwei Jahre älter als ich war sie. Der Arzt erwartete ihren Tod, noch bevor ein zweiter Abend heraufzog, Nadias Herz war zu schwach. Für ihn war sie Heli Ursula Brand, die an einer Lungenentzündung erkrankt war. Am andern Morgen fuhr sie hinaus, um mir ein Zimmer zu beschaffen. Es lag in einer mir völlig fremden Gegend, nahe dem Treptower Park. Als wir dort alles für mich geordnet hatten, gingen wir zu Nadia Berischeff. Ich wollte das Mädchen sehen. Sonja riet davon ab, doch sie gab schließlich nach.

Eine Nachbarsfrau saß in dem halbdunklen Zimmer, das sie nach Sonjas Ankunft sofort verließ. Lange sah ich auf das Mädchen, dessen Weg ich weitergehen sollte. Sie kam aus dem Dunkel, nichts verband mich mit ihr. Nicht einmal ein Gefühl der Zuneigung oder des Dankes. Alles war fremd. Das Gesicht der Sterbenden, die Hände, die nicht wußten, was sie faßten, die kümmerliche Umgebung und dieses graue, schäbige Bett, in dem gewiß mehr als einmal der Tod eingekehrt und neues Leben erstanden war. —

Sonja hatte recht gehabt: besser keine Verbindung, keine Vorstellung.

Wir wanderten bis zur Dunkelheit in dem von Frühlingswellen erfüllten Parke umher. Neben uns, vor uns her gingen Arbeiter mit ihren Mädchen und Kleinbürger. Alle vom Hunger gezeichnet, alle in dieser grimmigen, oft grellen Erregung jener Tage. ‚Schicksal eines ganzen großen Volkes,' dachte ich, und dieser Gedanke stählte mich.

Nicht lange nachher, am andern Tage, gegen Mittag, teilte der Arzt Sonja mit, daß Heli Ursula Brand gestorben sei.

So hörte ich auf zu sein, die ich war.

*

Der Sommer, in dem Heli Ursula Brand starb, war trocken und klar. Nur über der großen Stadt stand eine dunstige Schicht.

Ich hatte ein kleines, mehr breites als hohes Fenster zum Hofe hinaus, und wenn ich dort saß, die Schreibmaschine vor mir, Buchstaben klopfend, sah ich viele Füße vorübergehen. Es war ein sehr großes Haus mit Quergebäuden und einem Gartenhaus. So nannten sie es. Doch wir hatten keinen Garten, wir hatten einen gepflasterten Hof, der rissig und in der Mitte voll von Unkraut war.

Die Schustersleute, bei denen ich wohnte, erzählten mir, vor dem Kriege wäre das anders gewesen. In der Mitte hätten sie ein Beet gehabt und zwei Kübel mit Büschen darin. Es schien mir besonders traurig zu sein und Zeugnis für die ganze innere und äußere Not dieser Menschen abzulegen, daß sie Beet und Büsche verkommen ließen. —

Als die ersten Wochen vorüber waren, die ich in einem seltsamen Zustande von Staunen und Warten verbrachte, kam mir zum Bewußtsein, daß ich mein eigenes Leben zerschnitten hatte. Aus einer Art Betäubung erwachend, fühlte ich alle meine Wunden. Es gab keinen Menschen mehr und keine Sache auf der Welt, für die ich notwendig gewesen wäre.

Sonja hielt sich von mir zurück, und gewiß tat sie wohl daran. Ich besuchte in einem dieser Hinterhäuser einen kaufmännischen Kursus. So hieß es. In Wirklichkeit bildete man uns zu Stenotypistinnen heran. Sehr bald sah ich ein, daß ich das alles ebenso gut, wenn nicht besser, in meinem Kellerzimmer lernen konnte. Sonja lieh mir eine alte Schreibmaschine, und so saß ich und klopfte. Es kam mir ganz sinnlos vor.

Hin und wieder kam der Sohn des Schusters zu mir herein. Er war fünfzehn Jahre alt und hatte einen Ausdruck in seinem Gesicht, als hätten ihm die schlechten Ausdünstungen der Kellerwohnung alles Frische und Freie genommen. Es war nichts Junges in ihm. Er belustigte sich damit, mir häßliche Dinge von sich selbst und von seinen Kameraden zu erzählen; er war die Frucht von Jahren, in denen der Vater im Felde gewesen. Ich mußte mich in diese

Umgebung einfügen, denn ich war auf den guten Willen der Schustersleute angewiesen. Für sie war ich, trotz allem, der Feind aus dem andern Lager.

Eines Tages lungerte er wieder in meinem Zimmer herum, während ich mich auf der Schreibmaschine übte. Wenn ich ihn nicht sah, hatte ich stets ein unruhiges Gefühl. Ich stand auf und sagte ihm, er störe mich, er sollte mich allein lassen. Da versuchte er es, mich an sich zu reißen. Auf einen derartigen Angriff war ich all die Zeit gefaßt gewesen; ich fürchtete mich nicht, denn ich war kräftiger und gewandter als dieser Großstadtjunge. In wenigen Augenblicken überwand ich ihn. Doch der Vater hatte den Auftritt gehört; er kam herbei und sah mit einem solchen Ausdruck von Gram auf seinen Sohn, daß er mich tief dauerte. Zu mir sagte er ganz ruhig, ob ich mit ihm hinausgehen wollte, er hätte in einem Vororte zu tun.

Es war das erstemal, daß man ein freundliches Wort an mich richtete, ich ging dankbar auf den Vorschlag des Mannes ein. Unterwegs war er so schweigsam wie gewöhnlich, doch als wir dann, weit hinten im Osten der Stadt, ausstiegen, verwandelte er sich.

„Das — sehen Sie nur das da — wie grün es ist,“ sagte er, und die dunkle, verarbeitete Hand wies erregt in die Weite. „Ich bin da aus Ostpreußen gekommen, Fräulein. Diese Wiesen und die Bäume! Das hatte ich fast vergessen. Aber als wir dann in Belgien marschierten, da — da fiel mir alles wieder ein.“ Er wandte sich um, sah drohend zurück. „Das da, so eine Stadt, das hat die Pest. Ich kann nichts dagegen machen. Aber ich habe hier draußen etwas, das wollte ich Ihnen zeigen.“

Wir kamen an eine jener großen Laubenkolonien, die im Umkreise Berlins liegen. Der Schuster schlich gebückt in einen schmalen, umgrünten Weg, als könnte man ihn ertappen. Bei jedem Schritte nickte er bekräftigend vor sich hin. Ungefähr in der Mitte des Geländes blieb er stehen. „Da ist es,“ sagte er, und er zeigte mir eine kleine, gänzlich verkommene Gartenstelle mit einer baufälligen Hütte darin. Wir gingen hinein. Er klopfte in der Hütte herum. „Die zimmere ich mir zurecht und all das andere — ja, dazu gehört Zeit, das ist es.“ Er kramte in dem Werkzeug, das in der Hütte lag.

„Ich möchte Ihnen helfen,“ sagte ich, „haben Sie Gartengeräte?“ Mit einem Gesichte, das unter dem andern verborgen gewesen, einem freundlichen, jungen, reichte er mir eine Hacke und einen Spaten heraus. „Können Sie auch jäten?“ fragte er.

Gewiß konnte ich das.

Ich kann es nicht beschreiben, wie mir zumute war, als ich auf der Erde kniete und die warme Krume, die herb riechenden Kräuter in meiner Hand fühlte. Niemals werde ich diese Stunde vergessen. Mir war, als ob sich in mir etwas löste, als ob meine Seele die Tränen fände. Die gute Erde, das schöne Grün! Ich pflückte einige Kamillen, die hier im Überschwang blühten, und steckte sie in den Ausschnitt meines Kleides. Später, als wir nach Berlin zurückkehrten, habe ich sie dann tief hinabgeschoben, so daß niemand sie sah. Ich legte sie unter mein Kopfkissen, meine Brust duftete nach ihnen, und da, in dieser Nacht, habe ich mich zum ersten Male müde geweint und zum ersten Male habe ich dann ruhig geschlafen.

Als wir nach Hause gingen, sprachen wir von allem, was geschehen mußte, um den Garten in Ordnung zu bringen. „Wissen Sie,“ sagte der Schuster belehrend und tippte dabei mit dem Finger, „meine Frau ist nämlich aus der Linienstraße, sie weiß nichts vom Garten und draußen,“ die dunkle Hand beschrieb einen weiten Bogen, „aber wenn das erst soweit ist, daß man Kaffee kochen kann — das, was man heute so nennt — dann ist das gut. Wenn alles fertig ist, bringe ich sie und die Kinder hierhin. Nur den Ältesten, den Jungen — das weiß ich nicht.“

Er brauchte sich nicht den Kopf darüber zerbrechen. Zwei Wochen später war der Junge fort, irgendwo in Sachsen. Kurz darauf wurde er beim Plündern festgenommen.

Mir aber hatte seine Roheit das Beste gebracht, was man mir damals geben konnte, ein Stück Land.

Wenn ich es pflegte, legte sich die Pein in mir. Bisweilen war es mir, als sei ich auf geheimnisvolle Art mit meiner Mutter verbunden, die wohl, gleich mir, in dieser einfachen Arbeit Trost suchte.

*

Ein einziges Mal suchte mich Sonja auf. Es war spät am Abend. Sie war sehr niedergeschlagen. Das war fremd an ihr. Als ich von dem Garten erzählte, sagte sie ein wenig hastig, ich sollte doch ganz hinausziehen; wenn die Leute ihr Geld bekämen, hätten sie gewiß nichts dagegen.

Ich selbst hatte oft daran gedacht, aber ich fürchtete mich. Der Abschaum aller umliegenden Länder war in das unglückselige Deutschland hineingeströmt, zumal nach Berlin. Wenn ich in dieser Zeit auch nicht am Leben hing, mir schauderte bei dem Gedanken, was da draußen in der Einsamkeit mit mir geschehen könnte.

Als ich meine Befürchtungen aussprach, stimmte Sonja mir gleich zu. Es sah ihr un-

ähnlich, einen unbedachten Rat zu geben. Sie schien mir überhaupt verändert zu sein. So wenig sie sprach: alles war im Grunde belanglos.

Zum Abschied bat sie mich, sie ein Stück Weges zu begleiten. Ich tat es, und jetzt erfuhr ich, weshalb sie eigentlich gekommen war.

„Lauri ist hier gewesen," sagte sie ganz unvermittelt, „einmal mußte so etwas kommen. Hast du nie daran gedacht?"

Unzählige Male hatte ich daran gedacht, doch nie hatte ich davon gesprochen. „Er wollte wohl das Grab seiner Schwester sehen?" sagte ich und fühlte, wie bitter das klang.

Sonja nickte nur. „Wollte er sie nicht auf Pahlivaa begraben?" Ich wußte nicht, was mich trieb, so zu sprechen. Mir war in dieser Stunde, als sei ich die Ausgestoßene, und ich war doch freiwillig aus dem Leben gegangen.

„Ja — das wollte er —" sagte Sonja langsam. „Doch ich habe ihn überredet, wegen Blida." Sie sagte nicht: „Wegen deiner Mutter."

In ihr, wie in mir, war Gespanntes, ja Hartes. Es war sinnlos, töricht, doch ich konnte es nicht überwinden. „Willst du mir nichts von meiner Mutter erzählen?" fragte ich. Mein Mund, mein Hals wurden trocken bei dieser Frage. Mein Atem ging hastig.

„Doch — ja —" fast klang es träumerisch, „sie ist noch nicht ganz wohl, deshalb konnte Lauri erst jetzt die Reise wagen."

„Und, Sonja, und?" Ganz laut wurde meine Stimme.

„Was denn, Heli, reg' dich nicht auf!" Sie griff nach meiner Hand.

Ich entzog sie ihr, blieb stehen. „Hat meine Mutter der toten Heli vergeben oder nicht? Trauert sie um diese Heli oder nicht?"

„Das — ich weiß es nicht. Lauris Angaben widersprachen sich —"

„Es sieht ihm nicht ähnlich!" Das klang wie drohend.

„Nein." Fest sah Sonja mich an. „Wir sind uns alle nicht mehr ganz ähnlich, auch du nicht, Heli, verzeih." Sie ging davon, ließ mich stehen. Auf dieser schrecklichen, übelriechenden Straße, zwischen diesen fremden, fremden Menschen.

Am liebsten wäre ich hinter ihr hergelaufen, hätte ihren Arm ergriffen, hätte sie gezwungen, mir Rede zu stehen. Weshalb kam sie, weshalb sprach sie von alledem, wenn sie mich hilfloser, ärmer noch zurücklassen wollte? Da war etwas Feindliches! Hing es mit Sten zusammen? Liebte sie ihn immer noch, wirklich und wahrhaftig? Mußte sie mich quälen, wenn der Kelch überlief?

Wie wenig dachte ich doch eigentlich an sie — an das, was sie betroffen hatte! Diese Erkenntnis brach unvermittelt durch meinen inneren Aufruhr.

*

Soviel wie möglich ging ich nun in den kleinen Garten vor den Toren Berlins. Ich hätte besser daran getan, nach einer Stellung Umschau zu halten und Geld zu verdienen, aber ich war innerlich zu wund, um ernsthaft an die Zukunft, an mein Fortkommen denken zu können.

Hin und wieder kam da draußen eine junge Frau zu mir, die sich Rat für ihren Garten holte. Sie war eine Studentin der Medizin. Auch ihr Mann studierte noch. In der Not der Zeit hatten sich diese beiden zusammengeschlossen. Eines Tages erzählte sie mir, daß sie ganz in das kleine Gartenhaus ziehen wollten. Ich konnte es von meinem Platze aus sehen. Während sie nun weiter sprach, bewegte es meine Gedanken, daß ich ja nun nicht mehr allein sein würde, wenn auch ich hier draußen bliebe.

So hörte ich nicht genau, was sie sagte, mir haftete nur in der Erinnerung, daß diese Wohnung eine Aushilfe sei, da sie bald zu ihren Eltern ziehen könnten. Der kleine Garten gehöre den Portiersleuten des Hauses, in dem ihre Eltern wohnten. Wenn nur diese alte Engländerin bald ausziehen wollte! Ihre Eltern — später hörte ich, daß der Vater der jungen Frau ein pensionierter General sei — hätten jeden Raum vermietet bis auf zwei Zimmer, um ihren Kindern das Studium zu ermöglichen. Diese Engländerin suche eine Art Zofe, sie sei kränklich und schwerfällig, sie könne nicht allein reisen.

Die Studentin war eine hübsche, lebhafte Frau, kaum älter als ich. Immer war es mir ein Gruß aus der alten Welt, wenn sie stehen blieb und mit mir sprach.

An demselben Abend noch machte ich alles mit den Schustersleuten ab. Ich konnte mein Kellerzimmer nicht schnell genug verlassen.

Das junge Ehepaar kam gleich zu mir und machte mir lachend einen nachbarlichen Besuch. Ich weiß nicht, woher ich die Laune dazu und den Mut nahm, wir befreundeten uns in ganz kurzer Zeit. Vielleicht war meine Kraft zum Leiden und Einsamsein überspannt gewesen. Ich ließ mich ein wenig gehen, nahm die guten Tage dankbar an.

Drei Wochen haben wir kameradschaftlich miteinander gelebt, und ich weiß noch wie heute, als dann ein plötzliches Ende kam.

Ich begoß die Blumenbeete und freute mich an dem Blitzen der Tropfen, da wurde ich angerufen. Als ich mich umsah, standen meine Freunde am Zaun und zwischen ihnen

ein Student, den ich in jener Zeit sehr gut gekannt hatte, als ich in der Strömung der Jungen und Begeisterten war, die für Deutschlands Reinigung und Aufbau arbeiteten. In langen Gesprächen waren wir uns sehr nahe gekommen, wie es junge Menschen tun, die ein gemeinsames ideales Ziel haben.

„Fräulein Brand!“ rief er froh überrascht. „Endlich! Wir haben viel nach Ihnen gefragt, geforscht! Was ist denn? Weshalb kommen Sie nicht mehr zur Universität? Studieren Sie nicht mehr?“ Lebhaft sprach er auf mich ein.

Mir schwindelte vor Scham und Furcht, am meisten aber vor Scham. Ich sah, wie die Gesichter meiner Freunde sich mir verschlossen. In meiner Verwirrung gab ich törichte Antworten, verstrickte mich nur noch tiefer, bis ich dann sah, daß auch mein alter Bekannter vorsichtig wurde, kühler. Was würde geschehen, wenn er noch eingehender forschte und erfuhr, daß ich auf einem Friedhof im Osten der Stadt begraben lag!

Ich packte hastig meine wenigen Sachen zusammen — mein Koffer stand bei den Schustersleuten — und verließ den Garten und die Stille.

Spät noch klingelte ich an Sonjas Tür. Ich mußte es ihr sagen, das schuldete ich ihr. Immer Sonja! Sie kam selbst heraus und öffnete. Sehr blaß war sie, so, als ob sie lange nicht geschlafen hätte. Stumm geleitete sie mich in ihr großes Zimmer, das ich niemals gesehen hatte.

Als ich mich umschaute, all das in mich aufnahm, was war, brach ich vollends zusammen. „Es kann ja nicht sein — es k a n n nicht sein!“ rief ich verzweifelt. „Du mußt mir etwas Gutes sagen, Sonja!“

Und gerade das konnte sie nicht.

Erst schwieg sie, ließ mich ausreden, erzählen, und dann gestand sie, sehr langsam, sehr vorsichtig, daß auch sie mir etwas zu berichten hätte. Zweimal wären in der letzten Zeit Männer in ihrem Büro gewesen und hätten sich nach Nadia Berischeff erkundigt. Es wäre ihr nicht möglich gewesen zu ergründen, ob es Freunde der Russin seien oder etwa Detektive, fast glaube sie, diese Nadia wäre in unangenehme Dinge verstrickt gewesen.

Und dann tat sie etwas, dessen ich sie für unfähig gehalten hatte, sie weinte. Sie zog mich an sich und weinte.

Wenn etwas sehr bedrohlich wird und wenn der andere die Fassung verliert, so schließt sich Abwehrendes in mir zusammen. „Laß nur, Sonja, laß, ich finde einen Weg,“ sagte ich schnell. Und schon während ich diese wenigen Worte sprach, stand deutlich vor meinen Augen, was ich tun wollte. Ich wollte zu jener Engländerin gehen, mich als Zofe, als Dienstmädchen vermieten. Alles, was sie wollte, nur mitnehmen sollte sie mich. Einzig der Gedanke erregte mich, ob sie vielleicht schon eine andere gewählt hatte.

Die ganze Nacht fand ich keine Ruhe. Ich saß in der Küche der Schustersleute, denn in meinem Zimmer schliefen die beiden Töchter. Das alte Sofa roch nach Schmutz und nach den Ausdünstungen der Speisen.

Jetzt erst, das war mir klar, begann das Leben der Nadia Berischeff. Alles war bisher nur ein Vorspiel gewesen. Jetzt erst stellte das Schicksal mich ganz allein auf den unbekannten Weg. Alles mußte aus eigener Kraft geschehen. Auch Sonja sollte nichts von meinem Plane erfahren.

Diese Nacht war lang und trostlos.

Als die Sonne aufging, kleidete ich mich sorgfältig an und ging hinaus. Die Entscheidung wartete. Es stimmte mich feierlich, die Angst wich. Draußen war eine klare Luft, gesättigt vom Morgentau und vom Atem der Bäume. Ich nahm mir vor, im Park von Treptow zu bleiben, bis ich die Engländerin aufsuchen konnte.

*

Was ich geahnt hatte, erfüllte sich. Es waren meine russischen Papiere, die mir den Weg öffneten. Man hatte es der Engländerin abgeschlagen, eine Deutsche mit hinüberzunehmen. Alles vollzog sich sehr schnell, es kam kein einziges Hindernis.

Die Frau gefiel mir nicht. Sie war eine mürrische, außerordentlich starke, fast unbewegliche Frau. Daß sie keinerlei Interesse an mir nahm, erleichterte mir vieles. Ihr lag nur daran, keine ihrer Bequemlichkeiten zu vermissen.

Wir reisten sobald als nur möglich ab nach London, Land und Meer eilten an mir vorüber. Tagsüber und oft auch während der Nacht mußte ich um sie sein. Doch es war eine Wohltat, in einem sauberen Bette zu schlafen und nie hungern zu müssen. Ich hatte jede Arbeit zu tun. Eine Zofe war ich nicht, ich war ein Dienstmädchen, das soviel wie nur möglich ausgenutzt wurde. Es machte mir große Mühe, mich zu verständigen, denn von der englischen Sprache verstand ich so gut wie nichts.

Wir wohnten in einem möblierten Hause nahe dem Sankt James-Park. Ganz engbrüstig war es, schmal wie ein Turm. An jedem Treppenabsatz lagen zwei Zimmer oder auch eins, unten im Keller war die Küche. Das Haus war gleich allen andern umher wie in ein ausgemauertes Loch hineingesetzt. Die Küchenfenster und die

Fenster meines Zimmers waren um Armeslänge von dieser düstern Mauer entfernt. Pahlivaa, mit deiner langgestreckten Front, den weitläufigen Gängen, dem Grün rings umher!

Im Gleichmaß der Tage legte sich allmählich meine Unruhe, die viele Arbeit ließ mir auch wenig Zeit zum Nachdenken. Was andere Mädchen vielleicht bedrückt und aufgebracht hätte, berührte mich kaum, ich fühlte mich geborgen.

Es war nicht leicht, die alte Frau zufriedenzustellen, doch es schien mir, daß sie meine Bemühungen bemerkte.

Als ich fast drei Monate bei ihr war, sagte sie mir, ich könnte an jedem Donnerstag nachmittag spazieren gehen oder die Stadt betrachten. Das war mir eine große Erleichterung, denn seit einigen Wochen regte sich Ungeduld in mir. Was sollte aus mir werden? Ganz andere Bilder hatte ich von meinem Leben gehabt! Dieses war ein Übergang!

Gleich am ersten freien Nachmittage ging ich in das Museum am Trafalgar Square, das jedermann unentgeltlich offen stand. Es war schön, über den hellen Platz zu schreiten, um den der Verkehr brandete. All die roten, hohen Omnibusse reihten sich dicht aneinander, daneben unzählige andere Wagen. Nahe dem Museum standen Fruchthändler. Die hohen Berge der Orangen, Äpfel und Bananen leuchteten in der Sonne. Gegen den blaßblauen Himmel flog ein Taubenschwarm. Ich füllte mich ganz mit den Schönheiten dieses Museums, und all das Schöne und Helle um mich her bestärkte mich in dem Beschlusse, meinem Leben eine andere Wendung zu geben.

Die Tür war noch verschlossen, als ich zurückkam. So wartete ich denn. Eine Stunde, zwei, drei Stunden. Die alte Dame fuhr bisweilen aus, sie mußte sich verspätet haben. Als es auf Mitternacht ging, wurde ich unruhig. Einen Schutzmann anzusprechen, wagte ich nicht; ich war nie ohne Sorge, man könnte eingehend nach mir forschen. Irgend etwas aber mußte geschehen. Ich klingelte an dem gegenüberliegenden Hause, in dem ich täglich das Brot holte. Ich wußte, die Bäckersleute wohnten dort. Man öffnete unwillig. Als ich erzählte, was mir geschehen sei, sagte die Frau, die Dame sei am Nachmittage mit Sack und Pack abgereist.

Mit einem Schlage wußte ich, was mich betroffen hatte. Die Engländerin war in der letzten Zeit mehrere Male in Verlegenheit gewesen, wenn sie etwas bezahlen sollte. Mir schuldete sie das Gehalt von drei Monaten. Und da drinnen stand mein Koffer. Die Bäckersfrau wollte mich wieder auf die Straße schieben, aber ich flehte sie an, mich nicht wegzuschicken. Da gestattete sie mir, im Flur zu bleiben. Sie holte mir einen Stuhl.

Mein Leben hatte nun wirklich eine andere Wendung genommen, ich fühlte es — bitter.

Es kostete unsägliche Mühe, meinen Koffer herauszubekommen. Meine Arbeitgeberin hatte Schulden gemacht. Die kleinen Leute, bei denen sie geborgt hatte, glaubten, ich könnte mit im Bunde sein, und legten die Hand auf mein Eigentum. Was ich an barem Geld besaß, war nicht genug, um auch nur für eine kurze Zeit davon leben zu können. Dennoch nahm ich mir ein kleines Zimmer. Meine Ernährung konnte ich auf das äußerste einschränken. Eine Unterkunft mußte ich haben. Es wäre naheliegend gewesen, mir eine andere Stellung als Dienstmädchen zu suchen, doch dagegen sträubte sich alles in mir. Ich hatte beschlossen, zu kämpfen, weiterzukommen; ein Unterkriechen kam mir wie eine Sünde gegen mich selbst vor, wie etwas, das mich verdarb.

*

Ich ging in der Stadt umher und suchte eine Beschäftigung. Zu einer Zeit, da die Arbeitslosigkeit wuchs. Morgens kaufte ich mir eine Zeitung oder ich lieh sie mir aus, sah die Nachfragen durch, und dann begann die vergebliche Wanderung. Meine Erfolglosigkeit bedrückte mich recht bald, denn sie durfte nicht länger dauern, als ich mein Zimmer bezahlen konnte.

Vor allem, was mit einer Behörde zusammenhängen konnte, schreckte mich zurück. Öffentlichen Arbeitsnachweis durfte ich nicht in Anspruch nehmen, überhaupt nichts, wodurch irgendeine Nachfrage entstehen konnte. Hin und wieder ließ man mich in einem Restaurant aufwaschen oder putzen. An diesen Tagen litt ich keine Not.

Sehr bald schon schuldete ich meinen Hausleuten die Miete. Sie drängten nicht, zumal der Mann, ein Werftarbeiter, war sehr gutmütig, doch gerade das machte mir die Schuld noch fühlbarer.

Eines Tages hatte ich den Weg verfehlt und stand auf der Londoner Brücke — und hierhin kam mein Schicksal.

Müde und doch voll innerer Anteilnahme blickte ich auf den Strom hinab, auf sein Leben. Ein großes Schiff fuhr in den gelben Mittagsnebel hinein. Es hatte hohe Segel aufgesetzt und wollte wohl weit in die Welt hinaus. „Stens Schiff," sagte ich leise. Ich stützte meinen Kopf in die Hand und wartete, bis die letzten matten Umrisse des Seglers verschwunden waren.

Dann blickte ich zu der Seite hin, an der die alten Speicher standen, diese Speicherhäuser mit den eisernen Armen. In dem gelben Nebel war alles fern, unwirklich, abenteuerlich. Über die Speicher hinweg die verschwindenden Umrisse von Häusern, Türmen, Giebeln, eingetaucht in stolze und blutige Erinnerungen. Und vor diesem im Nebel und Altershauch zergehenden Bilde ein kralles, amerikanisches, weißes Gebäude, ein mächtiger Würfel; hoch, kühl, scharfkantig. Die neue Zeit. Als Eckstein an der Brücke.

Ich sah fort, in die Weite. Ganz hinten, ein Riesennetzwerk, hing die Towerbrücke. Die Maschen wurden auseinandergezogen, in den verhüllenden Dunst gehoben; ein großes Schiff schwebte herbei, glitt in das helldunkle lebendige Fluten des Stromes, kam näher, ward fester, größer —

‚Wie lange mag ich hier schon stehen?' dachte ich staunend. Zugleich fühlte ich Hunger. Zögernd ging ich weiter. — Wohin? Ja, wohin? Ich nahm meinen kleinen Hut ab und lockerte mein Haar. Das erfrischte mich.

Am Brückenrande lehnte ein alter Mann mit einem kleinen schmutzigen Jungen. Sie fütterten die Möwen. Diese Möwen! Wie sie sich schwingen, wie sie gleiten, zitternd in der Luft stehen, das Brot im Fluge auffangen! Knarrende, kleine Schreie stoßen sie aus, die hungrigen Möwen.

Ich sah das Brot, blieb neben dem alten Manne stehen. Nun war ich auch mitten in dem weißen Schwingen und Locken. Manche Krume fiel auf den Boden. Die Hände des alten Mannes zitterten, ganz alte, rote Hände, schmutzige, mit dicken Adern. Und doch nahm ich heimlich einen Brocken. Ich bückte mich und half dem kleinen Jungen.

Wir kamen in ein Gespräch. Es waren nur abgerissene Worte. „Von hier sind Sie nicht," sagte der alte Mann.

„Nein, aus Rußland."

„Sieh, sieh," er wendete mir sein durchfurchtes und schlaffes Gesicht zu, „bei uns da — da gibt es viele Russen — aus Galizien und Polen."

„So?" Ich sah auf die Hände, die das Brot hielten.

„Aus Galizien und Polen," wiederholte der Mann, „die verstehen Sie vielleicht."

„Das würde mir nicht viel nützen, ich habe die russische Sprache fast vergessen."

„Dann sind Sie lange fort?"

„Ja," ich raffte mich auf. „Sagen Sie mal, vielleicht wissen Sie zufällig eine Arbeit für mich?" Ich lächelte ein wenig in meiner übermäßigen inneren Spannung.

„Eine Arbeit? Das ist nicht leicht —"

„Ich weiß —"

„Wir haben hier nämlich selbst nicht Arbeit genug für unsere Leute."

„So? Aber schließlich — ich muß eine Arbeit haben."

Ganz langsam setzte sich der Mann in Bewegung, er kraspelte schwerfällig über die Brücke. „Was können Sie denn?"

„Können? Vielleicht kann ich nicht gerade viel. Ich habe früher nur aus Büchern gelernt," sagte ich ohne jeden Nachgedanken, „doch nicht so, daß ich Geld damit verdienen könnte. Und dann die Sprache — ich fange erst eben an."

Während ich müde erzählte, wackelte der Mann mißbilligend mit dem Kopfe. „Dann sind Sie wohl von den Gebildeten?"

„Ach — gebildet? Nein." Mir war sehr elend.

Die alten, glasigen Augen wurden ganz ausdrucksvoll. „Ja, was sind Sie denn?"

Er sprach weiter, doch ich verstand es nicht. Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den andern.

Dann hörte ich: „Das ist mein Enkel." Der Alte tappte nach ihm hin. Er fummelte in seinen Taschen herum, als suchte er etwas.

Wir trödelten in die Straße hinein, dicht an den Häusern entlang. Sie bogen rechts ab. Da waren die riesigen Hallen der Fischhändler. Ein schwerer Brodem stand in der absinkenden Straße; das beengte mich. Ich strich über mein Gesicht, das ganz weiß wurde, und lehnte mich gegen eine Mauer. Der Alte fingerte wieder in seinen Taschen herum. Er zog ein kleines Päckchen heraus. „Hier, das ist Schokolade. Eigentlich für Bill."

Ich löste es mit zitternden Fingern. Der Alte betrachtete mich mit Augen, die aussahen, als hätte man sie nach unten hin lang heruntergezogen. Sie waren ganz aufmerksam. „Sie — Sie haben etwas zu verkaufen? Kleider, Wäsche?"

„Nein, nicht." Mir war viel wohler. „Ich möchte so lange wie möglich anständig aussehen. Schließlich werde ich ja Arbeit bekommen."

„Na — etwas, einige getragene Sachen werden schon übrig sein — ich kaufe es — zu gutem Preis, reell."

„Haben Sie eine Althandlung?"

„Hatte — jetzt gehört das Geschäft meiner ältesten Tochter. Wo wohnen Sie und wie heißen Sie? Ich komme selbst," sagte der Alte.

„Nein, das ist nicht nötig."

„Nun, dann kommen Sie vielleicht zu uns." Wieder kramte er in seiner Tasche herum. „Das hier ist die Adresse." Es war



Das Konzert. Gemälde von Rudolf Hesse
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)



ein schmutziges Papierkärtchen mit Maschinenschrift darauf. „Aber wirklich kommen, nicht wahr? Und wer weiß, vielleicht gibt es auch Arbeit, ich will mich umhören."

Ich berührte seinen Arm. „Wollen Sie das für mich tun?" Ich konnte es kaum fassen.

„Gewiß, ja," sagte er fast ärgerlich, „wann kommen Sie denn?"

„Vielleicht morgen vormittag?"

„Um elf, zwölf Uhr, dann bin ich bei meiner Tochter."

*

Am andern Tage war eine milchige, sonnendurchschienene Luft. Weich wie unter einer Schicht von Perlmutter zogen sich die Straßenzeilen dahin, breiteten winterliche Bäume ihr zartes Geäst.

Zwischen zwei aufdringlichen, überfüllten Läden hindurch ging ich in eine überaus enge Gasse. Ich mußte mein Bündel fest an mich drücken, um die Menschen nicht zu belästigen. Dann kamen einige Stufen, und ich stand in einer Straße, die rechts und links genau dieselben schwarzbraunen Häuser hatte. Ein Keller, zwei Stockwerke, das Dach. Kein Baum, keine Pflanze, keine Farbe. Drei, vier, fünf Straßen — weiter, immer weiter — dasselbe Bild, dieselben Menschen, derselbe schwere, schlechte Geruch.

Am Eckhause vor einem Kleiderladen war ein schmutzbezogenes Schild: „Der Kopf der Schneider" stand darauf. Ein Mann hielt seinen Kopf in der Hand. Der Ladenbesitzer stand dicht neben seiner Auslage und sah mich dreist an. Ich ging auf ihn zu und fragte nach dem alten Daniel, denn in dieser Straße mußte der Mann von der Brücke wohnen. „Oh, das ist der Schwiegervater des Baruch Joel, schräg über die Straße."

Also das! Ein seidenes Kleid baumelte über der Tür. Man hatte mich wohl erwartet, ein junges, schlampiges Mädchen kam mir entgegen und führte mich durch den engen, vollgestopften Laden in einen winzigen Hofraum. Da saß der Alte und verlas Lumpen. Seine zittrigen Hände zerrten an einem verfilzten Bündel.

„Großvater, hier ist sie!" Das Mädchen steckte Konfekt zwischen ihre gefärbten Lippen.

„Sieh an, das ist recht," sagte Daniel und stand auf. Er schob einen Haufen übelriechender Lappen beiseite. „Hier ist Platz für die Sachen."

Ich öffnete mein Tuch. Es waren sehr gute leinene Wäschestücke darin und ein wollenes Kleid. Der Alte betrachtete es mit hochgezogener Stirn. „Das muß meine Tochter Estella ansehen," sagte er gedehnt. „Isa, geh und hole deine Mutter."

Das Mädchen kam lächelnd näher. „Nichts Seidenes und kein Schmuck?" fragte sie, sie rührte mit einem Finger in den Leinensachen herum. Das Gesicht, das sich vorwärts beugte, war gepudert und geschminkt. Ein starker süßlicher Geruch ging von ihr aus. Der Alte hatte den Kopf schief gelegt und betrachtete sie.

Eine kräftige, noch jung aussehende Frau kam aus der Hintertür des Ladens, der auf den Hof mündete. „Also das sind die alten Sachen?" sagte sie knapp, fast höhnisch. Nur einen kurzen Blick warf sie hin. „Sind hier schlecht zu verkaufen!" Sie ging fort. Ich wollte alles zusammenpacken, doch der Alte hielt meine Hand fest.

Mir kam der Einfall: du willst ihm zeigen, wie du arbeiten kannst. Ich zog eines meiner Nachthemden über, die ich mit in die Slums gebracht hatte, und half ihm. Das Mädchen stand in der Tür und kicherte.

„Haben Sie Arbeit für mich gefunden?" fragte ich.

„Ja, das ist so eine Sache," sagte Daniel, sein Gesicht kraus zusammenziehend. „Mit der Estella, das ist nichts. Recht hat sie. Was man selbst tun kann, soll man nicht andern geben, doch da ist meine Tochter Yasmin. Sie ist Geflügelhändlerin." Er sprach langsam und abgerissen, wie abgelenkt von der Arbeit. „Gesprochen habe ich mit ihr, ich kann mal mit Ihnen zu ihr hingehen. Sie wohnt eine Straße weiter. Ein gutes Geschäft. Und ein guter Mann — Yasmins Mann. Er arbeitet bei einem Möbelhändler. Sechs Kinder haben sie, sechs kleine Kinder. Nun, wie denken Sie?"

Ich sah vor mich hin, Ekel stieg in mir auf. „Es kommt darauf an, wieviel ich verdiene," sagte ich eintönig.

„Was?" Der Alte riß die Stirn in die Höhe. „Verdienen?" Ich nickte nur. „Ist das nicht genug, wenn Sie Ihr gutes Essen haben?"

„Ich muß auch wohnen."

„Wohnen! Wo sechs schlafen, können auch sieben schlafen."

„Nein, das nicht." Es war zu viel.

„Gut, dann nicht." Wir arbeiteten schweigend weiter. Ein Mann erschien in der Haustür.

„Hier sind Sachen zu verkaufen," sagte der alte Daniel. Unwirsch wühlte Baruch Joel darin herum. „Kannst sie in Ruhe ansehen," sagte Daniel, „sie gehören diesem Mädchen hier; wir gehen jetzt zu Goldmans hinüber." Baruch betrachtete mich scharf und mißtrauisch. Ich stand abseits.

Wir gingen auf die Straße. Wie betäubt war ich, als wir durch das rohe und niedrige Stück Leben hindurchschritten. —

Vor einer Geflügelhandlung blieb der Alte stehen. Es war ein offener, dunkler Raum in einem niedrigen Hause. Rotes Gaslicht hellte ihn ein wenig auf. Mehrere Kinder liefen auf Daniel zu, sie schrten vor Vergnügen. Dann wackelte eine junge, sehr starke Frau heran — ihr fettes Gesicht leuchtete.

„Ach da kommst du mit dem Mädchen," sagte sie, mich mit schnellem Blicke prüfend — „ja, Fräulein, wollen Sie Geflügel rupfen und Federn sortieren — da nebenan —" sie wies auf ein anderes, dunkles Loch, „dann können Sie morgen anfangen. Die Alte sieht nicht recht."

Eine gebrechliche Frau, die über die Arbeit gebückt saß, hob ihre müden Augen. „Natürlich, Frau Brown bleibt," sagte Yasmin Goldman begütigend.

Ich spürte sogleich die Verschiedenheit von ihrer Schwester. Das half mir. Ich nahm mir vor, meinen Fuß auf die erste, unterste Stufe zu setzen, doch mir war jämmerlich zumute.

„Gewiß, das ist eine Arbeit, die ich gern übernehme. Und was bekomme ich als Entgelt?" fügte ich zögernd hinzu.

„Essen und Trinken," sagte Daniel und stampfte mit seinem Stocke auf.

Seine Tochter lachte. „Das wollen wir nach ein paar Tagen sehen."

„Essen und Trinken," wiederholte der Alte hartnäckig.

„Ja gewiß, das sicher." Yasmin nickte gutmütig. Sie ging in ihre Höhle und kam mit einer gefüllten Teekanne und Tassen zurück. Sie und ihre Kinder, ihr Vater und ich standen beisammen, auch die Alte kam herangeschlichen. Das größte Mädchen holte Gebäck. Es war Gelächter und lässiges Genießen um Yasmin Goldman.

Erst im Dämmerlichte kehrten wir zu Estella Joel zurück. Als ich mich im halbdunklen Laden umsah, knurrte Baruch: „Die Sachen sind unbrauchbar."

„Das Fräulein arbeitet für Yasmin," näselte der Alte. Es war Schadenfreude darin.

„Dann wollen Sie wohl nicht mehr verkaufen?" sagte die helle Stimme des Mädchens.

„Eigentlich — doch," ich dachte an meine Schulden, „ich bin auch ohne Wohnung — nur noch für diese eine Nacht —"

„Ausgezeichnet!" rief ein magerer kleiner Mann, den ich jetzt erst bemerkte. „Dann wohnen Sie also bei mir!" Die ganze Familie lachte. Der Mann kam näher, er war gelähmt und offenbar krank. Ich sah ihm ins Gesicht, auch er lachte.

„Hühner rupfen? Nein, das hast du wirklich nicht nötig, Kindchen. Etwas anderes würde ich rupfen!" Das schlampige Mädchen lachte kreischend.

Ich war in einem Zustande grausiger Angst. Noch fühle ich alles, sehe diese Menschen. Mich anklammernd an irgend etwas, das hinter mir stand, sah ich sie der Reihe nach an, langsam, wie Tiere, die ich durch meinen Blick fernhalten mußte. Sie lachten, daß sie fast erstickten. Nur der alte Daniel schüttelte den Kopf, sein Gesicht blieb ernst.

Ein paarmal wollte ich losfahren. Sie hatten mich gestellt, und ich war verwundet. Doch ich stieß es hinab. Ich mußte die Arbeit haben, durfte diese Menschen nicht gegen mich aufbringen. „Sieh sie dir nur ja an, Isa!" rief die Mutter krächzend. Da riß ich mich los und rannte davon. Auf der Straße faßte ich mich wieder. ‚Du hast ja Arbeit gefunden,' sagte ich mir. Dann ging ein Gedanke durch mich hin, wie ein Schnitt. Konnte nicht auch das Hohn sein? Hatte auch diese lachende Yasmin Goldman mich zum besten gehabt?

Ohne langes Besinnen ging ich zu ihr hin. Sie stand noch auf der Straße und schwatzte. Als sie mich kommen sah, rief sie: „Morgen früh um sieben Uhr!"

„Kann ich hier schlafen?" fragte ich, denn ich hatte das Gefühl, ich müßte alles ganz sicher machen; die Arbeit durfte mir nicht entgehen.

„Ja — weshalb nicht?" erwiderte die Frau zögernd. „Bei den Kindern, das geht."

Später wurde es mir dann klar, daß ich ihr damit einen großen Dienst erwies, denn ich mußte in der Nacht die Kinder besorgen.

*

Dieses alles, dieser Anfang da unten hat sich mir tief eingeprägt, und selbst heute noch kann ich träumen, ich säße wieder in der übelriechenden Höhle unter dem Gaslicht, rupfte Hühner und sortierte Federn.

Die Hauptverbindung zwischen der schmutzstarrenden Gasse, an der wir wohnten, und der Welt da draußen, war der Fuhrwerksbesitzer Jim Marden. An jedem Morgen in aller Frühe schwang er seine Glocke. Mit den rauhen, eintönig melancholischen Lauten des Londoner Straßenhändlers rief er das buntscheckige Slumvolk herbei, die ungewaschenen Frauen, finstere Männergestalten und zottelige Kinder. Ein steinalter Mann, der seine Lumpen mit Bindfäden an den Körper wickelte, erhielt regelmäßig eine Zeitung. Sie nannten ihn den Politiker.

Jim Marden brachte und holte allerlei Dinge. Er blieb unbeweglich auf seinem niedrigen Eselskarren sitzen, alle im Auge behaltend. Dabei scherzte er mit den Leuten. Sie hatten ihn offenbar gern. Er war ein Kriegsinvalide und Sohn einer Frau, die sich aus den Slums herausgearbeitet hatte. Yasmin Goldman erzählte mir, sie hätte, wenige Türen von ihr entfernt, gewohnt, jetzt wäre sie die Besitzerin einer kleinen Wäscherei.

Oft richteten sich alle meine Gedanken auf ihn; die Vorstellung, seine Mutter könnte mich vielleicht beschäftigen, war damals das Höchste, was mir vorschwebte. Und was hatte ich vom Leben erwartet!

Das Abstoßende in den Slums waren für mich der Schmutz und der üble Geruch. Alles war davon durchseucht. So sehr ich mich bemühte, ihn von mir fernzuhalten, von meinem Körper wenigstens, es war unmöglich. Schlief ich doch in einem kleinen Raume mit sechs unsaubern Kindern. Nach nichts verlangte mich so sehr wie nach Mitteln zur Reinigung. In dem winzigen Hofe war eine Wasserleitung. Jeden Morgen und Abend stand ich da und wusch mich, und oft genug während des Tages. Ich hatte mein Haar ganz kurz geschnitten, so daß ich das Wasser über den Kopf laufen lassen konnte. Das zog mir die Spöttereien der ganzen Umgebung zu. Meine Reinlichkeit gehörte zu den Dingen, die diese Menschen feindlich gegen mich stimmten. „Waschbär!“ riefen sie mir zu. Doch es trug mir etwas Gutes ein. Jim Marden warf mir eines Tages ein großes Laken zu, das seine Mutter beim Plätten versengt hatte. Man hatte es ihm nicht abgenommen. „Damit kannst du dich abtrocknen,“ rief er, und die Zuschauer lachten. Ich aber hatte etwas, in das ich mich in der Nacht ganz und gar einwickelte.

Mehr noch, als meinen offensichtlichen Wunsch, mich sauber zu halten, verargten mir diese Menschen, daß ich mich niemals in ihre Gespräche mischte und mich vor allem von ihren Vergnügen und von ihren Zaubereien fernhielt. Bisweilen hatte ich das Gefühl, als zöge sich das Übelwollen immer fester um mich zusammen. Auch Yasmin Goldman schien darum zu wissen, doch sie sprach nicht darüber, sie zerstreute in ihrer gutherzigen, leichten Art alles Unliebsame. Sie und ihr Vater hatten hin und wieder Freundlichkeiten für mich, doch ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihnen näher zu kommen. Ich war wie gebannt im Ekel. Dieser unablässige Ekel vor meiner ganzen Umgebung und meine wirklich feste Gesundheit sind mein Halt gewesen. —

Der alte Daniel brachte mir sogar bisweilen ein Buch, denn er bestand darauf, ich sei eine Gebildete. Eines Tages, als ich gerade tief niedergeschlagen war, kam er mit einem verlesenen, altersbraunen Bändchen. Es war „Maria Stuart“ in deutscher Sprache — Schillersche Verse! Mit einer wahren Gier, eine Verdurstende, las ich darin. Ich blätterte, suchte die eine Stelle — und dann hatte ich sie: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte — wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte —“ Die Tränen strömten mir übers Gesicht — ja, grüßt mir, grüßt mir mein Heimatland!

Nie in meinem Leben habe ich geweint wie an jenem Tage, und niemals, so hoffe ich zu Gott, werde ich wieder so qualvoll weinen.

Ich preßte das kleine, verlesene Buch an mich, dann tappte ich zu meinem Koffer hin und legte es hinein. Es war mein heimlicher Schatz. Und wie das Leben nun einmal für mich geworden war: Schillers schwingende Verse lagen neben jenem andern Schatze, dem Gelde, das mir Yasmin Goldman nach den ersten drei Monaten gab. Es sollte mir aus dem Gefangensein im Schmutze heraushelfen.

*

In dem Sommer dieses Jahres — ich sah den Wechsel der Jahreszeiten kaum — lebten wir fast ganz auf der Straße. Die Abfälle faulten neben uns.

Jeden Tag kam ein vierschrötiger, roh aussehender Bursche vorüber, der mir irgend etwas zurief. Ich hütete mich, ihn zu kränken, denn ich wollte und mußte meine Stellung noch mehrere Monate behalten. Mehr noch hütete ich mich, ihm zu begegnen. Doch er drängte sich immer näher zu mir hin. Daß ich ihn immer wieder zurückwies, wenn auch auf eine Art, die nicht verletzen sollte, versetzte ihn in eine grimmige Erregung. Doch auch Yasmin Goldman mochte ihn nicht. Als er sich eines Tages neben ihr her in das Haus hineindrängen wollte, stieß sie ihn so heftig zurück, daß er stolperte und fiel. Fluchend ging er davon. Spät am Abende kam er zurück. Am Nachmittage schon war er betrunken gewesen, jetzt tobte er. Yasmins Mann ging hinaus, um ihn wegzuschicken. Andre mischten sich hinein. Ich habe nicht gesehen, was sich zutrug, irgend jemand hat den Burschen schließlich überwunden.

Dem andern Tage sah ich mit Furcht entgegen, doch nichts ereignete sich. Zwei, drei Wochen vergingen, ich wurde schließlich ganz ruhig. Und doch sollte ich diesen Burschen wiedersehen! —

Es war am letzten Tage des Jahres. Ich

hatte gehofft, die Slums viel früher verlassen zu können, doch Yasmin hatte mir längere Zeit keinen Lohn gegeben. Fast glaube ich, sie wollte mich damit halten. Am Silvesterabend kam sie zu mir, forderte mich auf, mit ihnen und einigen Nachbarn zur Sankt Pauls-Kathedrale zu gehen, um das alte Jahr zu verabschieden. Um zwölf Uhr würde dann das neue eingeläutet. Ich wollte sie nicht kränken. Gerade an diesem Tage hatte sie mir eine kleine Zahlung gemacht. Zudem, das Läuten der Glocken wollte auch ich hören.

Um die Sankt Pauls-Kathedrale brodelte eine dunkle Menge. Die mächtige Kirche, schwer und schwarz, verhüllte ihre Formen im Nebel. Ein feiner Regen ging nieder, er stäubte um die roten, lustigen Gesichter.

Ich wurde fest gegen ein Gitter gepreßt, das den Vorhof der Kirche umgrenzt. Neben mir stand Yasmin Goldman, die Süßigkeiten aus ihrer Tasche aß. Ich sah in die Menge hinein. Dicht um mich her waren die Bewohner aus den Slums und aus all den verborgenen, dunklen Adern Londons. Dazwischen die tanzenden und trinkenden Schotten, denen von alters her dieser Abend gehört. Vorwärts und rückwärts schwangen sie sich mit ihren Frauen und Mädchen, oder man umfaßte sich zu dreien, vieren und drehte sich wüst im Kreise. Dazu spielte der Dudelsack oder die Ziehharmonika. Bunten Papierputz trugen die Menschen. Sie boten sich gegenseitig ihre Branntweinflaschen an, und was geleert war, warfen sie auf den Boden. Sie brannten billiges Feuerwerk ab und starrten mit glänzenden Augen hinein.

Der leise Regen drang in die Kleider, der Schmutz auf der Straße wurde zähe und schwarz. Doch die Menschen freuten sich. Auf was? Oben im Dunkel regte sich eine tiefe Glockenstimme. Mitternacht. Hörten es diese Menschen? Sie johlten, lachten, tranken.

„Nadia ist an der Reihe," sagte eine rohe Stimme dicht vor mir. Es war der Bursche aus den Slums. Er hielt mir seine Branntweinflasche an den Mund. Ohne Besinnen schlug ich sie weg. Eine Flut häßlicher Worte kam über mich. Yasmin Goldman wehrte mit beiden Händen. „Laßt doch, laßt sie doch, sie ist nun mal so." Doch der Bursche blieb stehen und beschimpfte mich.

Ich konnte mich nicht rühren. Wie an einem Schandpfahl stand ich. Lange noch warf man mir höhnende Worte zu.

Mir wurde ganz kalt ums Herz. Nicht vor Scham, nicht aus Furcht; es war Verachtung.

Ganz ruhig sah ich in diese wüsten Gesichter hinein. Das letzte Tier auf Pahlivaa war mir näher. ‚Euch da,' so dachte ich, ‚kann man umschichten, so oft man will — ihr seid dieselben und bleibt dieselben: der Mob von Rom und Jerusalem.'

*

Am andern Morgen ging ich zu Yasmin Goldman und bat sie, mir den rückständigen Lohn auszubezahlen, ich wolle mir eine andre Stellung suchen.

Sie hatte sich das wohl selbst gedacht. In aller Ruhe, mit einer gewissen Freundlichkeit, sagte sie zu mir, es wäre ihr ganz unmöglich, gerade jetzt, zu Beginn des Jahres, könnte sie mir nichts geben. Doch sie hatte einen Vorschlag: ob ich ihre Geflügelfarm in Ordnung bringen wollte? Vier Wochen würde es vielleicht in Anspruch nehmen, mehr nicht. Dann wolle sie die Sache da draußen verkaufen. Doch erst einmal müßte die Farm anders aussehen.

Im ganzen kam mir dieser Vorschlag gelegen, doch ich war hart genug geworden, um zu wissen, daß ich nicht von guten Vorschlägen und Worten leben konnte. Nach zähem Hin- und Herreden setzten wir einen Preis für diesen Monat fest, und Yasmin Goldman mußte sich entschließen, die Hälfte ihrer Schuld sofort zu bezahlen.

Schwer war mir nur, daß ich an jedem Abend in die Slums zurückkehren und einige Stunden am Morgen dort arbeiten mußte.

Im Laufe dieses Nachmittages nun machte sich Frau Goldman frei. Sie fuhr mit mir hinaus, um alles zu besichtigen und mit mir zu besprechen. Wir saßen in einem der großen roten Omnibusse, die weit ins Land hineinfahren. So sehr ich mich danach gesehnt hatte, dieses Land vor den Toren Londons zu sehen, von dem ich früher einmal gelesen hatte, es sei anmutig: ich blickte kaum auf. Erst wollte ich rein sein von allem, was mit den Slums zusammenhing.

Die Geflügelfarm war nicht weit von einer Haltestelle des Omnibusses entfernt. Und nun, als wir ausstiegen, mußte ich doch schnell umherschauen und tief, tief Atem holen.

Über eine ansteigende Rasenfläche gingen wir auf ein erbärmliches Bretterhaus zu, um das herum noch einige Hühner scharrten. Alles war unglaublich vernachlässigt. Sollte das da einen guten Eindruck machen, so brauchte ich ganz gewiß einen vollen Monat. Yasmin Goldman lamentierte laut, aber sie hatte dennoch das naive Vertrauen, ich würde es schon recht machen. Sie zeigte mir die Gerätekammer und fuhr bald davon.

Ich aber dachte nicht daran, mich heute den ersten, gottgeschenkten Abend über eine

Arbeit zu beugen. Ich ließ alles liegen, wie es war, und ging in das Land hinein.

Leib und Seele badete ich in dieser Luft. Sie roch fruchtbar, erdig, ganz anders als bei uns daheim im Winter, wo im Januar und lange Monate noch alles unter einer dicken Schneedecke lag. Hier gab es Grün und hier gab es Wiesen!

Wie der Friede selbst, so lagen die kleinen Häuser am Wege, meist im Schutze großer, in das fahle Dämmerlicht hineinwachsender Bäume. Diese umrankten Türeingänge und Fenster, die schmalen Gartenwege, die künstlich zurechtgestutzten Buchsbaumverzierungen, die farbig umhauchten Lampen hinter den Fenstern, das war fremd für mich und reizvoll.

Die zufriedenen Menschen — diese zufriedenen Menschen! Kaum konnte ich es fassen! —

Von jetzt ab hatte ich an jedem Nachmittage meine gesegnete Arbeit auf dem Lande. Gewiß, auch sie war schmutzig und eintönig, doch ich war allein. Langsam wuchs etwas in mir, was der Freude verwandt war. —

Am Horizonte stand in dem immer bleichen, meistens verschleierten Himmel ein großer, roter Würfel, eine Fabrik, in der fast jeden Tag die Lichter brannten. Ein schmaler, festgetretener Weg führte zu ihr hin, er überquerte das unbebaute, etwas wilde Gelände, in dem die kleine Farm lag.

Gegen Abend kamen eine Anzahl Arbeiter diesen Pfad hinunter, gesund aussehende Menschen. Unter ihnen war ein Vater mit seinem Sohne, die mir besonders auffielen. Sie hatten gut geschnittene Köpfe und waren sauber gekleidet. So sehr stachen diese beiden und alle jene Arbeiter von den Erscheinungen der Slums ab, daß ich sie immer wieder betrachten mußte.

Vielleicht war es ihnen aufgefallen, vielleicht aber hatten auch sie ein freundliches Empfinden für mich — jedenfalls grüßten wir uns bald und sprachen auch gelegentlich miteinander.

Vater und Sohn hatten eine kluge, freie Art, die sie umgebenden Dinge und Geschehnisse in sich aufzunehmen, ein starkes, politisches Interesse und Sinn für das Wirkliche und Notwendige.

Zum ersten Male seit langer Zeit konnte sich mein Geist regen und üben, und wenn es in unseren Debatten am Zaune auch nicht gerade lebhaft zuging und wenn sie auch nur eine kurze Zeit in Anspruch nehmen durften, sie sandten doch helle, kleine Pfeile in mich hinein und lenkten mich von dem trübseligen Bohren in meinem Schicksale ab.

An einem Samstagmittag — tags zuvor hatten wir eine fröhlich ausgetragene Meinungsverschiedenheit gehabt — kamen sie mit einer kleinen Gabe, die mich wahrhaft rührte. Sie brachten mir jeder eine Topfblume. Es waren gute, straffe Ableger von einer Fuchsie, die, so erzählten sie mir, fast zu einem Baume geworden war. Ich hatte mir in der Hütte einen primitiven Fensterplatz eingerichtet, da wurden nun auch die Fuchsien aufgestellt; ich pflegte sie mit Freuden.

Leider war das Wetter meistens schlecht, und wenn der Nebel in der Stadt auch schwerer war, hier draußen war er unangenehm genug und mir besonders feindlich, da ich die Zeit dann nicht genügend ausnützen konnte. So sah ich denn auch eines Tages ziemlich ärgerlich in den sich immer dichter ballenden Nebel. Aber immerhin, hier war ich! Also arbeiten. Einmal, als ich mich umwandte, schien es mir, als hätte ich einen ganz matten Lichtschimmer in der Hütte gesehen, doch es mußte eine Täuschung sein, vielleicht ein Mann, der quer durch das Gelände ging und seine Pfeife in Brand setzte.

So gut es mir möglich war, wendete ich den zähen Boden um, doch schließlich sah ich ein, ich mußte aufhören. Langsam schlenderte ich auf die Hütte zu. Doch als ich die Hand auf das Schloß legte, kam eine ungewisse, hastige Angst über mich. Ich schämte mich ihrer, öffnete die Tür. In demselben Augenblick griff eine derbe Hand nach meinem Arm. Mit verzweifelter Kraft riß ich mich los; ich fühlte, wie der Ärmel in Fetzen hing.

Das konnte nur der eine sein, der Mann aus den Slums. Das abstoßende, tierische Gesicht, die klumpigen Hände! Ich sah ihn nicht, doch ich fühlte ihn, nah, grausig nah! Entsetzen überkam mich mit solcher Gewalt, daß ich ein zweites Mal vermochte, mich loszureißen. Ein wütendes Stöhnen antwortete, ein Fluch. Der Mann mußte ausgeglitten sein — über den Spaten gestolpert, den ich hingeworfen hatte.

Besser mit der Umgebung vertraut als er, gewann ich das Freie. Wie eine Wahnsinnige rannte ich dahin, doch hinter mir hörte ich Keuchen und Schnaufen. Lieber hätte ich mich von einem wilden Tiere zerreißen lassen, als in diese Menschenhände fallen.

Mit einem Satze war ich im Graben, schmiegte mich fest, bewegungslos in die Furche. Der Nebel, er mußte schützen!

Ich wußte, ich mußte aufstehen, die Haltestelle des Omnibusses erreichen; ich konnte es nicht. Er fuhr vorüber, in den Nebel hinein. Meine winkende Hand konnte nie-

mand sehen, meine matte Stimme niemand hören. Nun wußte ich es, es dauerte fast eine halbe Stunde, bis wieder Hilfe kam.

Langsam kroch ich hervor, zitternd vor Angst und Schwäche. Dennoch riß ich mich zusammen und eilte davon. Nicht in der Richtung zur Stadt hin, sondern tiefer ins Land hinein, zu der weit zurückliegenden letzten Haltestelle. Ich wußte, da war ein Wirtshaus, etliche Villen, Licht. Den Weg konnte ich nicht verfehlen, wenn ich nur vorsichtig, von Baum zu Baum, vorwärts lief.

Ganz erschöpft erreichte ich die kleine Unterkunftstelle des Halteplatzes. Ich setzte mich in die dunkelste Ecke und schloß die Augen. Hin und wieder strich ich an mir hinunter — ich war ja schmutzig, hatte im Straßengraben gelegen — war zerrissen — die Hand blutete — dann kam eine Betäubung über mich. Ich hörte Lärm, so, als ob man auf große Pauken schlüge. Doch ich konnte mich nicht wehren. — —

Es muß ein ohnmachtähnlicher und langer Schlaf gewesen sein. Ich erwachte davon, daß jemand nahe neben mir sagte: „Nun wird es aber Zeit, Sie verpassen sonst noch den letzten Omnibus.“ Es war ein Beamter, der gutmütig lachend auf meine Schulter klopfte.

Sogleich erhob ich mich, dankte, und dann stand alles wieder klar vor mir.

Was nun in mir erwachte, ja, was mit Gewalt in mir hervorbrach, das war nicht Angst, noch Mitleid mit mir selbst oder irgendeine Art jämmerliche Klage; das war Zorn, Zorn und Haß.

Den Weg, den wir fuhren, beachtete ich nicht. Es ging immer weiter, durch Vororte in Straßen hinein, die ich nie gesehen hatte. Als es irgendwo hell erleuchtet war, wollte ich aussteigen, doch ich besann mich. Waren meine Kleider nicht beschmutzt und zerrissen? Ein Schutzmann hätte mich aufgegriffen! So lehnte ich mich zurück, verbiß mich in meinen grausamen Zorn und wartete. Einmal mußte ja eine Stelle kommen, an der auch ich Aussätzige aussteigen durfte.

Eine Straßenkreuzung, ziemlich dunkel, der Wagen hielt. Hier hatte ich ja Auswahl — wie bitter! — eine Auswahl von drei dunklen, fremden Straßen Und dann wieder in die Slums zurück.

Was denn sonst? Nur jetzt nicht, nicht diese Nacht. Das Tier könnte mir dort irgendwo auflauern.

Müde schleppte ich mich dahin. Ich suchte nicht lange. In einem schmalen Nebenarme, in dem ein Haus wie das andere aussah, stand eine Kiste. Ich zog sie fort, trug sie in die Gasse, den Spalt zwischen zwei Häusern, und setzte mich darauf. Eine dicke, graue Finsternis war um mich her.

Mein Kopf lehnte an der Wand. ‚Wo ist Gerechtigkeit?‘ dachte ich, ‚wo Güte? Was habe ich verbrochen, um unter den Auswurf einer Großstadt geschleudert zu werden, meines Namens beraubt, meiner Vergangenheit, alles dessen, was ich gelernt habe, aller Hoffnungen?‘

Es brandete in mir, ich konnte keinen Einhalt gebieten — und ich wollte es auch nicht; ich war voll Empörung gegen mein Schicksal und voll Empörung gegen die, die mich hineingetrieben hatten. Morgen wollte ich hingehen und bekennen. Nicht wieder in die Slums, nicht von neuem einen Bittgang um Arbeit mit all seiner Not und Bitterkeit, ich wollte bekennen.

Was hatte ich verschuldet? Um meine Mutter zu schützen hatte ich dem Angreifer ein Beil entgegengeschleudert. Es hatte ihn getroffen. Die überreizten Selbstanklagen hatte ich längst begraben. Der Wille war ausschlaggebend; ich hatte Stens Tod nicht gewollt.

In all seiner Willkürlichkeit und Ungezügeltheit war er mir in diesen Stunden näher als meine eigene vergötterte Mutter.

Vergöttert! Das war das Wort. Sie war kein Gott und keine Heilige. Um den Namen, nichts wie den Namen, das Ansehen des Mannes zu schützen, in den sie sich verliebt hatte, war es nicht so? Verliebt hatte! Ich lachte höhnisch. Darum, ja, darum saß ich hier. In einem schmutzigen Spalt. Einem ekelhaften Tiere entronnen, das mir Gewalt antun wollte, jeder Not und Schmach preisgegeben!

Ich wollte hingehen und bekennen. —

Sie saßen so sicher auf unserm schönen Pahlivaa. Was immer geschah: sie konnten dahin zurückkehren. Waren keine Ausgestoßene! Man liebte meine Mutter, man würde ihr glauben. Lauri war ihr Zeuge. Sie kehrten nach kurzer Zeit heim, und ich war gereinigt, fühlte Boden unter meinen Füßen, konnte weiterschreiten, sein, die ich war!

In diesem inneren Aufruhr kam mir niemals der Gedanke, daß sie mich wirklich tot glaubten; ich hatte das Empfinden, als wüßten sie um mich, doch sie töteten mich wortlos unter sich. Ohne wirkliche Überzeugung sprächen sie daheim hin und wieder von jener Verstorbenen, die sie hassen würden, wenn sie jemals wiederkehrte.

Lauri? Auch Lauri? Meine Gedanken hielten ein.

Weshalb hatte er geglaubt? Sonja, dieser e i n e n Zeugin! Ich an seiner Stelle

hätte das Grab öffnen lassen, hätte sehen wollen, ob es wirklich meine Schwester war. Wie konnte er abreisen, sich zufriedengeben?

Diese Sonja, wie sie mir zuwider war. Wie sie uns alle eingefangen hatte! War nicht vielleicht sie es, auf die alle Schuld fiel? Was wußten wir denn? Wie hatte sie zu Sten, dem Manne meiner Mutter, gestanden? Wußten wir es? War nicht sie der Kern alles Übels? Sie die Ursache der sich immer mehr verdüsternden Ehe meiner Mutter?

Mich hatte sie fortgelockt, in dieses grauenhafte Leben hinein, weshalb? Aus Rache?

Oder wollte sie gar Herrin auf Pahlivaa werden? Hatte sie nicht immer einen starken Einfluß auf Lauri gehabt?

Mußte Sten sterben, so sollte auch ich begraben sein. Konnte sie ihn nicht besitzen, dann mußte es Pahlivaa sein, das sie liebte!

Doch als meine Gedanken sich bis hierhin verirrt hatten, konnten sie nicht weiter rasen.

Ich sah zurück — ein Trümmerfeld — und das Herz tat mir weh.

Mich besinnend sagte ich: „Nein, nein — Lauri und ich, wir begannen alles zu unterwühlen. Das war der Anfang. Wir hätten glücklich sein können auf Pahlivaa, auch mit Sten —“

Ja, war das wirklich so? Ich konnte nicht weiter denken. (Fortsetzung des Romans folgt)

Die Matrosenhochzeit

*

„Trafalgar“ war geschlagen,
Wir liefen in Spithead ein,
Die Luken und Takelagen
Von „Royal Sovereign“
Waren voll Helden — sie sangen,
Das „Rule Britannia!“
Frohlockend die Ufer erklangen:
Old Jack ist wieder da!

Die Briggs auf den grünen Wogen
Tanzten den Siegestanz,
Und rings im weiten Bogen
Waren die Kais voll Glanz,
Die Kais voll Mädchen waren,
Das war wie Gold und Glut!
Stolz sind wir dahergefahren
Und entstiegen kraftvoll der Flut!

Helho, nun begann ein Leben,
Wir waren selig wie Lords,
Wir tranken und liebten daneben,
Vergaßen des Kriegs und des Mords.
Wir schwelgten dem König zu Ehren,
Wir schrien auf Nelson Hurra,
Die Tavernen dröhnten vom schweren
„Rule Britannia!“

Und Tom, mein alter Kam'rade,
War da — und manch Mädchen so drall!
Um manche war's jammerschade
Hier auf dem Matrosenball!
So eine war Betsy — ich wette,
Sie hätte den Nelson beglückt —
Tom sang wie 'ne rostige Kette —
Er war nach Betsy verrückt!

Er sprang in das wüste Geschiebe
Und sang, bis sie Feuer fing:
„Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding!“
Sang er — und: „Wollt Ihr versuchen
Ein Tänzchen mit mir, Madame?“
Die Paare rammt er mit Fluchen,
Als er um die Hüften sie nahm.

Sie lächelte hold, und am Ende
Stellt er sie auf seinen Fuß,
Da umspannten sie heiß seine Hände,
Da raubt er ihr Kuß auf Kuß —
Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding — —
Holt einer da aus zum Hiebe,
Daß Tom in die Knie ging! . . .

Und das war ein roter Soldate,
Soldat von des Königs Armee —
Wir gingen mit ihm zu Rate,
Schnell schließend zum Kampf das Karree —
„Ich liebe den einen seit Jahren,“
Schluchzt Betsy, „den andern seit heut
Und wäre mit ihm gefahren
Von hier bis nach Port Said!“

Da schluckt es und spuckt an der Erde —
Brüllt Tom: „Und du wirst mein Weib!“
Und stürzt sich mit Tigergebärde
Dem roten Soldaten zu Leib — —
Wir standen, wir drei, ihm zur Seite,
Wir vom „Royal Sovereign“,
Vom „Temeraire“ wollten Geleite
Drei Burschen dem andren sein!

Die hoben die Hände zum Frieden,
Wir schürzten die Ärmel zum Kampf —
Da war es auch schon entschieden:
Anlauf. Getümmel. Gestampf.
Wo ist der Soldate geblieben?
Tom warf ihn zum Fenster hinaus,
Daß Teller und Tassen zerstieben
Und zitternd erdröhnte das Haus!

Und die Weiber verdrehten die Hände,
Es war ein schrilles Gekreisch,
Als zerrten sich ohne Ende
Die Möwen um ein Stück Fleisch!
Wir rangen indessen sie nieder,
Die Burschen vom „Temeraire",
Dann war es auf einmal wieder,
Als ob nichts geschehen wär'! . . .

Wir rückten die Tische zusammen —
Dem Sieger ein dreimal Hurra!
Hoch gingen der Lustbarkeit Flammen
Und das „Rule Britannia!"
Hin rollten die Flüche und Flaschen,
Als wäre die Hölle los,
Leer wurden die Teller und Taschen —
Und Betsy saß Tom auf dem Schoß!

„Wer wird denn einen Soldaten,
Einen Menschen aus Zinn oder Blei,
Einen steifen Sergeanten heiraten —
Heh, Fiedler, spiel' ‚Molly im Heu'!
Er begann nun ein Schlürfen und Schleifen,
Als wie ein Hahn auf der Balz,
Tom sprang wie ein Füllen durch Reifen —
Da warf sie sich ihm an den Hals! . . .

„Hei Betsy, hei Betsy — und morgen
Soll Hochzeit sein!" . . . und sie lacht —
„Und willst du dein Stüblein mir borgen,
So sei es auch schon diese Nacht!"
Was sagte sie da? . . . Im Getriebe
Verschwanden sie heimlich und flink —
Es ist um die Seemannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding . . .
Tiflitiplunk — um die Liebe
Ein eigen, ganz eigen Ding . . .

*

Nun, daran war nichts mehr zu ändern —
Und es war auch schon früh gegen vier —
Da gingen wir uns zu bebändern
Zu eines Kaufmanns Quartier,
Da schmückten wir noblen Blaujacken
Uns schön für die Hochzeit aus
Und zierten die alten Schabracken
Mit Laubwerk und Rosenstrauß!

Wir mieteten alle Wagen,
Die es gab in der gastlichen Stadt —
Und es war ein Getrappel und Jagen,
Eh' alles versammelt sich hatt'!
Die Rappen, die Schimmel und Schecken,
Die Räder, die Polster und wir
In Buschwerk und Blumen stecken!
Das war eine Hochzeitszier!

So fuhren wir wie die Barone,
Sechs Kutschen, die Straßen entlang,
Und das ging natürlich nicht ohne
Den üblichen Seemannsgesang!
So kamen wir angefahren
Mit „Rule Britannia!"
Und brüllten dem jungen Paare
Ein donnerndes Hochzeitshurra!

Wir hoben sie zart in den Wagen
Und salutierten dabei —
Und sahen die Türme ragen,
Die Türme von St. Marei —
Und, bei Gott, wir standen und sangen —
Und vor uns Betsy und Tom
Und der Pastor, mit Salbung behangen —
Wir sangen das Amen im Dom!

Dann aber die Anker gelichtet!
Hei! Ging es mit Saus und mit Braus —
Auf dem Markt das Weiberzeug flüchtet —
Zur Taverne, zum Hochzeitsschmaus!
Die Straßen hinauf und hinunter!
Pistolen gehn fröhlich los!
Raketen! Und immer bunter!
Hurra schreit die Jugend! Famos!
Das war eine Fahrt grandios!

Und endlich dampften die Braten,
Floß Whisky und Porter ohn' End',
Wir sind in Ekstase geraten
Und stampften das Kompliment!
Es bebt und wogt die Baracke —
Es war ein Tanz, ein Gewühl — —
Bis gleich einem grauen Sacke
Der Morgen über uns fiel . . .

Wegschlichen wir schwer und verschlafen
Und schifften uns heimlich ein.
Am selben Tag lief aus dem Hafen
Der „Royal Sovereign" . . .
Ob Betsy am Lande bliebe,
Ob er ihr bald einmal schriebe?
Tom zuckt mit den Achseln gering —
„Es ist um die Seemannsliebe —"
Knurrt er, „um die Eh'mannsliebe
Ein eigen, gar eigen Ding . . ."

Hans Benzmann

Die Bremer Kunsthalle

von Emil Waldmann

Über die Aufgaben und den Zweck von Kunstmuseen eine Übereinstimmung der Meinungen zu erzielen, bei Fachleuten, als den Leuten vom Bau, und bei den Laien, für die doch letzten Endes der ganze Aufwand da ist, dürfte sehr schwierig sein. Die einen sagen, eine Bildergalerie sei dazu da, ein Spiegelbild des künstlerischen Schaffens einer Epoche oder vieler Epochen, einer Nation oder vieler Nationen oder aller Nationen zu geben.

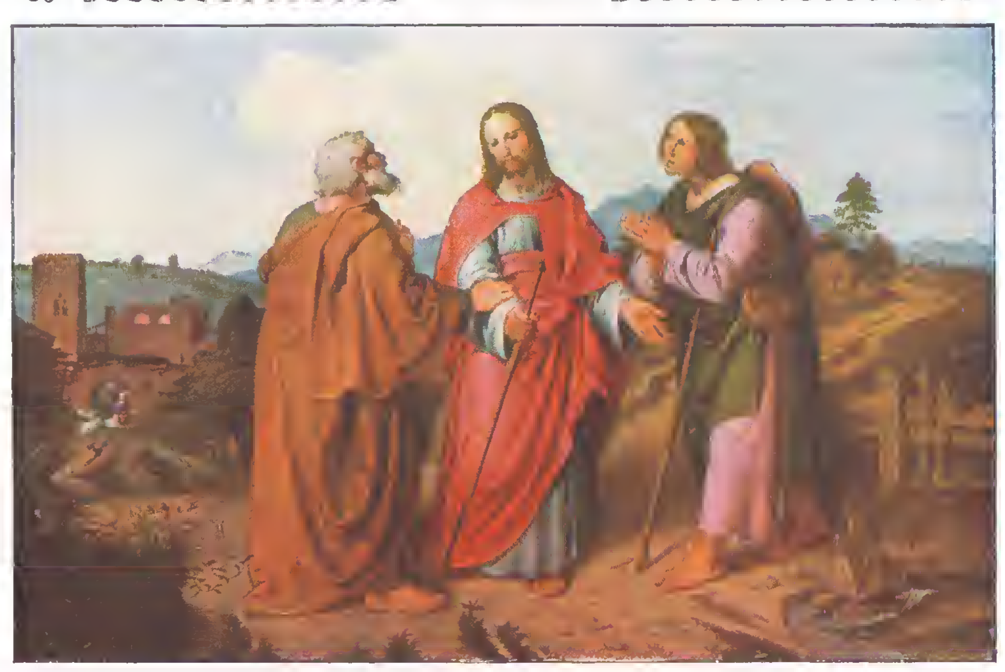
Andre bestreiten dies und behaupten, Museen seien im Gegenteil nur dazu da, das Beste einer Zeit aufzubewahren, nur jene Werke, die für die Ewigkeit, nach menschlichem Ermessen also zunächst einmal für ein Jahrhundert, Bestand hätten.

So viele Museen es gibt, so viele Lösungen der Aufgabe werden versucht. Eine ganz reine Form der Lösung wird sich wohl nie, hoffentlich nie, finden lassen. Es kann sich immer nur darum handeln, eine bestimmte Aufgabe klar zu erkennen und einen bestimmten Plan folgerichtig durchzuführen. Je weniger Konzessionen nach rechts und links, nach oben oder unten, um so besser. Beschränkung in den Zielen und in den Mitteln ist nicht immer nur vom Übel. Kleine Lösungen können in sich geschlossener wirken als ein an sich vielleicht interessantes Vielerlei. —

Vor dreißig Jahren stand der Name der alten Hansestadt Bremen eine Zeitlang im Vordergrunde des deutschen künstlerischen



Tricktrackspieler. Gemälde (Ausschnitt) von Gerhard Terborch (1617—1681)



Gang nach Emmaus. Gemälde von Joseph von Führich (1800—1876)

Interesses. Die Worpsweder, eine am Weyerberge im Moor angesiedelte Künstlerkolonie, hatten einen neuen Stil der Landschaftsmalerei geschaffen, begannen nach Überwindung heftiger, aber verhältnismäßig kurzer Widerstände ihren Siegeslauf durch die deutschen Ausstellungen und zogen um die Jahrhundertwende mit einigen ihrer Hauptwerke auch in die öffentlichen Galerien ein. Es ist nun kein Zufall, daß um genau dieselbe Zeit die Bremer Kunsthalle einen neuen, den entscheidenden Aufschwung nahm. Das öffentliche Interesse an den Fragen der Kunst, in der meistens für halbwegs banausisch gehaltenen Kaufmannsstadt bis dahin ziemlich stagnierend, geriet durch die Kämpfe um die Worpsweder auf einmal mächtig in Wallung, denn die ersten Ausstellungen der Worpsweder fanden naturgemäß in der Kunsthalle des nahe gelegenen Bremen statt. Man sprach und debattierte wieder über Malerei, der alte Malerpoet Arthur Fitger, ein wortgewaltiger Makart-Epigone, verteidigte die alten Ideale, die Jugend aber hing dem Neuen als dem Ausdruck ihrer Zeit und ihres eigenen Empfindens an. Hinzu kam, um das Interesse an Kunst zu steigern, das Beispiel des nahen Hamburg, wo Lichtwark seine bahnbrechenden Taten in moderner Kunstpflege vollbrachte. Die Rivalität mit der größeren Schwesterstadt hat in Bremen manchmal schöne Leistungen ins Leben gerufen. Kurz, um die Jahrhundertwende ging man daran, die Kunsthalle neu zu organisieren, ein Neubau wurde beschlossen, ein kunsthistorisch gebildeter Fachmann wurde in der Person Gustav Paulis gewonnen, und schon nach wenigen Jahren begann die Bremer Kunsthalle, vorher im wesentlichen eine der üblichen Kunstvereinsgalerien mit etwas chaotischem Bestand, ein eigenes Gesicht zu zeigen. Diese Physiognomie hat sich im letzten Vierteljahrhundert immer schärfer herausgearbeitet, und heute stellt die Bremer Kunsthalle einen reinen und klaren Typus dar: klein, aber nicht dürftig, beschränkt in ihren Aufgaben, aber nicht provinziell gebunden. Und hanseatisch frei. Noch heute gehört dies Museum nicht dem Staat oder der Stadt, sondern dem Kunstverein, und wenn auch der Staat große Zuschüsse leistet und auch ein wenig im Vorstande mitwirkt — die hanseatische Selbstverwaltung ist garantiert, kein Senat und kein Bürgermeister und keine Volksvertretung haben ein Vetorecht gegen das, was in der Kunsthalle geschieht. Und eine mächtige Künstlerschaft, wie sie anderswo so oft die Entwicklung eines modernen Museums gehindert hat, existiert in Bremen auch nicht.

Für jede Galerie, die wesentlich dem Schaffen der Lebenden gewidmet ist, bildet die Beschäftigung mit der heimischen Produktion der organische Ausgangs- und Mittel-



Italienische Ideallandschaft. Gemälde von Joseph Anton Koch (1768—1839)

punkt. Und so ist der Worpsweder Saal der Bremer Kunsthalle eine Stelle, an der eigenartige, nur an diesem einen Ort mögliche künstlerische Luft weht. Einige der Hauptwerke aus Worpswede hängen da. Mackensens „Säugling", Modersohns schwermütige Moorlandschaft, Fritz Overbecks stürmischer Novembertag, Hans am Endes „Blühende Apfelbäume", Vinnens „Ruhe" und Vogelers „Sommer", dazu einige feine Studien aus den früheren Zeiten der Worpsweder, bieten das Gesamtbild einer sehr imponierenden Lokalschule. Das große und innige Naturgefühl, der strenge künstlerische Ernst und die sichere malerische und im besten Sinne des Wortes dekorative Haltung dieser Gemälde



Gartenweg. Gemälde von Fritz von Uhde (1848—1911)

stellen, einmal als Gesamtheit gesehen, eine künstlerische Leistung von einer Bedeutung dar, die dem Wert andrer Lokalschulen, etwa dem Münchener Pleinair der gleichen Zeit, oder der Dachauer Schule, oder Leistikow, oder der Scholle, zum mindesten ebenbürtig ist. Wenn wir seither auch gelernt haben, diese mit vielerlei Kämpfen zur Anerkennung gelangte Kunst einzuordnen in den größeren Zusammenhang und nun wissen, daß Deutschland damals, europäisch gesprochen, noch Bedeutenderes aufzuweisen hatte; wenn inzwischen die von den Parteigängern dieser neuen Richtung arg verlästerte, in Bremen besonders gut vertretene Kunst der vorigen Generation, z. B. der Achenbachs, auch wieder zu Ehren kam: die große künstlerische Tat Worpswedes bleibt darum doch unvergessen: die Schaffung eines neuen und sehr starken künstlerischen Naturgefühls in einer kunstarmen Gegend und in einer in dieser Gegend sehr kunstarmen Zeit. Daß dieser bremisch-worpswedische Boden dazu berufen sein sollte, im 20. Jahrhundert eine Künstlerpersönlichkeit hervorzubringen, die in der Gestalt der Malerin Paula Modersohn-Becker von der heutigen Generation auf das höchste verehrt wird und auf das moderne deutsche Schaffen ebenso nachhaltig wie vorbildlich wirkt, konnte man damals kaum ahnen. Aber Zufall ist es gewiß nicht. —

Nachdem auf diese Weise die Bremer Kunsthalle den unmittelbarsten Anschluß an die moderne Kunst gefunden und betätigt und sozusagen ihr heimatliches Gewissen auf das schönste beruhigt hatte, war ihr weiteres Programm so gut wie gegeben. Es konnte sich nur darum handeln, an den großen Bewegungen der Zeit auch im weiteren Sinne teilzunehmen. Es war ja eine künstlerisch außerordentlich fruchtbare Zeit. Der Impressionismus schuf seine schönsten Dinge und schon waren neue Kräfte auch wieder am Werke. Leibl, eben gestorben, war kaum richtig gewürdigt, Trübner und Thoma kamen zu Ruhm, und in der großen deutschen Jahrhundert-Ausstellung wurde die ganze Malerei des 19. Jahrhunderts neu erkannt, Feuerbachs Ansehen stieg, Hans von Marées wurde entdeckt, die Romantik und der male-



Der Abenteurer. Gemälde von Arnold Böcklin (1827—1901)
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

rische Realismus aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts ebenfalls, und auch Menzel ragte noch in diese Zeit hinein.

So gliedert sich der Bestand der Bremer Galerie, in der die kleine, aber sehr gepflegte Sammlung alter Meister, mit schönen Altdeutschen und guten Niederländern, nur nebenher, wenn auch aufmerksam ergänzt wird, in einige klar herausgearbeitete Hauptgruppen. Leibl, Trübner, Thoma, Schuch, also die Münchener Malerei der klassischen Zeit nehmen einen Saal ein. Daneben stehen in nahem Zusammenhang die Monumentalmaler Feuerbach, Böcklin und Hans von Marées. Der deutsche Impressionismus, durch eine Landschaft von Menzel wirkungsvoll eingeleitet, beherrscht den großen Hauptsaal, Wand an Wand mit den französischen Impressionisten. Ein Saal für die Malerei des 20. Jahrhunderts schließt sich an, und eine Reihe von Seitenlichtkabinetten führt die ältere Kunst des Jahrhunderts vor, Achenbachs, Düsseldorfer und Münchener Genremalerei, deutsche Romantik, bis hin zu den Nazarenern, mit denen dann der Anschluß an die alten Schulen gewonnen ist.

Der Großmeister der klassischen Münchener Malerei, Wilhelm Leibl, ist mit drei Frauenbildern aus verschiedenen Epochen vertreten, einem nicht ganz fertig gewordenen Gemälde der Frau Stängl-Schraudolph aus dem Jahre 1872, dem letzten farbigen Werk seiner Hand, dem Bildnis einer Frau Roßner-Heine aus dem Jahre 1900 und dem Kopf einer jungen Bäuerin von 1876. Leibls unübertroffene Meisterschaft in der Darstellung des Menschen feiert in diesen drei Bildern Triumphe. Wie er, ganz ruhig, den Charakter erfaßt und hinstellt, wie er die Schönheit der Erscheinung verarbeitet zu einer undurchdringlichen Harmonie, zu einem Gleichgewicht zwischen stärkster Energie in der Form und weichster malerischer Atmosphäre, wie er aus dem Halbdunkel des Grundes heraus Ton für Ton aufbauend das Fleisch zum Leuchten bringt wie eine edelste Kostbarkeit, dies alles ist so schön bei ihm wie sonst bei keinem. Mag Trübner, zeitweise sein Freund und Studiengenosse, auch vielseitiger sein und im Kolorismus über Leibl hinausgehen, zum Beispiel im Jahre 1873 schon in dem wunderbar noblen „Mädchenbildnis mit dem japanischen Fächer“ oder dem „Landwehroffizier“, mag er, in dem Kainz-Bildnis von 1879, die Strenge der Charakteristik und die Geschlossenheit der malerischen Oberfläche noch überbieten und sich in seinen Landschaften seit der Jahrhundertwende einen persönlichen Impressionismus schaffen (mit dem Leibl nichts zu tun hat) — so vollkommen im Gleichgewicht wie Wilhelm Leibl war kein andrer damals in Deutschland. Unter dem Einfluß dieser großen Persönlichkeit, die nie ein Lehrer, aber immer ein Vorbild war, kamen auch Sterne zweiter Ordnung zu schönstem Glanz und einem so reichen Leuchten, wie sie in ärmeren Epochen wohl nicht erreicht hätten. Karl Schuch aus Wien trieb, in unmittelbarer Nähe Leibls und Trübners, eine Stillebenkunst von einer Erlesenheit, die auch den besten Stilleben der alten Holländer noch überlegen ist. Das graue, graublaue und stellenweise grüne Gefieder einer Wildente und einer einfachen Metallkasserolle, auf einem bretternen Tisch zusammengestellt, enthüllt eine malerische Pracht von einer Klangfülle und einem Nuancenreichtum, dabei von einer schwingenden Konzentriertheit in der malerischen Atmosphäre, an der sich das Auge berauschen kann. Sie waren Tonmaler, diese Münchener, und standen der Pleinair-Doktrin fern. Aber Tonmaler von feinster Art und einem leidenschaftlichen Naturgefühl. Schuchs „Weßlingersee“, mit der großen Ruhe der Stimmung und der zartbunt flimmernden Luft beweist die Stärke dieses Gefühls.

Der große Landschafter jener Epoche war Hans Thoma. Anfangs die Tradition Ludwig Richters fortsetzend, der mit einem Hauptwerk, der „Rast der Pilger“, in der Galerie vertreten ist, kam er zu einer malerischen Naturauffassung von ebenso großem Reichtum der Durchbildung wie Einheitlichkeit der Gesamtstimmung. Nichts allzu Komponiertes mehr, kein Verlieren in die Einzelheiten mehr. Schon in der frühen Schwarzwaldlandschaft von 1867, bei ererbtem Schulgut von erstaunlicher Größe des Griffes, stellt er in dem berühmten „Rheinfall von Schaffhausen“ von 1876 ein wahrhaft monumentales Landschaftsgemälde hin. Starkfarbig und intim zugleich und überall durchaus beseelt. Die Campagna-Landschaft mit der Ziegenherde zeigt seine Kunst von der idyllischen, volksliedmäßigen Seite.

Neben diesen Großmeistern der klassischen Münchener Wirklichkeitsmalerei blühten zahllose kleinere Talente. Albert von Keller und Hugo von Habermann schufen in den siebziger und noch in den achtziger Jahren feinste Kabinettskunst, Sperl ging nicht immer auf Leibls, sondern manchmal auf sehr eigenen Wegen, der Düsseldorfer Seibels nahm die gute Tradition der Bochmann und Burnier wieder auf und folgte Schuchs Idealen, in Weimar malte Buchholz seine stimmungsvollen Waldbilder, in Frankfurt und Cronberg entwickelte neben Anton



Brandungswelle. Gemälde von Gustave Courbet (1819–1877)

Burger der Landschafter Louis Eisen eine Kunst von erstaunlicher Frische. Seine Taunuslandschaft steht zwischen Thoma und Slevogt. Und in München selbst hielt der als Maler zeitlebens nie genug geschätzte Adolf Oberlaender allen modernen Bestrebungen zum Trotz seine Malerei hoch, die bei aller an Schwind gemahnenden Erzählerfreude als Malerei nicht geringer ist als etwa die Malerei Sperls.

Der Ruhm der deutschen Kunst jener Epoche ruht auf zwei Polen: auf den Werken dieser Wirklichkeitsmalerei und auf dem Schaffen der Idealkünstler. Die Deutschrömer Böcklin, Feuerbach und Hans von Marées bezeichnen einen zweiten Höhepunkt. An Weltgefühl der Größte ist Hans von Marées. Tragik, daß er, außer den Fresken in der biologischen Station zu Neapel 1873, nie einen Monumentalauftrag bekam. Er wäre der große Wandmaler Deutschlands geworden. So aber blieben manche seiner Werke Torsen; mußten es bleiben. Aber ebenso oft realisierte er sich auch. Sein Selbstbildnis aus dem Jahre 1863 schon zeigt seine ganz einzigartige, auch von Leibl nicht übertroffene Energie. Die „Abendliche Waldszene" von 1870, ein bildmäßig ausgeführter Entwurf zu einem größeren Gemälde, lebt von Geheimnissen und malerischer Schönheit, wie sie Giorgione und Rembrandt kannten, und sein „Mann mit der Fahne" von 1880 ist trotz verhältnismäßig kleinen Formats ein echtes Werk seines Monumentalstils, voll herrischer Idealität in der Gestalt, ihrem Organismus, ihrem rhythmischen Leben, und voll malerischer Weichheit und träumender Melancholie. Was für Legenden Marées erzählt, ob man etwa den poetischen Inhalt der Waldszene ganz ausdeuten kann oder nicht, bleibt gleichgültig; man versucht es kaum, so eindeutig und zwingend ist die malerische Gestaltung, das Bildhafte, an sich. Arnold Böcklin würde vielleicht an Wesentlichstem verlieren, wollte man den Malpoeten in ihm ignorieren. Man will und soll bei seinem „Abenteurer" sich etwas denken, und die Phantasie des Beschauers gerät ins Schweifen. Aber wenn auch die malerischen Mittel des Bildes vielleicht ein wenig drastische sind, als Vorstellung ist dieses Bild dennoch unvergleichlich und unvergeßlich, diese ganz auf härteste Kontraste gearbeitete Gruppe von Mann und Roß, diese dunkelglühende Plastik in der leuchtenden Endlosigkeit und blendenden Helle. Wie sehr solche Kunst auf der Basis eines starken Naturgefühls erwuchs, zeigt eine Apenninenlandschaft aus dem Jahre 1851, die an die alten Deutschrömer sowohl wie Corot erinnert. Anselm Feuerbach wirkt daneben kühler. Sein „Mandolinenspieler", ein Familienbild mit der idealisierten Nana und dem Selbstbild des Künstlers, streng und in ruhig fließenden Rhythmen aufgebaut, hat die Stimmung einer schönen Abendempfindung. Viel Grau und mattes Graublau, leis Violett, kaltes Grün, hie und da gewärmt durch ein korallenrotes Schmuckstück und zarte Oleanderblüten. Und alles in ruhig gedeckten Flächen. Aber dies gehört zum Stimmungscharakter, zum Charakter dieser feinen, so unendlich edlen klassizistischen Kühle.

Um die Jahrhundertwende wurde in Deutschland allerorten gekämpft um die neue Richtung oder die neuen Richtungen. Realismus, Freilichtmalerei und Impressionismus waren die Schlagworte. Den Kampf hat man vergessen, die Richtungen beinahe auch. Geblieben sind die Persönlichkeiten. Wer allzusehr im Vordergrunde stand, als reinster Vertreter einer Richtung, wie Kuehl und Zügel und Uhde, trat ein wenig, Uhde vielleicht nicht ganz zu Recht, in den Schatten, um den größeren Persönlichkeiten Platz zu machen. Und so wird in der Bremer Kunsthalle der Saal, den man den Saal des deutschen Impressionismus nennt, eigentlich nur von drei Persönlichkeiten beherrscht, von Liebermann, Slevogt und Corinth. Natürlich sind auch die anderen vertreten, vornehmlich Uhde und Zügel, Kuehl und Hans Olde; aber an andrer Stelle. Der große Saal gehört den drei großen Künstlern, auf deren Schultern heute der Ruhm der deutschen Malerei ruht.

Max Liebermann ist in allen Perioden eines sich stetig erneuernden Schaffens repräsentiert. Um ein großes Hauptwerk aus der Periode um 1890, damals als er die Netzeflickerinnen malte, um die „Kuhhirtin" und seine stille, herbe Pracht gruppieren sich ausgesucht schöne Bilder der Frühzeit und der Spätzeit. Die „Nähenden Frauen" von 1877, menschlich sehr wahr und intim, haben noch viel klare Zeichnung und energische Plastik, aber zwei kleine Studien zum Amsterdamer Mädchenwaisenhaus um 1880, ein Waisenmädchen und eine Skizze zur Gesamtkomposition zeigen schon den blühenden Kolorismus, die ganz unvoreingenommene malerisch-koloristische Tendenz seines Sehens. Unter den Landschaften des ersten Jahrzehnts des neuen Jahrhunderts steht das funkelnde „Haarlemer Cloveniershaus" an erster Stelle; eine „Dünenpromenade" aus der gleichen Zeit, herbe und hell, gibt eine Vorstellung von endloser Weite und beglückender Frische. Als Bildnismaler lernt man den Künstler in dem blitzenden Porträt des Georg Brandes kennen, vom Jahr 1904,



Mittagsrast der Pilger. Gemälde von Ludwig Richter (1803—1884)
(Bremen, Kunsthalle)



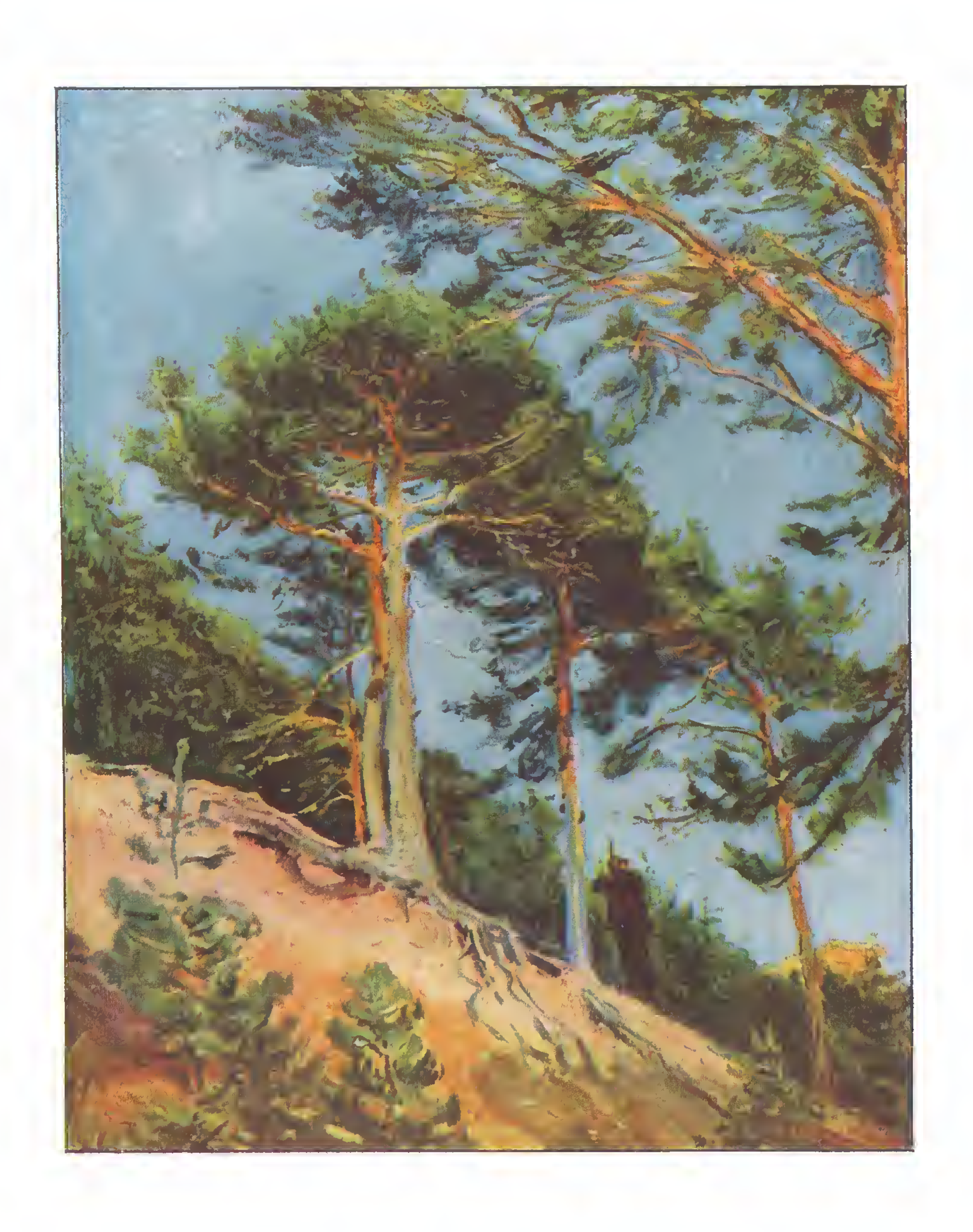
Haarlemer Cloveniershaus. Gemälde von Max Liebermann (geb. 1847)

sicher erfaßt, glänzend charakterisiert und mit schier Frans Halsischer Bravour heruntergemalt. Das Selbstbildnis vom Jahre 1916, an der Staffelei stehend, mit ernstem Blick, ergreift durch den tiefen, menschlichen Ausdruck, den Ausdruck der Weisheit des Alters, vor dessen Blick alles eitel ist. Malerisch zeigt es eine Gelöstheit und plastisch eine Festigkeit, wie sie auch großen Künstlern nicht oft in dieser Harmonie gelingt. Liebermanns später so überraschender Kolorismus im hellsten Sonnenlicht feiert in einem Gartenbild aus dem Sommer 1924, einem Werk des Sechsundsiebzigjährigen, seine schönsten Feste. Es wirkt frisch wie das Werk eines Jünglings, enthält aber über allen Schönheiten die reifsten künstlerischen Erfahrungen eines ganzen Lebens.

Die Kunst Max Slevogts lernt man im allgemeinen in deutschen Galerien nicht ganz so gut kennen, wie in Privatsammlungen. Das Launische, das ihr anhaftet, scheint auch ihrer Geltung anzuhaften. Den impressionistischen Landschafter und den



Der Säugling. Gemälde von Fritz Mackensen (geb. 1866)



Jäger am Abhang
Gemälde von Max Slevogt (geb. 1868)



Sommer. Gemälde von Heinrich Vogeler (geb. 1872)

Maler der von den Sezessions-Ausstellungen her bekannten imposanten Bildnisse, der hier mit einem blendenden Gartenbild und der bekannten Dame im grauen Pelz gute Figur macht, trifft man auch anderswo, aber der Maler der Frankfurter Tierbilder ist ziemlich unbekannt, trotzdem Slevogt in diesen Werken seinen persönlichen Impressionismus zuerst entwickelte. Die „Schwarzen Panther“, in ihrer sonoren Fülle von Schwarz, Silbergrau und Goldgelb, sind eine gute Probe, ebenso wie die „Erdbeeren“ Slevogts Stilllebenkunst aus der Zeit, als er sich mit Manet auseinandersetzte, glänzend vertreten. Eine merkwürdige Landschaft „Der Jäger am Abhang“, in dem Dreiklang von Blau, Grün und Rostgelb, steht jenseits alles Impressionismus und aller Richtung. Süddeutsches, aus der Gegend von Thoma und Trübner, mischt sich auf das glücklichste mit dem persönlichen Stil des schnellen Sehens und der bewegten Niederschrift. Nimmt man dazu noch das Bildnis seines Freundes, des Musikers Konrad Ansorge, dieses Menschen mit dem versonnenen Blick und den prachtvoll charakterisierten Händen, und kommt dann zu der abenteuerlichen Szene von „Cortez vor König Montezuma“, so hat man einen Überblick über Slevogts Schaffen, aus dem man den ganzen Mann kennen lernen kann, soweit er nicht nur Illustrator sondern auch Maler ist. Dieser Cortez entstammt dem Zusammenhang mit der Illustration, ist Illustration, Erzählung, Anekdote, kurz, alles was vor 25 Jahren verpönt war. Aber es ist zugleich ein herrlich realisiertes Bild. Klar und leuchtend, mit Lichterinnerungen an des Künstlers ägyp-



Die Alte. Gemälde von Paula Modersohn-Becker (1876—1907)

tische Reise, tollbunt, aber harmonisch, ein Fest für die Augen und rauschend wie eine Oper von Verdi. Dies Phantastische ist einzig in Deutschland, und dieser „Gegenstand“ kommt bald nach Menzel.

Die Jugend, die immer gerne fertige Formeln möchte, streitet heute gern darüber, ob Slevogt oder Corinth größer sei. Man braucht das nicht, sondern kann sich an Goethe halten, der seinen Zeitgenossen im Hinblick auf sich und Schiller riet, froh zu sein, daß sie „zwei so Kerls“ hätten. Lovis Corinth hat sich bis zu seinem Tode in geradezu erstaunlicher Weise weiterentwickelt und ist doch immer derselbe geblieben, der er von Anfang an war — „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten“. In dem „Schlachterladen“ und der Studie zu einer Schlachterei aus den neunziger Jahren wirkt schon derselbe Sinn für lebendige Farbe, mit dem er jede Erscheinung veredelt, der Sinn, der ihn dann im letzten Jahrzehnt zu so überraschend großartigen Leistungen führte wie zu dem „Blühenden Apfelbaum“ vom Jahre 1922, auf dem man Einzelheiten überhaupt kaum noch erkennt, in diesem einzigartigen Rausch von Farbe und Licht. Corinth ist der geborene Maler, als Malfaust und Könner unvergleichlich. Wenn er an eine Bildnisaufgabe geht, wie bei dem großen Porträt

des Bohêmepoeten Peter Hille, weiß er dieses Nurmalerische zurückzudrängen gegenüber dem Menschlichen, und sein geradezu geisterhaftes Bildnis des Bernt Grönvold aus dem Jahre 1923 verzichtet, zugunsten des Seelischen, fast ganz auf koloristische Reize. Aber ein so heikles Thema, wie die Toilettenszene „Das Strumpfband“ ist in edelster Form malerisch gelöst, blumenhaft und duftig wie eins seiner berühmten Stilleben, von denen ein hervorragendes Stück aus dem Jahre 1911 und eins von 1917 zur Stelle sind. In solchen Werken lernt man die etwas ungleiche Kunst Corinths von ihrer besten Seite kennen.

Drei Bilder aus der jüngeren Generation der Sezessionisten, eine herbe, strenge Landschaft von Waldemar Rösler, ein in Raum und Farbe starkes Straßenbild von Max Beckmann und eine leuchtende Parkgesellschaft von Albert Weisgerber deuten die Weiterentwicklung des deutschen Impressionismus mit neuen Problemen an.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren neben den Deutschen in der Malerei die Franzosen das führende Kunstvolk, und so hat Bremen mit hanseatischem Weitblick rechtzeitig für eine Sammlung französischer Meisterwerke gesorgt. Der Franzosensaal wird beherrscht von Delacroix' nicht nur im Format monumentalem „König Rodrigo“ und von Claude Monets „Camille“, dem großen Bildnis der Dame in schwarzgrüner Seide. Corot ist vertreten, Gustave Courbet, der auf Deutschland so stark wirkte, mit einem großen Stilleben, einer dramatischen „Brandungswelle“ und einem Waldbild mit Figur, das früher Wilhelm Trübner gehörte. Den reinen Impres-



Die tote Mutter. Gemälde von Edvard Munch (geb. 1864)



Gartenfest. Gemälde von Albert Weisgerber (1878—1915)

sionismus zeigen Landschaften von Claude Monet und Camille Pissaro, von Edouard Manet ist ein magistrales Männerbildnis aus dem Entstehungsjahre der Olympia da, von Renoir zwei Stilleben und ein Figurenbild, Degas und Lautrec, die großen Zeichner der Gruppe, treten hinzu, und mit einem Stilleben von Gauguin und besonders mit einer reifen südfranzösischen Landschaft von Paul Cézanne ist der Abschluß dieser glorreichen Epoche der französischen Kunst von Weltbedeutung auf das glücklichste repräsentiert. Um was in unserer Jugend heftig gekämpft wurde, als revolutionär und umstürzlerisch, dies hat heute längst klassische Geltung bekommen. Die Debatten um die wahrhaft aktuellen und modernen Probleme gehen nicht mehr in diesem Saale vor sich, sondern naturgemäß in dem Saal, der der Malerei des 20. Jahrhunderts gewidmet ist.

In Europa war um die Jahrhundertwende die Führung in der Kunst von den Franzosen, die durch Manet und Cézanne beinahe eine Art Weltherrschaft ausübten, auf die Germanen übergegangen. Der Holländer Vincent van Gogh und der Norweger Edvard Munch unterjochten sich die Jugend. Der Ausdruck unmittelbarster Empfindung und die bildhafte Darstellung allerpersönlichsten seelischen Erlebens schufen einen neuen Stil. Van Goghs „Mohnfeld“, dessen Erwerbung für die Bremer Kunsthalle im Jahre 1911 Anlaß zum „Protest deutscher Künstler gegen die Bevorzugung französischer (!) Malerei“ wurde, ein aufregend mit flammenden Pinselstrichen und unvermischten Farben gemaltes blühendes Stück Erde, wirkt heute still und ruhig und sehr groß, und Edvard Munchs „Tote Mutter“, eins jener Bilder, die seinerzeit bei der ersten Munch-Ausstellung in Berlin so unerhörte Skandale hervorriefen, wirkt nur noch durch den unendlich zarten, seelischen Zauber.

Munch hat im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts starken Einfluß auf eine ganze Gruppe deutscher Maler ausgeübt. Erich Heckel, Pechstein und Karl Schmidt-Rottluff sind mit groß stilisierten Arbeiten von inten-

ſivem Ausdruck Zeugen dieſer Richtung, in der die bisher vernachläſſigten Elemente des Bildaufbaus, die zeichneriſche Führung und das Räumliche, verbunden mit reinem, ungemiſchtem Farbausdruck zu neuer Geltung kommen. Paula Moderſohn-Becker, in Bremen geboren und in Worpswede zeitweiſe beheimatet, nahm in Paris Wirkungen von Gauguin auf und entwickelte ſie zu einem perſönlichen Stil von manchmal überraſchender Größe, bisweilen auf der Baſis eines ſelbſterworbenen, ſehr gründlichen Malhandwerks. Bedeutenderes, ſcheint es, hat der ſogenannte Expreſſionismus nicht hervorgebracht. Denn Kokoſchka ſteht mit ſeiner „Jagd im Walde“ doch abſeits der Richtung, und ebenſo Karl Hofer, in deſſen Bild von den „Zwei Frauen“ ſich ein neuer Wille zu maleriſcher Monumentalität von manchen Graden ankündigt.

Dieſen „modernen“ Deutſchen ſind die modernen Franzoſen dann mit einem Frauenkopf von Henri Matiſſe und mit einer Stadtanſicht von Maurice Utrillo, aus dem Jahre 1913, zur Seite getreten.

Wenn die Bremer Kunſthalle mit der Pflege der modernen Richtung eine vielleicht ſpäter einmal als heilſam empfundene Zurückhaltung beobachtete, ſo ſchließt ſie ſich deshalb aber doch nicht ſtreng gegen alles Zeitgenöſſiſche ab. Auf die Künſtler, denen der überraſchende Sieg des Expreſſionismus eine Zeitlang den Wind aus den Segeln genommen hatte, die deutſchen Maler, die vor dem Kriege in Paris ſaßen, hat ſie ein wachſames Auge. Rudolf Tewes, der Bremer, iſt mit zwei Bildern in der Galerie, Rudolf Großmann, dieſes ebenſo feine wie intenſive aber manchmal etwas ungleichmäßige Talent, mit dreien, und auch Pascin, dieſe ſo intereſſante Perſönlichkeit, lernt man in einer vortrefflichen Arbeit kennen.

Ob dies die Künſtler ſind, auf deren Schultern die künftige Entwicklung der deutſchen Malerei ruht? Wer darf es heute entſcheiden? Daß ſie zu den Beſten unſerer Zeit gehören, ſo wie für die in der Bremer Kunſthalle liebevoll gepflegten Plaſtik etwa Kolbe und Haller, de Fiori und Kurt Edgard, dies wenigſtens erſcheint zweifellos.



Sonnige Landſchaft. Gemälde von Waldemar Rößler (1882—1916)

Die türkische Frauenfrage

Von Dr. Karl Klinghardt

Die Befreiung der türkischen Frau aus dem doppelten Gefängnis von Haremsmauern und Gesichtsschleier stellt in zwei Richtungen eine bedeutsame Wandlung dar. Einmal ist sie ein kulturelles Ereignis von großem Ausmaß; sodann aber hat die Aufhebung dieser alten Sitte innerhalb der Gesamtheit der Islamvölker wie innerhalb der Türkei selbst auch ein politisches Gesicht. Es ist um diese Frauenbefreiung ähnlich bestellt wie um die meisten schöpferischen Maßnahmen Mustafa Kemal Paschas, die die neue Türkei begründet haben: die Wellen, die sie werfen, pflanzen sich nicht nur nach der einen Richtung fort, in der vornehmlich der Wurf geschah, sondern die Wirkungen dieser wichtigen Neuregelungen verbreiten sich ringförmig auf den verschiedensten Gebieten des Staats- und Volkslebens und über das eigene Volk hinaus weithin in den vier Himmelsrichtungen.

Mustafa Kemal Pascha gilt als der Mann, der mit der Frauenbefreiung mehr als die Hälfte der türkischen Volksgenossen aus der Dunkelheit an das Licht des nationalen Lebens heraufführte. Dieser Gedanke einer besonderen Verbundenheit des Freiheitshelden mit den Geschicken der türkischen Frauenwelt ist nicht unberechtigt; haben doch die Frauen Anatoliens an den kriegerischen Ereignissen der furchtbaren letzten Kampfjahre, deren Kriegsgott Gasi Pascha war, einen wesentlichen Anteil genommen. Der Befreiungskampf von fünf bis sechs Millionen anatolischer Männer gegen die furchtbare Übermacht alliierter Feinde, die von allen Seiten her den türkischen Heimatboden überfluteten, hätte in der Tat niemals siegreich enden können, wenn die sechs bis acht Millionen türkischer Frauen nicht mit derselben eisernen Entschlossenheit für den Kampf bis aufs letzte sich eingesetzt hätten. Als dieser Befreiungskampf begann, hatte gerade eine etwa fünfzehnjährige Kriegs- und Aufstandszeit mit dem völligen Zusammenbruch des Landes an der Seite der Zentralmächte geendet. Die anschließende Entwaffnung der türkischen Bevölkerung durch interalliierte Besatzungstruppen und Kommissionen war im Gange, Hauptstadt und alle Häfen des Landes waren in den Händen der Sieger. Jegliche Fortführung des Kämpfens mußte sinnlos erscheinen, ja man erwog bereits, sogar auch in türkischen Kreisen, das gesamte entkräftete Land dem Verwaltungsmandat eines Siegerstaates zu unterstellen. Wenn in solcher Situation ein Volk nochmals die Flagge neuen, erfolgreichen Widerstandes entfaltet, dann muß notgedrungen die Bewegung von der Gesamtheit aller Volksgenossen getragen sein.

Die wenigen Schilderungen, die wir von den Vorgängen in Anatolien während dieser Zeit besitzen, wie auch die Studien, die der Verfasser im Jahre nach dem Friedensschluß (Friede von Lausanne 23. August 1923) an Ort und Stelle betrieb, zeigen, daß gerade die Frauen damals die begeistertsten Trägerinnen der von den Führern entfachten Flamme des bedingungslosen nationalen Entscheidungskampfes gewesen sind. Sie, die seither stets Geführten, sie, die gewohnt waren, ihre Gatten, Söhne und Brüder auf fernen Kriegsschauplätzen zu verlieren in Schlachten, deren Zweck sie niemals verstehen konnten, sie hatten jetzt sinnfällig begriffen, daß es sich um Sein oder Nichtsein ihres Volkes und ihrer Familien, um ihren Glauben und ihre ganze Zukunft handelte. Wenn wir erfahren, wie Mustafa Kemal Pascha und seine Freunde bei ihren eiligen Agitationsreisen im revolutionierten Lande allenthalben Straßen und Plätze der Städte und Dörfer erfüllt fanden von den ihnen zujauchzenden und sich zu jedem nationalen Opfer bekennenden Frauen, so glauben wir noch nachträglich etwas von jenen Wechselwirkungen zu spüren zwischen Führer und Geführten, die sich gegenseitig begeistern und steigern.

Neben der moralischen Betätigung fanden die Frauen gar rasch auch ein praktisches Arbeitsfeld. Alle halbwegs waffenfähigen Männer weilten in den Fronten, und das Handwerk, das Kriegsgerät herstellen sollte, war doppelt verwaist durch die Austreibung der Armenier während des Weltkrieges und durch die neuerliche Flucht der im Lande wohnenden Griechen in die besetzten Gebiete. Diese beiden Volksteile hatten seit langen Jahrhunderten fast ausschließlich Handel und Handwerk in Anatolien in Händen gehalten, während das besondere Kriegsmaterial des Weltkrieges von Deutschland gesandt worden war. Jetzt waren nahezu nur die türkischen Frauen da, um die hier klaffende Lücke zu schließen. In eilig eingerichteten Gemeinschaftsbetrieben — eine Arbeitsart, der sie nach alter Tradition von Haus aus ablehnend gegenüberstehen mußten — haben die türkischen Frauen und Kinder unter Anleitung weniger Techniker das dringendste Feld- und Kampfgerät hergestellt, dessen die Freiheitskämpfer bedurften. Bei diesen Arbeiten nun ist notgedrungen der Gesichtsschleier der Frauen gefallen, der ja nicht nur die Arbeit hindert, sondern auch die richtige Verständigung der Arbeitsleiter mit den Arbeitenden unmöglich macht. Zweck des Schleiers war, die Trägerin unbekannt bleiben zu lassen. Erstes Erfordernis in einem erfolgreichen Betriebe ist aber, daß die Leitenden die Angeleiteten kennen, zumindest sie unterscheiden können. So ist dieser

Schleierfall ein ganz selbstverständlicher Vorgang gewesen, fern von jeder Agitation gegen das andere Geschlecht oder gegen bestehende Anschauungen. Der Dienst am Vaterlande, die Rettung der Volksgesamtheit schob alle anderen Rücksichten beiseite.

Mit diesem Gang der Geschehnisse war zugleich aber noch ein weiteres Problem der türkischen Frauenfrage seiner Lösung nahegebracht: das Problem des Frauenberufes.

Die ungezählten Kriege und kriegerischen Wirren der Türkei haben die männliche Bevölkerung Anatoliens stark gelichtet. Der sinkende Wohlstand hat gleichzeitig die kostspielige Sitte der Vielweiberei stark eingedämmt. So wuchs der Frauenüberschuß der Bevölkerung mehr und mehr und trat mit den letzten großen Kriegen durch das Problem der unversorgten Witwen und Mütter in ein kritisches Stadium. Mit dem Fall des Schleiers war nun auf einmal der Weg geöffnet zu den Büros gewerblicher Unternehmungen, zu den Schaltern staatlicher und städtischer Ämter; neben der neuen Freiheit winkte gesicherter Lebensunterhalt.

Ohne dem reinen Trieb des weiblichen türkischen Nationalismus zu nahe zu treten, darf man annehmen, daß diese Aufhellung der Frauenzukunft erhebend mitgeklungen hat in jenem mächtigen Bekenntnis der Frauen Anatoliens zu allen Neuerungen des national-türkischen Programms der Volksführer und zu allen geforderten Leistungen.

*

Natürlicherweise hat die Lösung des Frauenproblems, die Mustafa Kemal Pascha schuf, ihre Vorgeschichte, ja, die Anfänge des Befreiungsstrebens der türkischen Frauen lassen sich wohl zurückverfolgen bis in Moltkes Türkenzeit. Seit durch die Lektüre französischer Romane die Kenntnis des europäischen Frauenlebens in den Harems der gebildeten Kreise ihren Einzug gehalten hatte, war das Streben nach freierem Leben ständig rege geblieben. Modern gesinnte türkische Männer traten gleichfalls für eine Wandlung der überlebten Klausurvorschriften ein. Türkische Diplomaten, die in Europa lebten, gestatteten ihren Frauen und Töchtern für diese Zeit die Teilnahme am abendländischen Gesellschaftsleben. In ihr Land zurückgekehrt, mußten sie sich jedoch jedesmal wieder der Heimatsitte beugen.

Einzig die Kriegszeiten zu Anfang des 20. Jahrhunderts haben fühlbarer an der überlebten Tradition gerüttelt. Der Weltkrieg sah sogar 1915 einen Regierungserlaß, der den Schleierzwang aufhob. Er blieb aber nur wenige Tage in Geltung, um dann einer starken Reaktionsbewegung seitens der Geistlichkeit zum Opfer zu fallen. Der weitere Verlauf der Kriegszeit hat dann immer deutlicher gezeigt, daß die Stunde der Befreiung für die Frauenwelt noch nicht schlagen konnte. Es steht außer Zweifel, daß ein Enver Pascha auch auf diesem Gebiete durchaus modern und europäisch dachte, aber es ist noch wahrer, daß bei allen Gelegenheiten, wo es gegolten hätte, dieser persönlichen Anschauung praktischen Ausdruck zu verleihen, er es vorgezogen hat, die geistlich gefärbte Staatsräson triumphieren zu lassen.

Es ist ja überhaupt charakteristisch für die türkische Frauenbewegung, daß sie sich kaum gegen die Männer als solche zu richten hatte. Der Widerstand, den die türkische Frauenbewegung zu überwinden hatte, kam nahezu allein von seiten der türkischen geistlichen Tradition und von ihren beamteten Vertretern.

Wenn man diese Tatsache überdenkt, so ist auch ohne weiteres klar, warum einem Mustafa Kemal Pascha gelingen konnte, was ein Enver Pascha, ein „Comité Union et Progrès" sich zu versagen gezwungen waren. Im alten Nationalitätenstaat, den die Jungtürken aus der Hand des letzten Autokraten, des Sultans Abdul Hamid, übernahmen, kam dem Kalifat, das die Träger der türkischen Herrschgewalt sich vererbten, noch eine hohe Bedeutung zu. Wer in den damaligen Zeiten an die kulturellen Vorschriften und Gewohnheiten rührte, die mehreren oder allen Islamvölkern gemeinsam waren, mußte schärfsten Widerspruch bei den Völkern fürchten, deren Auffassungen für solche Neuerungen, in diesem Falle also für die Frauenentschleierung, noch nicht reif waren. Rücksicht auf die Wahrung des Zusammenhaltes mit den arabischen Völkern ist es gewesen, die die Jungtürken der Initiative auf dem Gebiete der Frauenreform vollkommen beraubte.

Für die neutürkische Regierung, die sich grundsätzlich zur Trennung von Staat und Kirche bekannt hat, war die Situation anders. Für sie entfiel — erstmalig im türkischen Reich seit 1517 — die Rücksichtnahme auf gesamt-islamische Politikführung, und Angora hat weitgehend die hierdurch gegebene Freiheit im Dienste der Volksertüchtigung genützt.

In den Kriegsjahren 1919/22 ist die türkische Frauenbefreiung praktische Tatsache geworden, wurde der Sieg des Frauenrechtes gewonnen. Die Auswertung des Sieges indessen, d. h. die Ausgestaltung der mit dem Erfolg erlangten Möglichkeiten, liegt noch auf dem Wege, und hier wird es noch langer Jahre bedürfen, bis feste, bewährte Formen für das neuartige Leben der türkischen Frau in Familie, Gesellschaft und Öffentlichkeit herausgebildet sind. Noch vor kurzem konnte kein Freundesrecht die Schranken des Haremsgesetzes durchbrechen, ja, dem Bruder mußte des Bruders Frau und ihr Bereich, das Harem, unbekannt bleiben. Frauen lebten nur unter Frauen und kannten an Männern allein ihre Brüder, Väter und Gatten. Eine Gesellschaft in europäischem Sinne war ein unvorstellbares Ding. Mit einem Schlage sind diese Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Nun müssen von Grund auf die Formen für die neuen Beziehungen der Geschlechter geschaffen werden. Die Raschlebigkeit des

20. Jahrhunderts wird in den Großstädten bei dieser Entwicklung nicht ohne Einfluß bleiben. Es gehen von dieser Seite indessen auch Gefahren aus für die natürliche Gestaltung der künftigen türkischen Gesellschaft.

*

Konstantinopel ist heute noch die Zentrale für das breitere geistige Leben des Türkenvolkes. Da aber die türkische Männerwelt schon weitgehend zu dem internationalen geselligen Leben dieser Metropole Beziehungen angeknüpft hat, und da es neben dieser Gesellschaft keine andere gibt und kaum geben kann, die ähnlich reizvoll, ähnlich luxusfreudig, ähnlich tonangebend wäre, so ist es ganz natürlich, daß Teile des Konstantinopeler Türkentumes im Gebrauch der neuen Freiheit mit ihren Frauen in diese Sphäre hineingleiten. Mag dieses Konstantinopeler Luxusleben für den jedem exotischen Reiz empfänglichen europäischen Touristen auch seinen Zauber haben, so hat doch noch kein ernster Kritiker dieser Geselligkeit ein anderes Zeugnis als das äußerster Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit ausgestellt. Das levantinisch-griechische Element, das allenthalben vorherrscht, wird mit Recht vernichtend kritisiert. Dank seinem Aufwachsen unter französischen Schuleinflüssen und seinem gierigen Ergreifen aller äußeren Merkzeichen vermeintlicher französischer Kultur, steht dieses Mischlingsgeschlecht wahrer Kultur wesentlich ferner als die schlichteste türkische Familie im östlichen Anatolien. Nichtsdestoweniger hat man in Pera stets geglaubt, turmhoch über allem türkischen Leben und Wesen erhaben zu sein. Nun aber hat diese Gesellschaft erleben müssen, daß der von den vielen heißersehnte Anschluß an einen europäischen Staat oder an Griechenland an der Tapferkeit des erwachten anatolischen Nationalismus gescheitert ist, und daß Anatolien, ja die Kleinstadt Angora, der feindlichen Welt und damit auch Konstantinopel sein Gesetz aufgezwungen hat, das nun mit Zähneknirschen getragen wird. Freilich, so straff auch Angora die Zügel seiner Regierung hält, das Gesellschaftsleben in Pera und auf den lachenden Gefilden der lieblichen Marmarainseln und am sommerlichen Bosporus folgt nach wie vor levantinischer Pseudo-Kultur. Mit vollen Segeln stürmen nun manche türkischen Frauen und Mädchen hinein in den Strudel und in die Sittenlosigkeit dieser Vergnügungen. Wer Konstantinopel und sein Luxusleben aus Vorkriegszeiten kannte, in denen nicht eine Türkin es wagen durfte, ihren Fuß auch nur in ein Kaffeehaus, ja in eine der schlichten Milchwirtschaften von Stambul zu setzen, hat wahrlich Anlaß zu staunen, wenn er heute manch weiblicher türkischer Jugend in einem Auftreten begegnet, das kein Vaterlandsfreund im eigenen Volke gerne sieht. Es scheint, als wolle eine gewisse modernste Großstadtjugend in Wochen das nachholen, was Jahrhunderte ihr vorenthielten.

Eigenartig ist nun das Urteil, das von den Levantinern selbst über dieses Hineinströmen des türkischen Elements in ihr erotisch-materielles Leben verbreitet wird. Es lautet dahin, daß die Verantwortung für alle Entgleisungen lebensgieriger türkischer Weiblichkeit allein Mustafa Kemal Pascha zufalle, der mit seiner Schleiervernichtung die türkische Frauenwelt auf die Bahn des Lasters gestoßen habe; und man freut sich, den innerpolitischen und wirtschaftlichen Vorwürfen, mit denen man Angora schmäht, auch noch diesen Vorwurf auf kulturellem Gebiet hinzufügen zu können. Diese Anschauung ist befremdlich, nicht nur des zweierlei Maßes wegen, mit dem hier das lüsterne Pera-Leben gemessen wird, sondern auch deswegen, weil gerade in Pera seit Jahrzehnten die schärfste Kritik am türkischen Schleierzwang geübt wurde. Wenn man hier seither dem türkischen Volke die modernen Entwicklungsmöglichkeiten absprach, so geschah es selten ohne den Hinweis darauf, daß einem Volk, das seine Frauen gefangen und verborgen halte, jeglicher Weg zu neuzeitlichem Aufstieg versperrt sei.

Der Sinn solcher Konstantinopeler Urteile über die Angoraer Frauenreform erklärt sich aus politischen Tendenzen. Wie alle Zurückgedrängten, alle Enttäuschten und Gedemütigten um Wiedergewinnung des Verlorenen kämpfen und ringen, so arbeitet — neben entthronten Ententemächten — das levantinische Konstantinopel mit ganzer Kraft an der Anschwärzung und Verleumdung des siegreichen Anatoliens. Nicht nur an Europas Adresse richtet sich der Propagandafeldzug dieser Kreise, sondern über Europas Zeitungen auch an die anderen Islamvölker, deren Europafeindschaft dem türkischen Nationalismus den Rücken stärkt. Man bringt die kulturellen Umstellungen der neuen Türkei in möglichst klaffenden Gegensatz zu alter islamischer Tradition und freut sich des Kopfschüttelns, das solche Nachrichten im asiatischen Osten und im Norden Afrikas wecken müssen. So und nicht anders erklären sich auch Meldungen wie jene von der Heerespflicht der türkischen Frauen und dem neuen Offizierkorps, das über 100 weibliche Offiziere, darunter mehrere Regimentskommandeure, verfüge. Die Nachricht, die vor mehreren Monaten die europäische Presse durchlief, ist an sich gewiß grotesk und lächerlich, aber im Zusammenhang mit der antitürkischen Islampropaganda gewinnt sie ein ausdrucksvolles Gesicht.

Nicht ohne Schuld bei dieser Wegweisung ins Levantinische, die die Türkinnen Konstantinopels erfahren, ist auch ein Teil der türkischen Presse. Sie erlebt zur Zeit eine starke Entwicklung, und die neu erscheinenden Blätter und Blättchen, die Sport, Mode, galantes Leben zum Gegenstand haben, suchen mit pikanten Darstellungen in Text und Zeichnung sich gegenseitig die Leser abzuringen. Es scheint, daß die türkischen Leser

und wohl auch die Leserinnen unter dem Eindruck stehen, daß nunmehr das meiste von dem, was Haremsgitter schützten, auch für publizistische Zwecke frei geworden sei. Dem „naturalia non sunt turpia", das über den von jeher gänzlich unbefangenen Unterhaltungen im Harem gestanden hat, scheint man auch in der Sphäre der Druckerschwärze und der Witzblattzeichner Geltung zuzusprechen. Das französische Vorbild, noch verzerrt im Spiegel des Levantinertums, wirkt natürlich beflügelnd auf dieser Fahrt.

Wohin sie geht, diese lachende Reise, das pflegt der Unternehmergeist der Interessierten nicht zu fragen; aufrichtige türkische Vaterlandliebe nimmt aber um so mehr Anstoß an diesen Großstadterscheinungen. Ihre Bekenner setzen die Hoffnung auf den konservativen Zug im Charakter des türkischen Volkes, der sich nie verleugnet hat. An der vorbildlichen „Kinderstube", in der beide Geschlechter in der gesamten Türkei aufwachsen, haben die Kemalistischen Reformen niemals rütteln wollen. Die alte türkische Tradition, die auf Ehrfurcht, Gemessenheit und Würde sich gründet, wird entscheidend zur Sprache kommen in der echten türkischen Gesellschaft, die sich wohl eher als im verwaschenen Konstantinopel-Pera im kernigen Anatolien entwickeln wird.

Die drei Grüße. Von Börries, Frh. v. Münchhausen

Ich ritt von Damiette
Zum Teiche Mensaleh,
Der Huf riß eine Kette
Vom Schaft der Aloë.

Aus Wüstensand gehoben
Von geiler Kraft des Schlamms
Zeigten drei Glieder droben
Das Wappen meines Stamms,

Hellgrün, halbtausendjährig
Bestellte feierlich
Des Ahnen Gruß willfährig
Der Panzerring an mich. –

Aus Undeloh der Krüger
Im Lüneburger Sand,
Der graue Heidepflüger
Vorm Sech den zweiten fand.

Und er war nicht geringer
Als den ich dort empfing, –
Ich trag' noch heut am Finger
Aus Luthers Zeit den Ring.

Unter kristallner Platte
Segnet mich frommen Blicks
Von pergamentnem Blatte
Der Mönch Sankt Benedikts. –

*

Doch hört' ich Geisterrufen
Nie wie bei Sankt Quentin, –
Ich kam mit müden Hufen
Herüber von Justin.

Ein Fährmann an der Toise
Gab mir zur Nacht Quartier,
Ich ließ im Spiel vom Glase
Sein Söhnchen nippen Bier.

Als ich es küßt' und herzte,
Sprach eine alte Frau:
„So spielte und so scherzte
Auch einer ganz genau

Mit mir vor fünfzig Jahren, –
Es lagen im Quartier
Von euern deutschen Scharen
Drei Gardereiter hier!"

Da nannte sie den Namen,
Und mich durchfuhr ein Stich: -
Sie nannte meinen Namen,
Mein Vater grüßte mich! – –

Wir führten Schwert und Zügel
In manchem roten Streit,
Achthundert Jahr im Bügel
Sind eine lange Zeit! –

Und oft wohl grüßte leise
Den Enkel stumm ein Ahn,
Betrat auf schwerer Reise
Der seiner Schlachten Plan. –

Mir griff die Panzerkette
Nicht tiefer in die Brust,
Als wenn ich selber hätte
Sie tragen einst gemußt.

Mir liegt am Fingerknoten
Nicht fester jener Ring,
Als wenn ich von dem Toten
Ein'n Händedruck empfing.

Doch tief erschüttert wühlte
Mir dies auf mein Gefühl,
Daß einst mein Vater spielte,
Wie ich mit Kindern spiel'!

Begegnung, Novelle von Ewald Swars

Der Personenzug, der von Irkutsk nach Wladiwostok fuhr, erreichte Tschita, die Hauptstadt Transbaikaliens, mit einigen Stunden Verspätung. Wir waren müde und verdrießlich von dem langen Warten auf dem Bahnhof inmitten eines abenteuerlich bunten Gewimmels von russischen, japanischen, tschechischen und amerikanischen Soldaten, chinesischen Händlern, burjätischen Hirten, russischen Bauern und Arbeitern mit Weibern, Kindern, Körben, Säcken und Kisten. Es war schon dunkel, als wir in den Zug stiegen. Wir tasteten uns mühsam durch die schlecht erleuchteten, überfüllten Abteile, durch Wolken von Zigaretten- und Pfeifenrauch, durch Schatten von Menschen und Gepäck und durch das Murren von Schläfern, die wir ungewollt geweckt hatten, bis wir endlich zwei freie Plätze fanden.

Im Wagen lastete die Müdigkeit und Traurigkeit eines leidenden und unglücklichen Volkes, jene schwere Stimmung, die mich schon in den Wartesälen des Bahnhofes gewürgt hatte. Es war im Frühjahr 1918: Krieg und Revolutionen hatten die Seelen mürbe geschlagen.

Zwei Kerzen gossen ein klägliches und ohnmächtiges Licht auf den mit Menschen und Koffern vollgepackten Raum. Die Luft roch nach Schweiß, Tabak und alten Kleidern. Man hörte das Atmen und Schnarchen der Schläfer, die in drei Stockwerken übereinander lagen. Einige Passagiere gingen noch auf und ab, standen herum, rauchten, sprachen halblaut miteinander, kauten Zedernsamen und Erdnüsse und spien die Schalen auf den Boden.

„Gesindel," murmelte Sidsikoff mit einem Blick maßloser Verachtung auf diese ganze Umgebung. Er war in der Zarenzeit Stabsoffizier gewesen und versah jetzt ein kleines Amt in dem Verpflegsapparat der Roten Armee. Wir fuhren nach Blagoweschtschensk, der Hauptstadt des reichen Amurgebiets, um Getreide zu kaufen.

„Wir werden drei Tage lang fahren," belehrte mich Sidsikoff. „Blagoweschtschensk ist zweitausend Werst von Tschita entfernt. Bei euch kann man da zweimal durch ganz Deutschland fahren, bei uns ist es eine kleine Entfernung. Rußland ist groß." Er sah mich stolz an. Weil ich nichts erwiderte, wiederholte er einigemal: „Rußland ist groß."

Wir richteten uns auf unsern Plätzen ein, und als der Zug zu rollen begann, legten wir uns zum Schlafen hin. Ich lag noch lange wach, sah, wie draußen Lichter, Fensterreihen, Schatten und Häuserumrisse gespenstisch durch die Dunkelheit schwammen, wie die Stadt zurückblieb und wir in die blaue Unendlichkeit der Nacht hineintauchten, bis nichts mehr zu sehen war als die matten Lichtvierecke, die aus den Fenstern des Zuges auf den Bahndamm fielen.

Eine seltsame Erregung und wunderliche Spannung wie in Erwartung oder Ahnung irgendeines wichtigen Erlebnisses ließ mich lange nicht einschlafen. Die fremden Menschen, die rings um mich unter Lumpen und Decken schliefen, das fremde Land, durch das der Zug stampfend und keuchend rollte, und die unendlichen Räume der undurchdringlichen Nacht: alles das tauchte mich in eine ängstliche und zugleich selige Stimmung von Geheimnis und Wunder.

‚Wie traurig das Licht der Kerzen fließt!' dachte ich müde. ‚Die Schläfer liegen formlos im Schatten wie Leichen in der Dämmerung auf einem Schlachtfeld ... Sie sind mir fremd. Was gehen sie mich an! Und dennoch tut mir die tiefe Traurigkeit dieses Wagens weh. Immer sind die Züge und Bahnhöfe überfüllt, als wenn das ganze russische Volk auf einer Wanderung begriffen wäre. Wie Schwärme aufgescheuchter Vögel fluten sie ängstlich hierher und dorthin, während in ihren Ohren das Heulen der Revolution gellt . . .'

‚Das russische Volk ist aus tausendjährigem Schlaf aufgewacht,' träumte ich weiter. ‚Es taumelt noch schlaftrunken und reibt sich die Augen, geblendet von der Helligkeit des neuen Tages und der Weite der neuen Horizonte. Es wirft die Arme in die Luft und schreit. Vorderhand weiß es nichts anderes zu tun. Es schreit wie ein neugeborenes Kind, das noch nicht sprechen kann. Das Volk ist Unbewußtsein und Chaos und wartende Kraft — wie ein neugeborenes Kind. Das Kind kann ein Held werden oder ein Krüppel . . .'

‚Aber was geht dich das an!' schrie ich mich an. ‚Hast du nicht genug mit deinem eigenen Schicksal zu tun? Bist nicht auch du ein windverschlagener Vogel, dessen Lieder verstummt sind, weil eine unsägliche Angst seine Kehle zuschnürt? Fühlst doch auch du die Faustschläge des Schicksals im Nacken, daß du oft in die Knie sinkst und betest . . . Aber das Denken und Grübeln und Wägen frommt zu nichts. Draußen schwebt das Sternengewölbe groß, ewig und unergründlich über der Erde. Trinke dies Bild in dich hinein und verstumme . . .'

Als ich am andern Morgen aufwachte, war es schon heller Tag. Um mich war ein wirres Durcheinander von Menschen, Worten und Dingen. Meine Seele schüttelte den Schlaf ab und setzte jedes an seinen Platz. Ich begriff, worüber gesprochen wurde: Der Zug rollte auf dem Nordzweig der ostsibirischen Bahn; die südliche Strecke durch die Mandschurei war gesperrt: dort kämpften die zarentreuen Kosaken und Mongolen unter der Führung des Atamans Semjonoff und des Barons von Ungern-Sternberg gegen die Rote Garde. Jemand berichtete, daß diese Generäle mit Hilfe von Panzerzügen Stück für Stück der Bahnlinie von Mandschuria aus westwärts eroberten und bereits die Station Olowjannaja besetzt hätten, und sobald Karymskaja, die Zweigstation, in ihre Hände fiele, könnte dieser Zug nicht mehr nach Irkutsk zurückfahren.

Über die Gesichter der Reisenden flatterten Angst und Sorge.

Ich kannte jene kleinen Stationen, wo die Weißen gegen die Roten kämpften; ich war dort einmal vorbeigefahren. All diese Stationen lagen unendlich einsam und verloren in der kahlen, dürren, gewellten daurischen Steppe. Wie tief mußten sie erschüttert werden, wenn nun in ihre Stille der grauenhafte Lärm von Panzerzügen, Maschinengewehren, galoppierenden Patrouillen, Attacken, Geschützen und Automobilen hereinbrach!

Sidsikoff hatte sich gewaschen und verpackte sorgfältig Seife, Handtuch und Zahnbürste in der Handtasche. Seine Bewegungen waren langsam, zögernd, als wenn sie das Ergebnis peinlichen Nachdenkens wären. Sein Gesicht war rasiert und faltig. Mit einem kalten und überlegenen Blick streifte er die debattierenden Reisenden und wandte sich dann flüsternd mir zu: „Nur keine Sorge," beruhigte er mich, „wir werden schon zurückkommen. Ich kenne Semjonoff persönlich."

Er blinzelte mich listig und vielsagend an. Ohne Überleitung begann er dann von seiner Frau zu erzählen, von der er geschieden war und die irgendwo bei Odessa wohnte. Er würdigte mich seines vollen Vertrauens.

Mitten in seiner Erzählung wurde er durch das Halten des Zuges unterbrochen. Die Station hieß Kuenga (dreisilbig, mit dem Ton auf der letzten Silbe). Es wird bald verständlich werden, weshalb sich dieser Name meinem Gedächtnis für immer eingeprägt hat. Ich sah ein großes, hell getünchtes Bahnhofsgebäude, das einen städtischen Eindruck machte. Zu beiden Seiten standen wie auf allen Stationen lange, offene Verkaufsstände, wo Bäuerinnen aus der Umgegend Brot, Butter, Eier, Milch, eingelegte Gurken und gebratenes Fleisch feilboten. Die Reisenden strömten hinaus, überfluteten den Bahnsteig, drängten sich an den Verkaufsbuden und standen in langen Reihen hintereinander vor den Kesseln mit kochendem Wasser. Gelächter, fluchende und scherzende Worte schwirrten in der Luft. Als das Gedränge sich beruhigt hatte, holte auch ich heißes Wasser zum Tee; Sidsikoff kaufte Brot, Wurst, Eier und Milch.

Der Zug stand noch, als wir unser Frühstück schon lange beendigt hatten. Ich ging auf den Bahnsteig hinaus, weil die Luft im Wagen warm und drückend war.

Da geschah etwas, was mich tief erschütterte: ich sah ein junges Mädchen von einer solchen Schönheit, daß sich mein Herz wie in großem Weh zusammenzog, einige Sekunden lang stockte und dann laut und schwer zu pochen begann.

Längs des Zuges gingen drei junge Mädchen auf und ab. Sie gingen Arm in Arm, alle drei gleich gekleidet, mit bloßen Köpfen. Sie trugen weiße Blusen mit Matrosenkragen, blaue Röcke, weiße Strümpfe und weiße Schuhe.

Die mittlere von den dreien war schlanker und größer als ihre Schwestern. Ihr gewelltes, kastanienbraunes Haar lag lose und üppig auf ihrem Nacken wie ein Fell. In ihren großen blauen Augen strahlte die wehe Süßigkeit wolkenloser Vorfrühlingstage. Alles an ihr war vollkommen: das Ebenmaß ihrer Glieder, die ungewöhnliche Zartheit und Reinheit der Haut, die regelmäßigen Linien des Gesichts, das feuchte Rot der vollen Lippen, das matte Weiß der lückenlosen Zähne und die Anmut der schmalen Hände und Füße. Es war ein unvergeßlicher Genuß, ihrem Gang zuzusehen: er hatte die stolze Ruhe, Elastizität und selbstverständliche Anmut jeder vollendet schönen Bewegung in der Natur, sei es das Fließen einer Wasserwelle, das Schreiten eines edlen Tieres oder das Schwanken einer jungen Birke im Wind. Man sah sie gehen und glaubte einen süßen, seligen Geigenton zu hören, der in die Seele ein Gemisch von Sehnsucht, Schmerz und Liebe warf.

Ich blieb abseits stehen und sah in einer glücklichen und zugleich schmerzlichen Bewegtheit den dreien zu, wie sie lachend und plaudernd näherkamen, vorbeigingen, umkehrten, zurückgingen, wieder umkehrten und näherkamen und so immer auf und ab längs des Zuges.

Die Mittlere wurde von ihren Schwestern Olga genannt. Als das Glockenzeichen ertönte, stiegen sie in einen Wagen zweiter Klasse.

Ich ging an meinen Platz. Als der Zug zu rollen begann, legte ich mich hin und schloß die Augen, als wenn ich schlafen wollte. Ich wollte nichts sehen. Alles war mir bedeutungslos geworden: Sidsikoff und die andern Reisenden, die russische Revolution, der Krieg in Europa, die Landschaft, die draußen vorbeizog, Wert und Bedeutung hatte jetzt für mich nur noch eines: die Gestalt, die Erscheinung, die Schönheit, die sich mir in einem jungen Mädchen offenbart hatte.

Ich träumte von Olga. ‚Sie kommt gewiß aus Petersburg . . . Sie ist die Tochter aus einer adligen Familie, die vor den Bolschewiken flüchtet . . . Ihr Bruder ist Gardeoffizier gewesen und in den Straßenkämpfen gefallen . . . Gewiß war er schön wie ein griechischer Gott . . . Olga fährt nach Wladiwostok, um von da ins Ausland zu gelangen, nach Japan oder Amerika . . . Wie schön sie ist, wie unbegreiflich schön! Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß der Mensch so schön sein kann! Viele Männer werden vor ihr knien und ihr sagen, daß sie schön ist, schöne, kluge und starke Männer, Könige, Helden und Dichter. Einem von ihnen wird sie sich hingeben, und das Leben wird dann den Gipfelpunkt seiner Seligkeit erreicht haben . . . Es müßte ein erschütterndes Glück sein, vor ihr knien und ihre Hände küssen zu dürfen . . .'

*

Der Zug rollte schon den zweiten Tag, verschlang den Raum gleichmäßig und unermüdlich, aber scheinbar erfolglos. Er polterte über Brücken hinweg, fuhr an kleinen Häusern, verschlafenen Stationen, namenlosen Dörfern vorüber. Er fraß sich durch Gebirgszüge, so daß sich links und rechts steile, nackte Felswände auftürmten und ihn zu ersticken drohten. Er keuchte mühsam und geängstigt durch unabsehbare Wälder, deren Miene seltsam hochmütig und drohend war und die voll Haß und Verachtung auf den braunen qualmenden Wurm zu blicken schienen, der sich vermaß, ihre Ureinsamkeit zu stören; ganz dicht traten sie an den dünnen Strich heran, den der Mensch durch ihre wuchernde Wildnis gezogen hatte, und in ihrem gelassenen Sausen lag das halb ärgerliche, halb mitleidige Lächeln eines Riesen über müßiges Kinderspielzeug. Das Poltern und Fauchen des Zuges wurde vom Walde verschluckt, und es blieb nichts zurück als das unergründliche Raunen des dunklen Wipfelmeeres, in dem die Erinnerungen von Jahrtausenden schliefen. Der Urwald öffnete einen Augenblick lang die Augen, langsam und schläfrig, und schloß sie wieder.

Gegen die betauten Fensterscheiben schlugen Regentropfen; zwischen Himmel und Erde hing ein Netz von feinen grauen schrägen Strichen, hinter dem die Erde in Schwermut und Tiefsinn versank.

Im Wagen lastete eine warme, schwere Luft, die durch vorbeifliegende Rauchfetzen verdunkelt wurde. Die Gesichter der Reisenden sahen in dieser Beleuchtung grünlich blaß und krank aus. Der verschleierte Tag draußen, die mürrischen Rauchwolken und die trüben Fenster schlossen sie von der Außenwelt ab, warfen sie auf sich selbst zurück, so daß sie näher zusammenrückten und Lächeln, Blicke und Worte zwischen sich wie Brücken bauten, über sich wie Dächer wölbten, um sich wie Gärten wachsen ließen.

Ein hagerer Herr mit einem weißen Vollbart erzählte von der Januar-Revolution in Irkutsk. Er sprach sehr langsam und ruhig mit dem fatalistischen Gleichmut des Russen. Bei ihm wie bei den lautlos Horchenden mischte sich das Gefühl des Geborgenseins, die Freude darüber, den furchtbaren Schrecken entronnen zu sein, mit dem kalten, dunklen Grauen, das noch in der Erinnerung an das Überlebte die Seelen durchrann.

Neben mir saß ein kleiner dicker Herr mit einem lustigen, selbstzufriedenen Gesicht. Süßlich lächelnd wandte er sich an die junge Dame, die ihm gegenübersaß: „Haben Sie schon eine weite Reise hinter sich?"

„O ja," lachte sie, „ich komme aus Petrograd."

Alle Augen richteten sich plötzlich auf die junge Dame. Sie lächelte immer noch. Ein düsterer Mann mit einem zerfurchten, unrasierten Gesicht sah sie unwillig an und ärgerte sich anscheinend über ihr Lächeln.

„Ihre Eltern wohnen in Petrograd?" fragte wiederum der Dicke.

„Nein. Meine Eltern wohnen in Chabarowsk. Dorthin fahre ich jetzt. Ich habe sie zwei Jahre lang nicht gesehen."

„Das heißt, Sie wohnten in Petrograd bei Verwandten?"

„Nein. Ich studierte Chemie."

Es entstand eine kleine Pause, als wenn die junge Dame durch dieses Geständnis eine Grenze zwischen sich und den andern gezogen hätte.

Der düstere Mann durchbrach dieses peinliche Schweigen mit wildem Hohn: „Was gibt es wohl dort zu studieren, wo die Leute nichts zu essen haben und in den Straßen die Kugeln pfeifen!"

Die Studentin erwiderte unbeirrt mit ihrem überlegenen Lächeln: „Freilich, die Revolution hat dort vieles verändert. Deshalb fahre ich auch nach Hause."

Der Zug hielt auf einer kleinen Station und fuhr bald weiter. Nur ein Teil der Reisenden hatte Zeit gehabt, heißes Wasser zu holen. Die Studentin nahm ihr Teekännchen von einem jungen Chinesen in Empfang, der immer neben ihr saß und ihren Winken folgte, stumm und treu wie ein Hund.

„Sie haben also die ganze Revolution in Petrograd miterlebt?" setzte der kleine Dicke die unterbrochene Unterhaltung fort, biß ein Stück Zucker ab und goß Tee in den Mund; es verlangte ihn, Mord- und Greueltaten zu hören, während er in einem warmen Eisenbahnabteil saß und heißen Tee trank.

„Ja," sagte die Studentin einfach, „die ganze Revolution. Am furchtbarsten war natürlich die Oktober-Revolution, allein schon bei den Offiziersschulen. Die Wladimir-Schule z. B. hielt sich von morgens sieben bis nachmittags drei Uhr. Die Junker schossen aus den Fenstern mit Gewehren und Maschinengewehren, solange sie Munition hatten, und als sie keine mehr hatten, sprangen sie aus den Fenstern — vom zweiten Stockwerk — auf die Straße, wo die Roten standen. Es blieb keiner von den Junkern am Leben, kein einziger. Abends lagen sie alle tot oder schwer verwundet auf der Straße. Sie wurden auf Droschken und Lastautos geladen, nach der Newa gefahren und ins Wasser geworfen, auch die Verwundeten. Ich war abends in jener Straße und sah, wie auf einem Auto mitten unter vielen Leichen ein Verwundeter sich bewegte: er drehte den Kopf und blickte zurück, als ob ihm jemand helfen sollte —"

In die Augen der Studentin traten Tränen und schimmerten wie kostbare Perlen. Ihr beständiges Lächeln wirkte nun seltsam rührend. Sie verbarg ihre Tränen nicht und blickte mit ihren blaßblauen glänzenden Augen die Reisenden der Reihe nach an.

„Es ist nur gerecht, daß auch an diese Nichtstuer mal die Reihe kommt," polterte der düstere Mann in das verlegene Schweigen hinein, in das die Tränen der Studentin die andern geworfen hatten. „Früher haben wir gelitten."

„Nur müssen dabei auch Unschuldige leiden," sagte der weiße alte Herr mit seiner sanften Stimme.

„Was heißt unschuldig! Bei diesen Blutsaugern ist einer solch ein Lump wie der andere."

Sidsikoff, der in der Ecke ein wenig geschlummert hatte, richtete sich auf und begriff nur undeutlich, worüber gesprochen worden war. „Wissen Sie, was ich vorher in diesem Journal hier (— er klopfte mit der Hand auf ein Heft —) über den Bolschewismus gelesen habe? Der Bolschewismus ist eine Krankheit, sagt der Autor, eine russische Krankheit. — Der erste Bolschewik sei Tolstoi gewesen. Wie, was sagen Sie dazu?"

Niemand antwortete. Einige lächelten nachsichtig über seine Bemerkung, die vollständig außerhalb des Zusammenhanges stand. Einige sahen ihn unwillig an. Aber unbeirrt fuhr er fort: „Im Bolschewismus liege religiöse Inbrunst, sagt er hier. (Er klopfte wieder auf die Zeitschrift.) In ihm komme der Drang der russischen Volksseele nach Universalität zum Ausdruck: alle Menschen gleich, alle Menschen Brüder, keine Gegensätze mehr, keine Kriege mehr! Man sehe, daß das Ganze fanatisch und überschwenglich wie jede religiöse Bewegung sei, sagt er. — Wie, ist das nicht merkwürdig?"

„Es wird viel zusammengeschrieben," sagte der Düstere wegwerfend, „irgendwie müssen ja die Seiten gefüllt werden."

Sidsikoff zuckte mit den Schultern, sah mich schlau lächelnd an und gab es auf, unfähigen Zuhörern höhere Gedanken zu erläutern.

Der alte Herr warf in das Schweigen eine Frage: „Ist es wahr, daß die Deutschen schon die halbe Ukraine erobert haben?"

„Ja, die ganze beinahe und die Krim auch," erwiderte ein junger Beamter, der abseits im Gang stand. Er hatte ein schönes, kühnes Gesicht. In seiner Stimme klangen Ärger und Haß. Er sah über alle hinweg in seine eigene Ferne.

Ich zuckte bei den Worten „die Deutschen" zusammen. Blitzschnell flog eine Reihe von Bildern durch mein Hirn: Deutsche Soldaten kämpfen in Frankreich und Belgien, in Polen, Kurland und Finnland, in Kiew und Sebastopol, in Mesopotamien und Palästina, in Serbien und Italien. ‚Ein ganzes Volk,' sagte ich mir, ‚dein Volk erlebt ein großes und furchtbares Schicksal. Es stirbt vielleicht daran, aber es stirbt wie ein Held. Was aber tust du? Du träumst müßige und verworrene Träume, während überall Taten geschehen. Nur die Tat dreht das Rad der Welt weiter . . .'

Der kleine dicke Herr prophezeite: „Die Deutschen werden in Moskau einmarschieren, und die Japaner werden Sibirien besetzen. Dann ist es mit Rußland vorbei." Von seinem strahlenden Gesicht war deutlich abzulesen, wie sehr er sich auf diese ungeheuren Ereignisse freute und wie glücklich er darüber war, in einer solch interessanten Zeit zu leben.

„Mit Rußland ist es noch lange nicht vorbei," sagte der junge Beamte mit heiligem Ernst und zorniger Festigkeit. Die Reisenden blickten ihn verwundert, stolz, fragend und



Bildnis. Gemälde von Leo Fontan = Madrid

dankbar an. Er fühlte diese Blicke und begann zu erzählen. Er kam aus dem Turkestan, aus Taschkent und Samarkand.

Ich hörte nicht mehr zu. Ich war sehr traurig geworden. ‚Nur die Tat dreht das Rad der Welt weiter,' spann ich meine Gedanken fort. ‚Aber was für ein Sinn liegt darin, daß Tausende von Junkern und Offizieren in Petersburg hingeschlachtet wurden, und daß andere Tausende in Moskau, Kiew und Samarkand an Hungertyphus sterben? Was für ein Sinn liegt darin, daß eine Rasse in einem Zeitraum von zweitausend Jahren groß, stark und reich wird und in den nächsten tausend Jahren entartet und zerfällt? Wohin geht der taumelnde Traumweg der Menschheit? Wofür bringt sie ihre Millionenopfer an Leben? Für ein fernes und glückseliges Ziel? Oder sind es Sühneopfer für verruchte Sünden?'

So verirrte ich mich in Fragen, auf die ich keine Antwort finden konnte; ich wurde müde und schob alle Gedanken weit fort. Durch irgendeine Ideenverbindung tauchte Olgas Bild in meiner Seele empor, und da versank wiederum alles andere: Schmerz und Unruhe durchwogten mich in wildem Andrang, ich stieg nicht mehr nach den Gipfeln des Gedankens zu klarer und eisiger Schau. Ich schwamm im sturmzerwühlten Meer chaotisch flutender Gefühle.

*

Ich sah Olga auf jeder Station. Kaum hielt der Zug, so sprang sie mit ihren Schwestern heraus und ging auf und ab, bis das dritte Glockenzeichen verhallt war und die Lokomotive stoßweise zu arbeiten begann.

Ich freute mich auf jede Haltestelle. Während der Zug rollte, dachte ich immer nur das eine: ‚Ich werde Olga sehen!' Während die andern sprachen, lachten, sich bewegten, während ich scheinbar zuhörte oder die Zeitung las, dachte ich immer nur das eine: ‚Ich werde Olga sehen!' Die Passagiere und ihre Bewegungen, ihr Lachen und ihre Worte, die Buchstaben der Zeitung, die Landschaften, welche am Fenster vorbeiglitten — das alles verschwamm zu einem lästigen Nebel, das alles war ein Gewirr von zufälligen und bedeutungslosen Eindrücken, die ich nicht vermeiden konnte, die mir nahekamen und mich wie trübes Wasser umspülten; aber hinter diesem chaotischen Wirrwarr stand die Gestalt, die vollendete Form, der Sieg der Form über das Chaos; hinter allem Verzerrten, Traurigen und Schmutzigen sah ich die Schönheit, das Lachen, den Tanz, die Musik, sah ich die Antwort auf all meine Fragen, sah ich den Sieg des Lebens über den Tod ...

So sah ich Olga. Ich kniete vor ihr. Ich betete sie an. Ich träumte von ihr. Meine Träume waren oft nackt und leidenschaftlich wie Liebesgedichte, manchmal traurig und weich wie ein Abendwind und wiederum kühn und verwegen wie Ritter in eiserner Rüstung, die ins Heilige Land reiten . . .

Im Geiste stellte ich ganze Gespräche zusammen, die zwischen Olga und mir stattfinden würden. Denn was hinderte mich, sie auf der nächsten Station anzusprechen?

‚Ich werde zu ihr gehen und ihr sagen — Ja, was werde ich denn sagen? Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich mich Ihnen vorstelle, oder: Ich möchte Ihre Bekanntschaft machen. Pfui Teufel, wie albern das alles klingt! Gnädiges Fräulein — ha! Kann man sich die vollkommene Schönheit als ein gnädiges Fräulein vorstellen? Ich werde vor ihr stehen bleiben und sie ansehen, nichts weiter. Mein Schweigen wird sie ängstigen und sie zwingen, ihre Augen groß und furchtsam auf die meinigen zu richten. Was wollen Sie von mir? Diese Worte klingen fast wie ein Hilferuf. Wie schön Sie sind! sage ich endlich, langsam, in Gedanken versunken, meine Stimme ist halblaut und kommt wie aus weiter Ferne. Über Olgas Gesicht haucht eine flüchtige Röte, aus ihren Augen schwindet jede Angst, und sie erhält die Sicherheit des verwöhnten Kindes zurück. Sie merkt, daß sie es nicht mit einem Wahnsinnigen zu tun hat, sondern mit einem verliebten Narren. Ihre Augen blitzen übermütig und spöttisch auf: Weiter wollten Sie mir nichts sagen? — Weiter wollte ich Ihnen nichts sagen. — Sie haben mir nichts Neues mitgeteilt; ich wußte es schon, daß ich schön bin. — Wenn Sie es nicht wüßten, wären Sie noch schöner. — Ich sage es rätselhaft und wie für mich; ich sage alles in einem Ton, als spräche ich in eine silberne Sternenferne hinein. — Eine Blume weiß es nicht, daß sie schön ist. — Ich bin aber keine Blume. Sie lacht. Ihr Lachen ist wie das eines Kindes und klingt mir wie Gesang. — Ich wollte nichts mehr als Ihnen sagen, daß Sie schön sind. Nun habe ich auch Ihre Stimme und Ihr Lachen gehört und ich bin glücklich. — Sie sind sehr bescheiden. Sie lacht wieder. Ich widerspreche nicht. Ich lasse sie bei dem Glauben, daß ich bescheiden sei. Wenn sie wüßte, daß ich mit dem Klang ihrer Stimme einen Teil ihrer Seele mitnehme, würde sie mich nicht bescheiden nennen! — Ich werde Sie nie vergessen, sage ich nach einer langen Pause, und meine Stimme klingt wie ein Schwur. — Verstehen Sie recht, was das heißt: nie. Ich werde Sie morgen zum letztenmal sehen, dann nie wieder in meinem Leben. Aber ich werde immer an Sie denken.

Ich werde vielleicht noch zehn oder zwanzig oder dreißig Jahre lang leben, und jeden Tag während dieser Zeit werde ich mich an Sie erinnern, und jedesmal wird mich dieselbe Freude durchrieseln, die ich jetzt empfinde. Ich werde in dieser Zeit vielleicht zehn, vielleicht hundert schöne Frauen sehen, und eine von ihnen werde ich vielleicht auch lieben, aber immer werde ich an Sie denken! Es werden tausend Eindrücke meine Seele erschüttern und verwunden, aber nichts wird die Erinnerung an Sie zerstören können. Und an dem Tage, an dem ich sterben werde, werde ich mich kurz vor dem Verlöschen des Bewußtseins bemühen, mir diese kleine sibirische Bahnstation vorzustellen und Sie vor dem Zuge stehend' — Ich breche plötzlich ab und blicke verwundert um mich, als wäre ich aus einem tiefen Traum erwacht. Ich sehe Olga an; aus ihren Augen ist jeder Spott gewichen, sie lacht nicht mehr, sie blickt ernst und groß auf mich, — in ihren Augen liegt ein seltsames Gemisch von Verwunderung, Traurigkeit, Mitleid, Liebe und Dankbarkeit. Sie reicht mir schweigend die Hand, ich küsse diese schmale, weiße Hand und sage nichts mehr. Jedes Wort wäre nur Entweihung eines heiligen Geheimnisses, wo zwei Seelen sich auf ihren tausendjährigen Wanderungen für einige Minuten begegneten, um wieder auseinander zu gehen . . . und tausend Jahre lang weiter zu wandern . . .

*

Manchmal wurden meine Träume phantastisch und verbrecherisch: Unser Zug stößt mit einem andern zusammen. Der Wagen, in dem ich sitze, bleibt unversehrt. Ich laufe hinaus und suche Olgas Wagen. Er ist zertrümmert. Es ist Nacht, und wie ein Verzweifelter taste ich in den Trümmern umher. Ich reiße einem Beamten eine Laterne und ein Beil aus den Händen und schlage mir Bahn durch den Wirrwarr. Ich achte nicht auf die Hilferufe Verwundeter und Sterbender, die mir zunächst liegen, — ich suche Olga. Ich leuchte jeder Gestalt ins Gesicht. Ich suche Olga mit einer atemstockenden Hast und mit der Entschlossenheit eines Wahnsinnigen. Endlich finde ich sie, nehme sie in meine Arme und trage sie fort. Ich gehe über den Bahndamm, in die Nacht hinein, in den Wald hinein, als wären mir Verfolger auf den Fersen und wollten mir das Mädchen entreißen. Ich strauchle und falle mit meiner süßen Last, stehe auf und gehe weiter. Schweiß rinnt an meinem Körper herab, meine Pulse fliegen, ich achte nicht darauf und irre die ganze Nacht hindurch. In der Morgendämmerung breche ich an einem Flußufer atemlos zusammen, bette Olga auf den Boden und knie neben ihr. Ich küsse ihre Hände, ihre geschlossenen Augen, ihr Haar, ihre Lippen, und weiß es plötzlich, was ich von Anfang an gewußt hatte und mir nicht eingestehen wollte: daß sie tot ist. Aber als ich sie in die Arme nahm, lebte sie noch, rede ich mir ein; ihr Herz schlug noch gegen mein Herz, ihr Atem streifte meine Lippen, belüge ich mich. Ich küsse noch einmal ihren toten Mund, hebe sie auf, und, mit ihr umschlungen, gleite ich still den Uferabhang hinab in die morgensilberne Flut hinein . . .

So träumte ich, während der Zug rollte. Und wenn er vor der nächsten Station zu zögern begann, stockte auch mein Herzschlag in großer Angst und Sehnsucht und Traurigkeit. Ich wußte es, daß meine Träume ewig Träume bleiben werden, daß ich Olga niemals ansprechen werde, und daß, wenn ich es auch täte, nur ein bedeutungsloses, lächerliches und furchtbar ernüchterndes Gespräch die Folge sein würde.

Jedesmal, wenn der Zug hielt, fühlte ich, daß ich bleich wurde und zu zittern begann.

*

Am Abend dieses zweiten Tages meiner Reise stand ich in dem kleinen Vorraum des Wagens, wo beiderseits die Türen nach außen gehen. Ich hatte das Fenster der Tür, an der ich stand, heruntergelassen, so daß beständig der erfrischende, kühle Luftstrom mein Gesicht umspülte. Zwei oder drei Stunden lang hielt der Zug nicht ein einziges Mal. Mir tat es wohl: meine Gedanken und Träumereien wurden nicht gestört und nicht unterbrochen, sie kamen und gingen in unsichtbaren Wellen, getragen von dem immer gleichen Rhythmus des rollenden Zuges und meinem ruhigen Ein- und Ausatmen. Mein Gehirn arbeitete ungewöhnlich scharf und klar und umfaßte große Räume und Zeiten.

Ich stellte mir die Stadt vor, aus der ich kam, mit ihren Häusern, Straßen, Gärten und Menschen. Viele von den Menschen stellte ich mir einzeln vor Augen, wie sie gingen, aßen, sprachen, sich schlafen legten ... Dann sah ich im Geiste auch die Stadt, nach der ich fuhr, und obwohl ich sie nicht kannte, wußte ich, daß auch dort Bäume, Häuser, Wagen und Menschen waren und Lärm, Bewegung, Geschrei, Worte, Gelächter, Lieder und Farben den Raum erfüllten . . . ‚Und weiterhin liegt wieder eine Stadt,' dachte ich, ‚und wieder eine, und so immer fort zerstreut über die ganze Erde wimmelnde, brüllende, zackige, farbige Flecke voll Unruhe und Bewegung, Häusergewirre, in denen Tausende

von Menschen gehen, lachen, sprechen, essen, sterben, Tausende von Schicksalen in jeder Stadt, Tausende von Lebensfäden, die sich kreuzen, sich zerren, zerreißen und wieder knüpfen, ein großes, unentwirrbares Netz, das über die ganze Erde gespannt ist, ein Netz von roten, warmen, zuckenden Fäden ... Da sind in jeder Stadt Warenhäuser und Kontore, Bibliotheken und Krankenhäuser, Theater und Konzertsäle, Kasernen, Herbergen, Fabriken, Museen und Kirchen, und alles das warm von Menschenfüßen und von Menschenatem durchwebt, von Menschentränen und -blut und -schweiß benetzt und von Worten, Gesängen und Gebeten durchirrt . . .'

Ich stellte mir im besonderen Europa vor, das vom Krieg zerwühlt, zerfetzt und millionenfach erschüttert wurde und aus Millionen Wunden blutete: Schlachtfronten durchschnitten Ebenen und Gebirge gleich Linien aus Eisen, Feuer und Blut; dort waren Regimenter, Divisionen, Wagen und Pferde, Generäle und Krankenschwestern, Geschütze, Maschinengewehre, Panzerautomobile und Aeroplane, und hinter den Fronten knieten die Dörfer, seufzten hungernde Städte, flatterten Grauen und Angst in der Luft gleich schwarzen Riesenschatten . . .

Alles dies sah ich fast gleichzeitig, innerhalb weniger Minuten. Ich erlebte es in einer einzigen furchtbaren Vision, die mir das ganze Erdendasein in seiner unfaßlichen Fülle, Kraft und Schönheit, aber auch in seiner Grausamkeit und Sinnlosigkeit zeigte.

Und mich selbst, mich winziges, zitterndes Erdenstäubchen sah ich allein am offenen Fenster eines sausenden Zuges stehen und in die Nacht hinausstarren.

Damit war der Augenblick gekommen, wo meine ruhige Gemütsstimmung in Angst und Schaudern überging. Ich sah mich ganz allein gegenüber jenem visionären Erdengemälde und -schauspiel, außerhalb seiner, losgelöst und verirrt. Ich hatte mich noch nie so allein gefühlt, so ohne Eltern und Geschwister, ohne Freunde, ohne Vaterland und Kinderland, ohne Gestern und Morgen und ohne Gott. Es war ein Augenblick furchtbarer und gefährlicher Einsamkeit: alle Fäden zwischen mir und der Welt waren zerschnitten und weggeweht; alle Erinnerungen waren verblaßt, alle Hoffnungen zwecklos geworden, als wäre ich längst gestorben und sähe aus einer andern Welt auf die Erde zurück.

Es war ganz dunkel geworden. Aus der Lokomotive sprühten große Schwärme von roten Funken, taumelten einige Sekunden lang in der Luft und erloschen. Aber es kamen immer neue Schwärme, dicht und wimmelnd, und füllten den ganzen Raum aus, der vom Fensterrahmen umschlossen wurde. Da ich in der Dunkelheit von der Erde nichts sehen konnte, gab ich mich der Täuschung hin, daß ich in die unendlichen schwarzen Tiefen des Weltalls hineinblickte, das von roten, auf und ab schwebenden Sternen ausgefüllt war. Es war nicht nur ein Hineinblicken, sondern auch ein Hineinfallen, ein langsames, beständiges Sinken in das tanzende rote Sternenmeer hinein, das weder Grund noch Ufer hatte. Diese Täuschung war von Müdigkeit begleitet und von dem leisen Wunsch des Einschlafens und Verlöschens. Die Erde schwebte irgendwo als ein ferner Traum und ein uraltes Märchen . . .

Plötzlich hielt der Zug: das rote Sternenmeer erlosch, und ich fiel auf die Erde zurück. Ich sah die Lichtkreise einiger Laternen und die Umrisse von Häusern und Bäumen: die Erde war mir wieder ganz nah. Ich sah, wie sich die Zweige einer Birke im Winde bewegten; dieser flüchtige Eindruck erfüllte mich mit tief aufschluchzender Freude. Bahnbeamte mit Laternen gingen hin und her und riefen sich Worte zu. Ich war ihnen in großem Maße dankbar, daß sie sprachen und Wesen von Fleisch und Blut waren. Einen von ihnen, der an meinem Fenster vorüberging, fragte ich nach dem Namen der Station. O, wie gleichgültig war mir dieser Name! Ich wollte nur die Stimme des Mannes hören, meine eigene auch — es wäre ja möglich gewesen, daß ich sie auf meiner weltenweiten Traumwanderung vergessen hatte! Ich fragte den Beamten äußerst höflich und mit einem Lachen in der Stimme, als bereite es mir ein großes Vergnügen, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Er blieb stehen und gab mir Auskunft. Die Laterne beleuchtete sein bärtiges Gesicht, in dem jene wunderbare Mischung von Weisheit, Güte und Demut lag, die man in russischen Gesichtern so oft findet. Ich bot ihm eine Zigarette an, wir rauchten und plauderten bis zur Abfahrt des Zuges wie alte Freunde.

Dann ging ich an meinen Schlafplatz. Ich legte mich hin und lauschte dem Atem der Schläfer. Ich dachte an Sidsikoff, der mir wohlwollte; ich dachte an einige Menschen in der Ferne, die mich liebten. Ich war Mensch unter Menschen, ich war nicht mehr allein, nicht mehr losgelöst und verirrt.

Plötzlich erinnerte ich mich an Olga, und eine stürmische Woge von Qual und Seligkeit durchflutete mich. Wie hatte ich sie nur während dieser zwei, drei Stunden vergessen können! Ich stellte mir vor, wie sie nun

schlief, wie ihre Brust sich beim Atmen hob und senkte. Ich hätte gern die ganze Nacht hindurch an ihrem Lager knien und kauern und über ihrem Schlafe wachen mögen wie ein Freund und Bruder. Ich rechnete mir aus, daß ich sie noch einen Tag lang sehen werde. Dieser Gedanke erfüllte mich mit großer Freude. ‚An einem Tage kann sich vieles ereignen,' sagte ich mir.

*

Es ereignete sich nichts an diesem letzten Tage. Auf jeder Station sah ich Olga. Wenn ich an ihr vorüberging, fühlte ich, daß ich bleich wurde und zu zittern begann. Manchmal sah sie mich an: ihr Blick war ruhig, kühl, ein wenig neugierig. Weiter geschah nichts.

Spät am Abend — es mochte zehn Uhr gewesen sein — hielt der Zug auf einer großen Station. Sie hieß Nikolajewsk. Der Name tut nichts zur Sache, aber er ist mir im Gedächtnis geblieben. Der Zug stand dort etwa zwei Stunden lang. Anfänglich wimmelte der Bahnsteig noch von Teeholern, Einkäufern und Müßiggängern, da sich aber die Abfahrt des Zuges immer weiter hinausschob, ging einer nach dem andern in sein Abteil und legte sich schlafen. Auf dem Bahnsteig blieben nur Olga mit ihren Schwestern und ich.

Der Abend war still und warm. Vor dem Bahnhofsgebäude saßen drei Beamte auf einer Bank und sprachen miteinander. Einige erleuchtete Fenster starrten gleich erschrockenen Augen in die meilenweite Finsternis hinein. Rings um das Dorf lagerten die Berge und Wälder, die Nacht und das Schweigen, das Geheimnis, die Einsamkeit. Und inmitten dieser Stille und Dunkelheit sprachen die drei Beamten miteinander. ‚Wie wagen sie es,' dachte ich, ‚gegen die gewaltige Rede der Berge und Wälder anzukämpfen, gegen das Unbekannte und Fremde, gegen die furchtbare Einsamkeit, in der die Erde zwischen den Sternen hängt! Aber ihre Stimmen klingen ruhig. Sie stehen fest auf der Erde. Sie sehen Dinge, und es steigt in ihnen kein Zweifel an deren Wirklichkeit auf. Sie sprechen satt und selbstbewußt, als wenn es keinen Abend gäbe, keinen Herbst und keinen Tod . . .'

Ich stand und hörte ihnen lange zu, seltsamerweise flößten ihre Stimmen auch mir Ruhe ein, und allmählich begriff ich, worüber sie sprachen: der Zug werde in der Nacht die Station Botschkarewo erreichen, da würden einige Wagen abgekoppelt werden, um mit einer neuen Lokomotive nach Blagoweschtschensk abzuzweigen, während die übrigen über Chabarowsk nach Wladiwostok weiterfahren würden.

Ich begriff, daß ich Olga an diesem Abend zum letztenmal sah. Morgen früh werden wir auf verschiedenen Geleisen fahren, die sich immer mehr voneinander entfernen werden. Der Schmerz, der mich bei dieser Vorstellung plötzlich durchzuckte, war so heftig, daß ich mich einige Augenblicke lang gegen einen Laternenpfahl lehnen mußte, um nicht zu fallen. Ich habe nie vorher und nie nachher eine so große Wirkung eines Gefühls erlebt.

Die drei Schwestern gingen immer noch längs des Zuges auf und ab. Zum erneuten Male erwog ich den Plan, Olga anzusprechen. Ich träumte sogar von der Möglichkeit, daß sie mir irgendeinen kleinen Gegenstand der Erinnerung geben würde, — wäre es auch nur ein Fetzen Papier mit ihrer Adresse. Später würde ich ihr dann schreiben und ihr all das sagen, was jetzt ungesagt blieb. Ich würde von meiner großen Liebe zu ihr erzählen, von einer Liebe, von der sie noch nie gehört noch gelesen hat und die sie niemals in ihrem Leben erleben würde, von einer Liebe, die auf den Knien liegt und in Hymnen redet und den Namen der Geliebten an die Sternendecke schreibt, — von einer wahnsinnigen und zerstörenden Liebe . . .

Ich sagte mir, daß ich während der ganzen Fahrt keine glücklichere Gelegenheit als jetzt hatte, Olga anzusprechen, jetzt, wo die Reisenden schliefen und der Zug solange stand. Und in der halben Dunkelheit des Bahnhofs würde sie das Rot- und Blaßwerden meines Gesichtes nicht sehen, und das würde mich sicherer machen.

Ich begann, gleichfalls am Zug entlang auf und ab zu gehen, ich nahm mir bei jeder Wendung vor, bei der nächsten Begegnung stehen zu bleiben und zu sprechen, aber wenn der entscheidende Augenblick da war, schlug mein Herz so laut und so schwer, daß ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte.

So gingen wir lange Zeit auf und ab und aneinander vorbei. Bei jeder Begegnung verstummten die drei Mädchen und sahen mich an, sahen mich ernst und ein wenig erwartungsvoll an, schien es mir. Ich bemerkte weder Spott noch Ärger in ihren Mienen, und dieser Umstand machte mich nur noch hilfloser.

Plötzlich trennte sich Olga von ihren Schwestern und stieg die Stufen zu ihrem Wagen hinauf. ‚Sie ist müde geworden und will sich schlafen legen,' dachte ich. Aber sie blieb in der offenen Tür stehen, lehnte sich seitwärts an und sah auf den Bahndamm herab.

Ein jubelnder Gedanke erschütterte mich da: ‚Wie, wenn sie sich absichtlich von ihren Schwestern getrennt hätte, um dir Gelegenheit zu geben, sie anzusprechen?' Und dann, als ich sah, daß ihre Schwestern weiter abseits ihren Spaziergang fortsetzten, wurde mir dieser Gedanke zur unumstößlichen Gewißheit: ‚Sie wartet auf dich! Forderst du noch mehr von ihr, du Narr? Soll sie etwa zu dir kommen und dich ansprechen, du Narr?'

Ich ging nicht mehr auf und ab. Ich war wie gelähmt und fühlte nicht mehr die Kraft, einige Schritte zu tun. Ich lehnte mich gegen einen Laternenpfahl und sah zu Olga hinüber. Es schien mir, daß auch sie mich unausgesetzt ansah. Ich zitterte wie in großem Fieber. Ich kämpfte immer noch mit dem Entschluß, die dreißig Schritte bis zu den Wagenstufen, auf denen Olga stand, zu tun, und wußte doch gleichzeitig, daß ich mich nicht von der Stelle rühren werde, — nicht rühren konnte, weil ich wie erstarrt war. Ich wußte, daß kein einziges Wort über meine Lippen kommen würde, weil meine Kehle wie zugeschnürt war, weil ein übermächtiges Gefühl mich würgte und schüttelte. Ich empfand Qual und Angst und eine Traurigkeit, die mich dem Weinen nahebrachte.

So standen wir vielleicht eine Viertelstunde lang und sahen uns stumm an, standen wie an den Ufern eines Stromes, der uns für ewig trennte. Mein Gesicht glühte, meine Zähne schlugen im Fieber gegeneinander, mein Gehirn arbeitete sprunghaft, taumelnd, ziellos wie ein Tier, das in die Enge getrieben ist und keinen Ausweg sieht. Bruchstückhafte, gehetzte Bilder türmten sich in mir empor, brachen zusammen und erfüllten mein Inneres mit ihren Trümmern. Ich betete, daß der Zug bald abfahren möchte, damit meine Qual ein Ende hätte, und betete gleichzeitig, er möchte noch stehen bleiben, daß ich Olga noch länger ansehen könnte.

Da hörte ich das erste Glockenzeichen, kurz darauf das zweite und das dritte. Diese Laute, die bang und aufdringlich in die nächtliche Stille hineinfielen, schnitten mir wie Messer durchs Herz. Mir war wie einem Menschen zumute, der sein Todesurteil vernommen hat.

Die drei Mädchen entschwanden im Zug, ohne sich noch ein einziges Mal umzudrehen. Ich war erledigt. Ich schwankte langsam und wie in tiefes Sinnen versunken bis zum Zuge und stieg ein. Aber ich dachte an nichts. Ich war betäubt, zerschlagen, zertreten, ausgelöscht. Ich tastete mich durch den halbdunklen Wagen bis zu meiner Bank und fiel auf sie nieder, mit dem Gesicht nach unten. Ich hörte den Pfiff und das Keuchen der Lokomotive wie Geräusche aus weiter Ferne, mit denen ich keine Vorstellung verbinden konnte. Aus dem Takt der rollenden Räder hörte ich immerfort den einen Satz heraus: „Ich werde sie nie wiedersehen . . . Ich — werde — sie — nie — wiedersehen . . ." Aber ich begriff kaum, was dieses Wort bedeutete, ich fühlte nur dumpf und schwer, daß ich etwas versäumt hatte, etwas Großes und Unwiederbringliches, und daß ich die Qual um diese versäumte Stunde mein Leben lang mit mir herumtragen werde. Und ich versank in eine uferlose Traurigkeit, für die es keinen Trost gab . . .

Ich fühlte, daß aus meinen Augen Tränen langsam auf meine Hände herabtropften, und immer neue, heiße, dumme Tränen. Ich schäme mich nicht, es niederzuschreiben: ich weinte . . . Mag man mich für einen Narren halten: ich schluchzte und weinte wie ein Kind.

Mariä Verkündigung. Von Dora Bier

Erst erschreckte sie die Kunde,
Die ihr von dem Engel kam,
Die sie aus des Boten Munde
Angsterzitternd nur vernahm.

Doch dann kam ein groß' Vertrauen
Und sie sah ihn furchtlos an —
So wie manchmal Vögel schauen —
Die Verkündung war getan.

Schnepfenjagd / Von Hermann Horn

Zweimal und am hellen Tage hatte ich das vorige Jahr den braunen Vogel mit dem langen Schnabel gesehen. Im Frühjahr strich einer über das Wittelsbacher Rondell zu Nymphenburg, und im Herbst sah ich in Norderney auf der Napoleonschanze, die eigentlich schon zur Stadt zu rechnen ist, den zweiten. Beide waren zweifellos, der eine auf dem Frühjahrs-, der andere auf dem Herbstzug, in unbekannter Gegend aufgescheucht und versprengt worden. Zu München kam die Schnepfe eiligst über die Straße mit dem Drahtnetz der Elektrischen, und meine mich begleitende Tochter verstand gar nicht meine Erregung, und zu Norderney strich sie über den Bäumen den kleinen See entlang, und mein Herz zuckte, und ich hielt den Atem an und staunte. Aber es war kein Zweifel. Sie kam wieder zurück, und wie in München erkannte ich deutlich den kurzen Hals, der beim Fliegen fast an den Flügeln zu beginnen scheint, den langen weichen Schnabel und, weil sie hier ganz langsam kam, auch die großen, dunklen Augen. Ach, auch mein Begleiter verstand nicht meine Erregung und meinte nur: „Mag wohl sein, daß es eine Schnepfe ist."

Ich aber war einsilbig, als wir den Strand entlang kamen. Ich sah mich wieder mit meinem Vater die pappelbesetzte Landstraße von Worms nach dem Loocher Wald marschieren. Dort auf einer Lichtung, hinter deren abschließenden dunklen Tannen feuerrot die Sonne unterging, standen wir Abend für Abend auf dem Schnepfenstrich. Nie kam etwas, nur einmal eine Gabelweihe, nach welcher der Forstwart vergeblich schoß, und ein andermal sah ich rasch einen dunklen Vogel über die Bäume streichen. „Da —" flüsterte ich aufgeregt meinem Vater zu, und als der Schuß verhallt war und er sagte: „Warum hast du nicht früher gesprochen?" hörte ich das kaum. War ich doch noch ganz dem Eindruck von diesem schwarzen Schatten, dem ein Feuerstrahl in die versinkende Dämmerung nachgefolgt war, hingegeben.

Den Morgen darauf, nachdem wir in einem Dorfwirtshaus übernachtet hatten, gingen wir auf die Sumpfwiesen. Da waren wir hinter den Bekassinen her. Rätsch — flitzten sie aus dem wassergetränkten Erdreich auf. Meines Vaters Gewehr bekam heiße Rohre und ich heiße Wangen, wenn ich in langen Sätzen über Sümpfe und Gräben setzte und die getroffenen kleinen Moosschnepfen aufhob. Einen Hund hatten wir gerade zu dieser Zeit nicht. Der Forstwart, dem mein Vater Nachtessen und Wein zu zahlen pflegte, guckte erstaunt, daß man wegen so kleiner Vögel solch Geknalle und Gelaufe veranstalte; aber auf einmal kam's auch über ihn, und wenn die kleinen Vögel sich emporschwangen, warf er sich zusammen, daß seine Jagdtasche um ihn flog, drückte das Gewehr hart an die von blondem Bart gesäumte Wange, war ganz ein Bild eiserner Ruhe — und hatte dann immer gefehlt. Ich grinste nach Jungenart, mein Vater aber half ihm heraus; Bekassinenschießen sei das Schwerste, da müsse jeder zuerst Lehrgeld zahlen, und plötzlich sagte er zu mir: „So, und nun probier' du auch einmal zwei Schuß, Herr Sohn!" Ich nahm das Gewehr, und wie die erste herausprallte, gab ich jede Hoffnung auf, je mein Korn mit diesem hüpfenden Federball in Verbindung zu bringen, drückte aber doch mit verzweifelter Entschlossenheit ab, obwohl mir die Aussichtslosigkeit des Schusses bewußt war. Drückte auch zum zweitenmal ab, als ich einen Augenblick, ganz weit, das Vögelchen gerade von mir wegfliegen sah — und da lag es. „Bravo!" schrie der Forstwart und jagte wie ein Schulbub dahin und brachte die Beute. — „Na," sagte mein Vater, „da hast du Glück gehabt," und ich errötete.

Und dann sahen wir in die Luft hinauf, in der es wimmelte von Kranich- und Gänsezügen, die, durch die Schüsse von ihrer Rast aufgescheucht, von neuem den Weg nach dem Norden nahmen.

„Mit der Kugel," meinte mein Vater, „könnte es einen Zufallstreffer da hinauf geben." Aber der Forstwart schüttelte den Kopf. Oft schon hätte er's all die Jahre her probiert, aber nie sei's ihm gelungen.

Ich dachte dabei an meinen Freund Fritz, der mir am Tage zuvor besonders für Gänse geladene Schrotpatronen gezeigt hatte. „Da schieße ich sie vom Hausdach aus," hatte er gesagt, „wenn sie abends vorüber kommen. Ich wart' schon so lange, bis sie kommen."

Mein Gott, er war schon siebzehn Jahre alt und ganz groß. Seine reichen Eltern hatten ein schloßähnliches Haus und einen großen Park. Vielleicht lud er mich einmal ein? — und ich überlegte mir schon, wann und wie ich dazu am besten ein Gewehr aus des alten Herrn Gewehrschrank beiseiteschaffen könnte.

Aus solchen Erinnerungen sammelt sich im Leben des einzelnen in irgendeinem Raum seines Innern allerlei, als sei es eine Atmosphäre besonderer Art, in der es zuckt und funkelt, in der Beobachtungen, Erlebnisse untergehen und wieder auftauchen, Wünsche und Sehnsüchte erwachen und Verwirklichung suchen — das nennt die Welt dann Jagdleidenschaft. Aber je mehr solcher

Räume mit dem atmosphärischen Druck solcher Leidenschaft einer hat, desto reicher und begabter ist er.

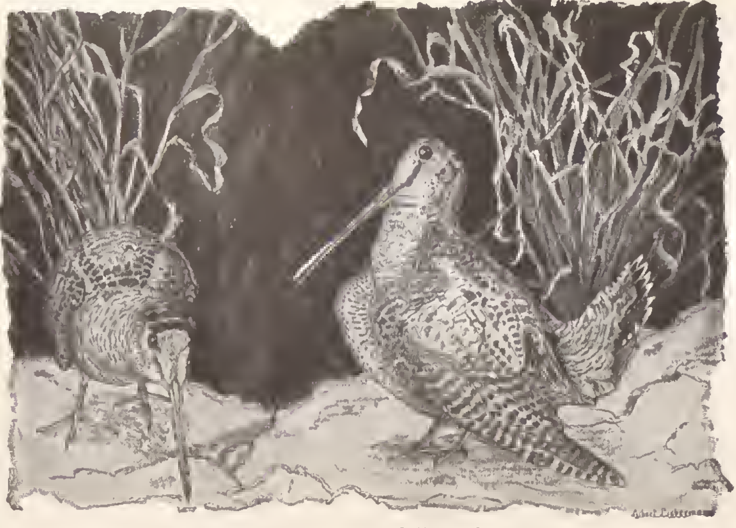
Nun, im Herbst desselben Jahres sah ich bei etlichen kleinen Waldtreiben noch viele Schnepfen. An einer Lichtung bemerkte ich die erste. Groß und fast violett stieg sie schräg zu den Wipfeln der Bäume empor und strich dann darüber hin. Bum — — bum — — und krach — — krach — — hörte ich's hintereinander. Einem Nachbarn sah ich später zwei andere klein und schwarz über den Kopf streichen. Im Dickicht stand eine auf, am Waldrande, am Tümpel. Mit zwei andern durch dichte Buchen schlendernd, sah ich plötzlich eine dicht vor unsern Füßen aufsteigen und hinter einer Wiese zwischen ein paar freistehenden Bäumen einfallen. Wir gingen hin, sie ließ mich dicht an sich vorbei, und als ich zwanzig Schritte fort war, stand sie von Bäumen gedeckt in meinem Rücken auf und wurde von den anderen zweimal gefehlt.

Später, als die ganze Gesellschaft samt den Treibern einen schmalen Waldweg entlang zog, ich als letzter, kam der junge Jagdaufseher durch den eben gemachten Trieb und blieb zehn Schritte von mir im Stangenholz stehen: „Da liegt a Schnepf," sagte er, „soll i's schießen?" — „Wann i sag — da liegt's!" schrie er auf mein Lächeln. Er zielte sorgfältig, und als der Schuß gekracht hatte, brachte mir der junge Bursche das in zwei Stücke zerschossene Tierchen.

Im nächsten Trieb schrie dicht bei mir der Treiber: „A Vogel — a Vogel!" und da kam, drei Schritte von mir, der ich am Saume eines Wiesentales stand, die Schnepfe heraus. Mir war zumute, als sähe sie sich nach beiden Seiten um; dann stieg sie wie ein Falke kerzengerade über meinem Kopf in die Höhe. Ich fuhr ihr mit dem Gewehr nach, und als sie sich hoch genug geschraubt hatte, strich sie ganz hohen Kiefern zu. Ach, war das ein schöner Anblick, als ich in der hellen Herbstluft die wunderbar braun und schwarz gesprenkelten Federn ihres Oberkörpers so weich anliegen sah, als ich zielte und dachte, jetzt wird sie gleich den Kopf senken, die Flügel zusammenlegen und zu dir herabstürzen! Aber das hatte sich was! Als ich geschossen, flatterte sie gerade über die hohen Kiefern weg und ich sah die grau und schwarz gesprenkelten Federn ihres Unterleibes, die wieder etwas Violettes hatten. Aber alles war ganz einfach gewesen. Mein Gewehrlauf hatte sich wohl auf ihr Köpfchen gerichtet, war aber nicht noch ein Stück weiter nach oben gegangen, was bei ihrem ständigen Höhersteigen nötig gewesen wäre, um sie in den Streukegel der Schrote zu bringen. So war sie entkommen, und ich konnte nicht stolz sein.

Aber in der nächsten Stunde klappte es besser. Da stand ich an einem Waldweg, auf den kerzengerade ein anderer lief, und verhielt mich ganz ruhig; denn der Fuchs sollte hier kommen. Aber was jetzt vorsichtig heranschlich und trappelte, war nicht der Fuchs, sondern ein Sprung Rehe. Zuerst kam die alte Dame. Sie sah mich lange an, bis sie mit einem eleganten Sprung über den Weg setzte und langsam um mich herumzog. Aber plötzlich riß es sie herum. Mit den beiden Vorderläufen sprang sie in die Höhe, schwang sich damit herum und raste der nächsten Dickung zu. Die beiden andern Rehe schienen das gar nicht bemerkt zu haben, denn auch sie musterten diesen merkwürdigen Pfahl auf dem Wege lange und zogen dann der Mama nach. Nur der Bock, der nachher am Wegrande stand und lange herüberschaute — äugen nennen das die Jäger — wagte nicht den Satz über den Weg, sondern zog sich wieder zurück, und ich sah ihn wie eine Katze davonschleichen.

Während ich noch triumphierend dachte: ganz schulmäßig verhielten sich die Rehe, nach eigener und anderer Erfahrung. Wußten nicht, da sie schlechten Wind hatten, was der regungslos stehende Jäger sei, suchten Wind und erkannten dann entsetzt die nahe Gefahr. Der Bock dagegen hatte die anderen vorausgeschickt, kam wie immer als letzter,



Schnepfen. Zeichnung von Albert Liebermann

hatte das Ganze gesehen und traute der Sache doch nicht so weit, um seine Decke über den offenen Weg zu wagen. Während ich mich also ergötzte, flog ein Schatten über mich, wandte sich, eilte den Weg entlang, und als er über die Fichte wollte, krachte mein Schuß, und die erste Schnepfe seit weiß Gott wie lange flog gegen die Tannen und lag regungslos im grünen Moos.

Da wir an diesem Tage früh Schluß machten, schlug ich dem Lehrer und einem andern vor, auf Schnepfen anzustehen. „Sie pflegen," sagte ich mit wohlgesetzten Worten, „des Abends, in der Dämmerung, wenn sie zur Äsung ziehen, über die freien Blößen und Wege zu fliegen. Dabei spielt sich ja auch ein Teil ihres Liebeslebens ab, und ich habe sie oft im Juni oder Juli streichen sehen. Warum sollten sie, wenn sie Anfang November noch hier sind, ihre Gewohnheiten aufgegeben haben?" So und mit anderen weisen Worten redete ich auf sie ein, und in einem sumpfigen Wiesental stellten wir uns alle drei auf.

Ich stand vor einer niedrigen Pflanzschule im Walde, den Lehrer hatte ich ein paar hundert Meter von mir postiert, wo ein Luftweg zwischen den Wipfeln der Bäume führte, und ähnlich den Dritten.

Es war nicht so sehr hell, aber kurz vor der Dämmerung zerriß der dunkle Herbstschleier über dem Walde, und ein blauer Fleck guckte winterlich hell aus dem Grau hervor. Dann war Gebetläuten, ein Holzhauer ging lauten Fußes quer durch den Wald, der Himmel wurde mit der einbrechenden Dunkelheit heller, und jenseits des Tales über den rotbraunen Ruten der Buchenzweige glitt rasch eine Schnepfe. Noch wartete ich eine Weile, der Himmel bekam nächtliche Helle, und ich pfiff meinen Gefährten.

„Mein Gott," kam mir der Lehrer entgegen, der kein Gewehr hatte, „wären Sie bei mir gewesen — drei Stück kamen bei mir, gerade beim Gebetläuten." Und während er mir noch genau beschrieb, um welche Bäume herum, in welcher Höhe, ob von rechts oder links sie gekommen wären, flatterte noch eine verspätete lautlos, rasch über unsere Köpfe hinweg.

Ich sandte ihr das Feuer und den Donner nach, aber sie verschwand in der blinkenden Dämmerung, und wir konnten ihr nur aufgeregt nachschauen. Vielleicht hatte sie das Blei bekommen, war, für uns unsichtbar, noch weiter geflogen und plötzlich heruntergefallen. Wir sprachen davon, und zuletzt schien es unsern belebten Sinnen so, wenn wir in die schweigende Nacht hinaus sahen. Sie sandte uns Kühle und den Odem verwesender Blätter, die sich langsam zu fruchtbarer Erde verwandelten.

Den nächsten Abend stand ich an des Lehrers Platz. Aber heute ließ sich der blaue Himmel nicht sehen, und es war regnerisch kalt. Ich war unruhig, der Hund zu meinen Füßen machte allerhand Bewegungen, ich wechselte einige Male den Platz und wandte fleißig den Kopf hin und her, und als endlich weit links von mir eine kam, mußte ich mich ermahnen: ‚Nur ruhig, du weißt doch jetzt wahrhaftig, wie du zu schießen hast!' Und schon flog das Gewehr empor, und jener entzückende Augenblick des Flintenschießens kam, wo alle geistigen Sinne nur auf das Ziel gerichtet und Glieder und Körper ganz gelöste Beweglichkeit sind, bis der Donner des Schusses alles in einen heißen Rausch des Blutes verwandelt.

Da sah ich sie schräg herabkommen. Als sie über die Wiese in das Dunkel der Tannen geriet, verschwand sie mir aus dem Gesicht. War sie nun Deckung suchend weitergeflogen oder herabgefallen? „Such verloren apport!" rief ich dem Hunde zu, der einem der Jagdherren gehörte. Er raste davon, hetzte irgendwo und kam endlich auf mein Rufen zurück, um zu meinen Füßen hechelnd den Atem auszustoßen.

Ich wollte ihn ruhig werden lassen und dann mit ihm suchen, aber ich hatte keine rechte Hoffnung mehr.

Endlich, nachdem der „Rex" ruhig geworden — gekommen war auch nichts mehr — rief ich ihn an. Er erhob sich und lief kerzengerade bis zum Saum des Waldes. Dort sah ich ihn trotz der Dämmerung breitbeinig stehen, mit dem Schweife wedeln und nach einem bestimmten Punkte auf der Erde blicken.

Dort lag die Schnepfe.

Wahrscheinlich hatte er sie gewittert, aber nicht recht gewußt, daß diesem langschnäbeligen Tier, auf das er wohl noch nie gejagt hatte, die ganze Aufregung galt. Sie lebte noch, sah mich mit ihren großen, braunen Augen ernsthaft an und ließ dann den Kopf sinken.

Ich sah sie ebenso ernsthaft an und streichelte sie. Ich hatte kein Mitleid mit ihr. Sie war eines schönen, ehrlichen Todes gestorben, zu dem sie doch einmal bestimmt gewesen. Ich war selbst schon mehrmals angeschossen worden und wußte, daß das Blei, in der Erregung des Gehens oder sonst unverhofft empfangen, nicht so wehe tut wie das erbärmliche Zahnweh, für das niemand ein von irgendwelchen Gedanken ins Höhere erhobenes Mitgefühl hat.

Aber was ist das alles gegen den Schnepfenstrich im März, wo sie wie Falter ihr Liebesspiel in der weichen Frühlingsluft treiben, wo der Wald rauscht vom Konzert der Vögel, wo sie selbst auch zwitschern und quorren, was der Jäger puitzen und murksen nennt und behauptet, daß es laute wie: quogh — quogh — bswst — bswst?

Da hatte ich mir einmal für den Stuttgarter Stadtwald eine Karte gekauft, die mich berechtigte, dort den Anstand auf Schnepfen auszuüben. Das sei seit Jahren wieder die erste, schmunzelte der Beamte, der sie mir ausfertigte.

Aber mich hatte der Vorfrühling berauscht. Ich hatte einen Jäger gesehen und um mich geschaut. Da wiegten sich hoch oben in den Zweigen einer dünnen Pappel die schwarzen Federballen von sechs kleinen Staren. Vor mir in einem Garten drängte sich aus der braunen Dürre des Wintergrases etwas helles Grün hervor, und dort drüben über der Hügelwiese stieg kerzengerade der graue Himmel auf; die leuchtende Helligkeit, aus der der brausende Wind weht, sah man darinnen, und hoch oben trieben sausenden Flügelschlags die Zugvögel.

Hier war ich in dieser Steinwüste eingezwängt, und diese gefiederten Scharen trieb es nach Norden, dort das heiße Blut zu kühlen. Und da hielt es mich nun nicht mehr, und ich schenkte der Stadt mein Geld.

Ich hätte ja auch so hinausgehen können, aber ich tat es nicht. Mit dem Gewehr war ich vier Wochen lang jeden Abend draußen und manchmal auch morgens, und nur ein einziges Mal sah ich eine. Hunderte von italienischen Erdarbeitern bauten damals dicht bei einem meiner erwählten Stände eine Bahn und erfüllten den Wald mit ihrem fremdartigen Geschrei. Fasanen trieben sich raschelnd durchs Gebüsch, „gockten“ beim Ausbäumen, und allabendlich kam ein Reh über den Schlag gezogen. Und an einem Abend kam sie!

Ich stand unter hohen Lärchen, vor den Berg herauskommendem Jungholz und schwarzen Tannen, und die Vögel schrien alle zusammen ein wildes, kreischendes Konzert. Und da, kaum dreißig Schritt von mir, erhob sich eine Drosselstimme, wie ich nie wieder, weder vorher noch nachher eine gehört habe. Eine gewaltige Leidenschaft war da plötzlich aufgetaucht, und der natürliche Rhythmus des Atmens, der mit den auf- und niedersteigenden Tönen in einen überging, gab dieser schallenden, tönenden Kraft einen feierlichen, melancholischen Stil.

Da hörte erst ein Vogel mit Singen auf, kurz danach noch einer, und plötzlich schwiegen alle Sänger, außer dem einen, und es war ein Lauschen ringsum. Erst als auch die große Stimme schwieg, hoben die andern eine nach der andern wieder an, und es war, als sei eine große geschäftige Empörung in ihrem aufgeregten Schreien. Und als ich so dastand, ergriffen von diesem Erlebnis, kam sie zwischen den schwarzen Tannen, hinter denen der leuchtende Abendhimmel prangte, hergegaukelt. Kräftig, langsam war ihr Flügelschlag, als freue sie sich jeder Bewegung, die den Körper schaukelte. Ich starrte sie an in seliger Verzückung. Erst spät fiel mir das Schießen ein. Der Schuß fuhr hinter ihr her, wie sie über meinen Kopf flog, und als ich mich umwandte, sah ich sie noch durch die hohen Lärchen in meinem Rücken in der schimmernden Dämmerung schweben. Krach — der zweite Schuß — und fort war sie.



Schnepfenjagd
Zeichnung von Fritz Heubner

Ach, ich war damals noch ein mäßiger Schütze, aber ich empfing das Erlebnis als etwas überaus Kostbares und bewahre es dankbar noch heute.

Das Jahr darauf hatte ich eine Einladung zu einem berühmten Schnepfenstrich. Es brauchte freilich eine Stunde Eisenbahnfahrt und anderthalb Stunden Marsch.

„Sieben," sagte mir ein Bauer am letzten Haus vor dem Walde, „hat der Forstwart vorgestern gesehen."

Und ich lief, in der Bangnis, zu spät zu kommen. Der Schweiß feuchtete das Hutband, und mein Schuh sank tief in die ausgefahrenen, nassen Waldwege, als ich endlich das geheimnisvoll leuchtende Grau der Buchenstämme erreicht hatte. Es war noch viel zu früh, als ich bei der Saatschule war, die neben einigen Lärchen inmitten hoher Eichen lag. Hier strichen sie immer. Eine wilde Taube warf ihren blauen Körper mit klatschendem Flügelschlag in die Luft und raste wie ein Schatten durch die hohen Eichen. Mein Herz klopfte von dem scharfen Gang, und ich setzte mich auf meinen Jagdstock.

Es roch überall nach Erde und faulendem Laub, und als ich so an nichts dachte, wurde ich eingefangen von der Gärung der ungeheuerlichen Natur und war traurig, bis ein Geräusch mich aufschrecken ließ. Es war, als trappe ein Tier durch den Wald, bliebe stehen und würfe das Laub um sich. Aber während ich lauschte, lächelte ich über eine Erkenntnis, und da sah ich auch dort im Unterholz eine Amsel, die den Boden aufhackte und mit der merkwürdigen Ausschließlichkeit und Kraft der ihren Trieben nachgehenden Tiere bei der Arbeit war. Ich sah sie mit Keulenhieben den Schnabel in die Erde hauen und dann an etwas ziehen. Und das war das Bild, das ich in mir festhielt und mit Liebe immer wieder empfand.

Dann erhob ich mich, denn die obersten, feinsten Ästchen der Eichen begannen im Blau des Himmels zu verschwimmen, dort drüben schimmerte das Abendrot durch den Wald, und aus der Ferne dröhnte ein Schuß.

Darüber lebte mein Körper plötzlich. Er ist Erwartung und Kritik. Er nimmt auf und scheidet sofort wieder aus, was nicht hierher gehört. All die Geräusche, das Knarren des Rucksacks, das leise Gezwitscher da und dort, das vorhin aufhorchen ließ, wiesen diese zur klaren Erwartung bereiten Sinne jetzt ohne weiteres ab. Auch das Zetern der Meisen und das leise Rauschen geht mich nichts an. Ein Reh mag's vielleicht sein, oder ein Fuchs, und da sieht mich das Gesicht dieses Waldtieres hinter einer Eiche hervor an. Die Haare umstehen seine Wangen und Stirne, als sei er ein Tiger, und die spitze Schnauze mit der schwarzen Nase sind vom Hund. Und die gelben Augen, das ausdrucksvolle Schwarz im Rot der Gesamtfärbung! Fort ist er schon lange. Dafür segeln drüben auf der andern Seite der Saatschule zwei zwitschernde schwarze Vögel über die Eichen dahin. Es ist viel zu weit, aber ich erkenne sie durch das Glas. Sie spielen, stechen mit den langen Schnäbeln nacheinander, drehen sich radartig übereinander, und wie sie hinter Tannen verschwinden, höre ich's: quogh — quogh —. Das war eine andere, die kam den andern Saum des Waldes entlang. Ihre gedrungene, geheimnisvolle Gestalt schwebte rasch dahin, während sie diese knarrenden, dumpfen Töne ausstieß. Quogh — jetzt puitzte sie, und schon ist mein Schuß draußen. Sie pfeift hell auf, ein sicheres Zeichen, daß es ihr nichts getan hat, und verschwindet eiligst im Walde. Ich hatte den Schuß wie einen grauen Streifen gesehen. Er war vor ihrem Schnabel vorbeigegangen. So weit hatte ich vorgehalten.

Quogh — quogh — kam eine eilig. Sie mußte direkt über meinem Kopf gewesen, mich gesehen haben und abgeschwenkt sein.

Da ist auch schon der ganze Wald hinter mir lebendig, und ich entsinne mich, von meinem Vater einen Schnepfenlocker in der Tasche zu haben. Damit ahme ich das Pfeifen nach, und schon kommt eine über den Platz, als wolle sie sehen, was los ist. Die packe ich, ein wenig rechts, wie sie schräg von mir wegfliegt. Feuer — nochmal Feuer, und quer sehe ich sie herabkommen, nach der Dunkelheit des Unterholzes auf der anderen Seite des Schlages. O, wenn sie verloren ginge! Und ich habe nicht wie früher einen Hund, der verständig nach oben schaut und den herunterkommenden Vogel schon auffängt, ehe er den Boden berührt.

Ich jage in wilden Sätzen hinüber und lausche. Dort auf dem Boden flattert es, wie letztes Flügelschlagen. Ein paar Schritte — ich greife — es ist ein Stück Holz. Ich greife nochmals nach etwas Dunklem und, oh Wunder, das ist sie, schon tot.

Das hat so lange gedauert, daß ich jetzt die Sterne am klaren Himmel sehe.

Nun kommen die anderthalb Stunden Heimweg. Die Zigarre wird angezündet, das Gewehr bequem übergehängt, daß sich der Arm hineinlegen kann, und gleichmäßig ausgeschritten.

Dörfer kommen, in deren Gassen die Dunkelheit liegt. Weiß leuchtende Kühe ziehen vorüber, schäkernde Paare, und zuweilen strömen offene Türen und Fenster warme Lichtstreifen aus.

Einmal sehe ich Wiesen und Felder auf leisen Bodenschwellungen, die von der hellen Sternennacht in zwei lange, leuchtende Linien vor einer sanften Erhöhung verwandelt sind. Die ruht vor silbernen Nebeln als eine dunkle, langgestreckte Masse, die Bangnis erweckt. Auf ihrem Rücken aber sind ein paar Häuser durch die Dunkelheit zusammengeschmolzen und laufen mit den Bäumen ihrer Gärten zu einem feinen Gebirgskamm aus.

Bald tauchen die feurigen Lichter der Bahnstation auf, der Zug braust herein, Türen knallen, und ich sitze im Wagen des Schnellzuges, dessen dröhnendes Summen den Übergang zur Stadt bedeutet.

Das alles aber ruht in mir und reizt mich, wie jeder Morgen zum Leben reizt, immer wieder auf ähnliche und doch immer neue Erlebnisse solcher Art auszuziehen.

Mögen sich andere dazu stellen, wie sie wollen, mich freut die Jagd.

Die Elendskerze

Novelle von Johannes Schuck

Selber müssen wir's machen!" schrie einer. — „Selber machen!" schrie der Haufe. — „Die tun ja doch nichts," hörte man eine grelle Stimme heraus, „die in Würzburg lassen uns alle im Stich." — „Und das Vieh verseucht!" — „Und der Wein wird sauer!" —„Und das Ungeziefer nimmt überhand!" — „Und die Kellerin, die Hex', läuft immer noch in der Stadt herum!" — „Und hat doch gesagt, es müsse bis Pfingsten kaltes Wetter bleiben!" — „Und den Zeitler hat sie vergiftet." — Jeder wußte etwas anderes und zuletzt schrie alles durcheinander.

Das geschah am Abend des 6. Mai 1627, in einem fränkischen Städtchen unweit Würzburg, vor dem alten Rathaus.

Das alte Rathaus steht in dem Knie, das hier die Würzburger Straße mit der Hauptstraße bildet. An der Nordwestecke gegen die Würzburger Straße zu ist der Turm mit den Kerkern; auf der Südseite, gegen die Hauptstraße und gegenüber der etwas höher liegenden Pfarrkirche, ragt im ersten Obergeschoß auf drei schweren Kragsteinen der Pranger vor. Eine Spitzbogentür führt zu ihm heraus; an der Wand hängen die zwei Halseisen. Ein düsterer, unheimlicher Platz. — Da standen die Bürger an der Ecke zwischen Turm und Pranger und schrien sich in Angst und Wut hinein.

Mitten in dem Wirrwarr kamen der Amtmann und der Bäcker Röm die Hauptstraße herunter. „Leonhard," schrien sie den Bäcker an, „du bist auch schuld daran!" — „Dein Weib ist auch eine Hexe und du hast ihr herausgeholfen!" — „Dein Bub hat neulich zu Heidingsfeld gar wunderliche Dinge erzählt!" — „Und deine Tochter hat zu des Kapessen Magd gesagt: Hätte sie nicht unlängst dem Vater das Gras aus dem Weinberg gestohlen, so wäre ihrem Meister die Kuh nicht verendet!"

Und so ging es weiter. Zu dem ganzen Aufruhr war es aber auf folgende Weise gekommen: Im April jenes Jahres waren etliche Personen des Hexenwerks beschrien worden. Das Würzburger Domkapitel, dem die Stadt unterstand, hatte seinen Pfortenund Obleischreiber geschickt. Die Stifthaugische Kellerin und die Römbäckerin, auf die vor allen anderen der Verdacht zielte, waren verhaftet und zwei Stunden in die Beinschrauben gelegt worden; gestanden hatten sie nichts. Da der Bäcker Röm für seine Frau und drei andere Bürger für die Kellerin eingetreten waren, hatte man die beiden Verhafteten entlassen.

Der ruhige, kluge Bäcker überschaute rasch die Lage, sah die Gefahr für seine Familie, erkannte aber nur zu deutlich, daß die aufgeregte Menge schwer zu beruhigen sei. Freilich müsse man da eingreifen; dafür sei er auch und dabei wolle er ihnen sogar behilflich sein; man könne auch wohl anfangen, ehe von Würzburg jemand da sei; daran sehe man, wie ernst es die Bürger nähmen; es könne ja in der Nacht noch jemand nach Würzburg; dieweilen solle man die Hexen festsetzen, aber nur auch die richtigen; seine Frau und seine Kinder könnten nichts und wenn sie etwas könnten, so müsse ein anderer sie gelehrt haben; den sollten sie suchen, der anderen das Wettermachen und Kellerfahren beibringe; sie sollten sich nur einmal einander anschauen, ob er nicht mitten unter ihnen stände.

Und wirklich — ganz verdutzt schauten sie einander an. Dann aber wollte jeder, damit ja niemand an ihn denke, der erste im Zeihen und Schreien sein, und es war ein Tumult, wie nie zuvor.

„Wer kann's? — Wer macht's? — Wer war's?" so schrie einer den anderen an. Die Männer schrien auf die Frauen ein, die Jungen auf die Alten, die Meister auf die Gesellen, die Gesellen auf die Lehrbuben, besonders die Lehrbuben hatten einen harten Stand und bildeten sich heimlich fast etwas darauf ein, daß sie durch ihre bösen Streiche ein Stadtschrecken geworden waren und nun auch noch der Hexenkunst mächtig sein sollten.

Im allergrößten Lärm sprang ein rothaariger Schusterjunge, der freche Hannes Götz, etwas von der Menge abseits, wies ihnen die Zunge und grinste: „Ich bin's, der Hannes!"

Das war wie ein Blitz. Einen Augenblick atemlose Stille, dann ging es über den Hannes her. Sie tobten um so lauter, je froher sie alle waren, so unerwartet aus dem Verdacht gekommen zu sein. Die Hände in den Hosentaschen ließ sich der Hannes hin und her stoßen. Vor den ungezählten Ohrfeigen und Püffen zog er den rotborstigen Kopf zwischen die Schultern und grinste dabei immerzu ganz unflätig. Nun sollte er angeben, wer ihn denn die Hexerei gelehrt habe. Da schnitt der Satan eine Fratze und brüllte ihnen mit ungebärdigem Lachen ins

Gesicht: „Die Butzenmadel!" Da ging das Gejohl von neuem los. Allen voran die Buben, die der Hannes einmal gezwickt und geneckt und bestohlen und betrogen hatte.

„Der Hannes muß ins Feuer!" — „Und die Butzenmadel muß ins Feuer!"

„Nein," schrie ein Geselle, „die muß an den Pranger, daß man sie auch einmal rechtschaffen sieht, die schwarze Hex, die sich immer versteckt!"

„Die Zöpfe schneiden wir ihr ab!" — „Und sie muß sagen, woher sie die weiße Haut hat!" — „Warum sie die Tür immer zu hat und niemand herein läßt, ob da nicht einer drin ist!" — „Und wenn ihr der leinerne Rock angezogen wird, da müssen wir alle dabei sein; das müssen wir sehen!" Die Burschen brachten den Mund nicht mehr zu vor Gier und stießen in lauter Freud über die Butzenmadel am Pranger einander ein über das andere Mal in die Seiten.

Unterdessen waren der Bäcker und der Amtmann darüber einig geworden, daß sofort jemand nach Würzburg müsse, um wieder den Pforten- und Obleischreiber zu holen. Den Hannes hatten sie inzwischen in den Turm gesperrt. Durch die Türen rief er ihnen frech wie nie zuvor nach: „Bringt mir nur auch die Butzenmadel herein!" —

Das war eine Hetze gewesen! So, jetzt mußten sie aber einmal trinken, und dann sollte es losgehen, dann wollte man die Hexen holen, eine nach der andern.

Als die schreiende Menge die Hauptstraße hinaufgezogen war, saß auf dem Rathauspranger ein rotes Teufelchen, ließ die Beine auf und nieder baumeln und pfiff und kicherte.

*

Vom alten Rathaus die Hauptstraße hinauf kommt man zuerst an der Pfarrkirche vorbei. Sie liegt zur Rechten, etwas zurück und höher als die Straße. Gleich hinter dem zweiten Haus nach der Pfarrkirche geht von der Hauptstraße die Grillengasse ab. Eng und dunkel arbeitet sie sich zum Zwinger hinauf. Gehst du im Zwinger eine kurze Strecke rechts, so biegt, wieder nach rechts, die Pfarrgasse ab, auf der man zur Kirche zurückgelangt, jetzt von der anderen Seite her. Diesen Weg wollen wir uns merken. Darauf stürzte an jenem Abend die Verzweiflung hin und her.

In der Grillengasse, ungefähr in der Mitte, stand das Haus der Butzenbas, klein und eng wie alle Häuser da und von den anderen kaum zu unterscheiden. Sobald man jedoch durch die Haustür trat oder gar in der Stube war, mußte man einen Unterschied merken: es war hier reinlicher und alles stand an seinem Platz. So war es hier immer gewesen, solange die Butzenbas lebte, und so war es auch jetzt noch. Seit letztem Winter war sie tot. Sie starb in Ehren und hinterließ ein gesegnetes Andenken. Ihr Brot hatte sie mit Nähen und Flicken verdient. Was sie den Leuten so wert machte: sie war überaus klug und gar gut. Manche Not schlich sich hilfesuchend in diese Hütte, und die Butzenbas hatte immer vorsichtigen Rat oder frommes Wort, oder, wenn es sich um leibliche Not handelte, eine Salbe zum Auflegen oder einen Kräutertrank, auch für das Tier im Stall. Ja, wenn sie an den Schrank mit den Töpfen und Flaschen ging, dann wurde es der Not, die in der Stube saß, schon wieder leichter. Hatte sie aber gar nichts anderes, dann hatte sie doch noch eine große, liebe Träne, und es gibt Nöten, die gar nichts anderes brauchen.

Als die Butzenbas starb, hinterließ sie das alles, ihr Häuschen mit dem alten Gerät, ihr Nähzeug und ihre Kundschaft, auch den Schrank mit den Salben und Tränklein, der Butzenmadel. Das war ihre Enkelin. Die einzige Tochter hatte eines Nachts leise an die Tür gepocht, mit viel Schluchzen sich der Mutter zu Füßen geworfen, hatte ein Kind geboren und war darüber gestorben. Weil damals ein so großes Leid in dem Butzenhäuschen war, hatte die Großmutter das Kind Dolorosa genannt; denn sie war eine fromme Frau und auch in den heiligen Geschichten und Namen bewandert.

Das Kind wuchs auf; etwas anders wie die anderen Kinder. Es durfte nicht so viel springen und laufen wie die anderen, und je älter es wurde, desto mehr hielt es die Großmutter zurück; sie hütete es, wie man Seide und Edelstein im Schreine hütet, als ob sie an ihrer Tochter etwas gutzumachen hätte. Das Kind war aber auch von anderem Aussehen und anderem Wesen. Das mußte von ihm sein, von ihm, den die Großmutter nicht kannte, den nur die Mutter gekannt hatte und an dessen Liebe sie gestorben war: ein wunderweißes Gesicht, nachtschwarze Haare und in diesem Weiß und Schwarz märchenblaue Augen. Von dem Aussehen und Wesen hätten die Leute gerne mehr gesehen. Man sah davon bloß, wenn das Mädchen schüchtern und züchtig an der Seite der Großmutter in die Kirche ging und an dem zweiten Pfeiler kniete, woran das Bild der schmerzhaften Mutter stand. Andere Gänge besorgte die Großmutter allein. Doloros saß mit Spindel oder Nadel zu Hause. Davon denn ihr feines Gesicht noch bleicher wurde und ihr blaues Auge noch tiefer und das glänzende Haar noch dunkler schien.

Davon auch die Begehr der Schuster- und Schneidergesellen noch heftiger ward.

Ja, Doloros war schön. Einmal, es war vor Jahresfrist, hatte die Butzenbas das Mädchen mit nach Würzburg genommen. Kaum aber waren sie eine gute Stunde gegangen, wurde die alte Frau schon müde, und als dann ein Herr in einem vornehmen Wagen sie überholte, dem Mädchen in das Gesicht sah und darauf gar sehr in die beiden drang, auf seinen Wagen zu steigen, da gab sie nach und sie fuhren mit. Die Kirschbäume blühten, die Vögel huschten mit großem Lärm einander nach von Baum zu Baum und Doloros meinte, der Weg ging geradeaus ins Paradies.

In dem letzten Dorfe vor Würzburg hielt der Wagen; die Butzenbas wollte mit dem Mädchen weitergehen, der Herr aber ließ das nicht zu; sie müßten bei ihm bleiben, er wolle sie nach Würzburg bringen und heute abend in der Dämmerung sollten sie am Dome sein; da wolle er sie wieder treffen. Immerfort sah er das Mädchen an und sagte ihr, sie sei schön wie die blühenden Bäume, die sie heute gesehen hätten. Schließlich kritzelte er lange Zeit etwas auf ein Blatt und drückte es Doloros in die Hand. Die Großmutter aber nahm ihr das Blatt schnell weg, und als an jenem Abend die Dämmerung anbrach und sie am Dome warten sollten, waren sie schon längst auf dem Rückwege, auf einem anderen Wege, links des Mains. Ihre letzte Kraft hing die alte Frau an diese Flucht. Zu Hause las sie das Blatt und versteckte es dann in die Tiefe ihrer Truhe. Auf dem Blatt stand ungefähr so:

Droben am Berg steht ein Kirschenbaum,
Hat einen weißen Schleier um;
So weiß, wie die Wolke am fernen Saum,
So fein, wie ein seidener Sonnentraum.
Hat einen weißen Schleier um.

„Du lieber Kirschbaum, sag' an, sag' an:
Wo hast du den weißen Schleier her?
Ich hab' einen Dukaten, den geb' ich dran,
Ich weiß ein Mägdlein, das muß ihn han.
Wo hast du den weißen Schleier her?"

„Viellieber Knab', das macht dir Pein;
Der goldne Dukaten, der tut es nicht.
Den Schleier, den spinnen die Engelein,
Da mußt du gehn in den Himmel hinein.
Der goldne Dukaten, der tut es nicht."

„Und wenn es der goldne Dukaten nicht tut,
Drob soll mir wohl wenig wehe sein;
Da steck' ich ein Sträußlein mir an den Hut
Und geh' zu den Englein mit frohem Mut.
Drob soll mir wohl wenig wehe sein."

„Das lachende Stränßlein, das tut es nicht;
Da muß man gehen durch Not und Tod.
Das gibt einen Tag, wo das Herze bricht,
Das gibt einen Tag, wo die Sonne erlischt.
Da muß man gehen durch Not und Tod."

„So spring' ich hinein in Not und Tod,
Das Mägdelein muß den Schleier han.
Das Grab ist grau und das Blut ist rot,
Das sag' ich und klag' ich dem lieben Gott.
Das Mägdelein muß den Schleier han."

Von der Fahrt nach Würzburg wurde im Hause der Butzenbas nicht geredet. Die Erinnerung daran sollte verblassen. Das lachende Sträußchen welkte, und als von den Kirschenbäumen die Blätter nun abgefallen waren, da war auch im Herzen des Mädchens alles still. Ganz still aber wurde es im Hause, als die Großmutter starb. Doloros saß nun allein im Stübchen; allein ging sie den Kirchenweg und auch auf den wenigen Gängen, die sie zur Besorgung ihres winzigen Haushaltes machte, gesellte sich niemand zu ihr. Wohl wurde sie viel angegafft; aber keiner wagte — und jeder hoffte. Die Frauen aber, die schon bei der Großmutter arbeiten ließen, brachten auch Doloros ihre zerrissenen Sachen und freuten sich über ihre saubere Naht und über ihre Zurückhaltung, von der sie für ihre Männerleute gar nichts zu fürchten hatten. Und es war eine heilige Stille in dem kleinen Haus. Was sonst in der Grillengasse oder gar in der Stadt vorging, Männerstreit und Weibergezank, drang nur im letzten Echo hierher.

Nur einmal öffnete sich auch im Haus der Butzenmadel Fenster und Laden, eben am Abend des 6. Mai 1627. Das war aber auch zu arg. Als Doloros hinausschaute, war alles auf der Gasse und rannte nach der Hauptstraße hinunter; viele schrien, ehe sie überhaupt recht wußten, um was es sich handelte. So viel hörte Doloros im halbgeöffneten Laden, daß es etwas von Hexen sein mußte. Das Mädchen zog den Laden zu und ging — darob hätte sie gewiß auch ihre Großmutter nicht gescholten — vor die Haustüre. Es war niemand mehr zu sehen. Wer nicht krank lag und laufen konnte, war bereits fort und die letzten Alten humpelten eben um die Ecke. Ihnen nachzulaufen, daran dachte Doloros freilich nicht; aber hier stehen bleiben — davon hatte sie auch nichts. So ging sie einige Schritte die Gasse hinunter, um etwas Richtiges zu hören. Vielleicht noch bis zur Straßenecke? Nein; jeder, der die Hauptstraße herunterkäme, müßte sie da sehen. Und dabei war es doch immer noch zu weit von dem alten Rathaus weg, um alles gut verstehen zu können. Wenn man nur an der Kirche wäre! Gewiß könnte man sich hinter den Chor stellen und wäre ganz nah daran; vielleicht könnte man von dort auch noch etwas sehen. Also schnell herum, die Grillengasse hinauf — den Zwinger entlang — die Pfarrgasse hinunter — da ist die

Kirche, die Tür steht noch auf — o, da hinter dem Chor steht man sicher und gedeckt — noch ein wenig vor bis an den Ölberg, der an den Chor angebaut ist. So! Sie lehnt sich an das Gitter, das ihn abschließt, und — lauscht.

Richtig, sie haben es von den Hexen. „Die Kellerin," hört sie, „die Hexe läuft noch in der Stadt herum." Jetzt haben sie es mit dem Römbäck und der Kapessenmagd. — O Gott! „Totschlagen!" schreien sie. — Es wird etwas stille; der Leonhard spricht: Wettermachen, Kellerfahren! — Was für ein wüstes Getu? „Wer kann's? Wer macht's? Wer war's?" — Was ist jetzt das? Alles still? — Wahrhaftig, das ist ja der Götzenhannes! Was schreit er da? „Ich bin's?" Bei dem Gejohl, das nun entstand, hielt sich das Mädchen die Ohren zu. Es wollte auf und davon. Nur einmal hinabgeschaut hätte es noch gerne. Aber nein, nein, es ist zu greulich; fort, fort; und es reißt sich rasch herum, aber doch nicht rasch genug, daß es nicht noch hört, wie der Hannes brüllt: „Die Butzenmadel!"

Im ersten Augenblick steht es da, als ob es den Namen noch nie gehört hätte. „Die Bu — tzen — ma — ma — del?" stottert es. „Die Bu — tzen — ma — ma — del?"

Da schreien sie: „Der Hannes ins Feuer! Und die Butzenmadel ins Feuer!" Jetzt versteht Doloros; sie versteht. Sie schluckt und schluckt und bekommt kaum mehr Luft. „Zöpfe!" schreien sie. „Pranger!" „Leinenrock!" — Ihr Herz bleibt stehen. Im nächsten Augenblick stürzt sie in die Kirche wie ein verfolgtes Tier in das Dickicht. An ihrem gewohnten Platz, in der Bank an dem zweiten Pfeiler kauert sie sich auf das Kniebrett nieder, ols ob sie sich verkriechen wollte. Sie schließt die Augen, aber sie sieht. Sie hält sich die Ohren zu, aber sie hört.

„Butzenmadel!" hört sie; sie fährt zusammen, als säße ihr eine Spinne im Nacken. „Die Zöpfe!" gellt es ihr in die Ohren und sie fährt rasch an ihr Haar, um es festzuhalten. „An den Pranger!" schreien sie und sie klammert sich an das Kniebrett, daß kein Mensch in der Welt sie aufbringen soll. „Zieht sie aus!" — „Den leinernen Rock!" hört sie wieder die Burschen brüllen. Da fährt sie an ihre Brust, wie um den letzten Flecken an ihrem Leib zu verteidigen.

In diesem Augenblick fiel ein schwerer, heißer Tropfen auf ihre Hand. Sie zuckte zusammen und schaute auf. Der Tropfen war ein Wachstropfen und kam von der Kerze, die oben am Pfeiler unter der Mater Dolorosa brannte. Elendskerze hieß die Kerze; zur Zeit des großen Elends im 14. Jahrhundert war sie gestiftet worden. Tag und Nacht sollte sie vor dem Elend der schmerzhaften Mutter brennen und um Hilfe für das Elend der Kinder bitten. An jenem Abend war bei dem Aufruhr in der Stadt Kirchentür und Elendskerze vergessen worden und als Doloros nun aufschaute, flackerte das letzte Flämmchen auf und der Docht neigte sich vornüber und schaute auf das schwarze Elend in der Bank und — starb. Noch eine heiße Träne fiel von der sterbenden Kerze auf die zitternde Hand des Mädchens herab und die Kerze war aus. Das Mädchen sah einen Augenblick dem Sterben droben auf dem Leuchter zu. „Aus!" hauchte es, als das Licht erloschen war. „Aus!" —

Kaum war der Seufzer verklungen, begann es plötzlich in ihr aufzuzucken. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Sinn. Wie ein schrecklicher Blitz. Sie sprang auf. „Aus!" rief sie halblaut, „aber nicht am Pranger — und nicht im leinernen Rock! Maria hilf!" schrie sie und stürzte durch die dunkle Kirche, stieß sich an Bank und Tür, rannte die Pfarrgasse hinauf, den Zwinger durch, in die Grillengasse, in ihr Haus, an die Truhe. Darin lag eine schöne, schwere, weiße Kerze. Schnell noch Feuer und dann hinaus, den Weg zurück in die Kirche, den Gang hingetastet auf die Bank, schnell — angezündet, aufgesteckt, schnell, schnell. „O, Maria hilf!"

So, jetzt war sie wieder am Boden.

Da brannte sie nun, ihre Elendskerze; ruhig und groß schaute die Kerze in das Dunkel und schickte einen kleinen, feinen Schein in das Antlitz der Mater Dolorosa über ihr.

Doloros sah die schöne Flamme und das schmerzenreiche Antlitz und sank auf die Knie. „Maria," betete sie, „laß mich deine Elendskerze sein! — Sie wollen mich holen! Sie wollen mich verbrennen! — Sie wollen mich foltern! — Ich soll lügen! — Sie wollen mich schänden!" Immer lauter, immer schneller sprang es ihr über die Lippen. Weitauf standen ihre Augen, als lauerten dort hinten im Kirchendunkel alle Schrecken einer Hölle. Der Nacken bog und bückte sich, als fühlte er schon die schmutzige Hand des Henkers. Die Handflächen streckte sie vor, wie um ein Gespenst abzuwehren. Aber das Gespenst schleicht immer näher heran, da — da — da ist es, es packt ihre Zöpfe — es reißt ihr das Kleid auseinander. —

„Maria hilf!" schreit sie verzweifelt auf. „Ich will ja sterben! Sterben für all das Elend! Aber selbst — selbst, wie die Kerze sich selbst verbrennt! Niemand mich anrühren! Niemand, niemand mich sehen! Nein! Nein! Nein!"

Und fort ist sie, zur Kirche hinaus, durch

die Pfarrgasse, durch den Zwinger, in ihr Häuschen.

Atemlos schließt sie die Tür, macht Licht und geht an den Schrank der Großmutter. Zitternd langt sie durch die Salben und Flaschen hindurch; ganz hinten in der Ecke, da muß es stehen. Sie setzt sich damit in den Lehnstuhl und streicht das wirre, glänzende Haar von der feuchten Stirn zurück. „Niemand mich sehen! Niemand mich anrühren!“ flüstert sie und streichelt das alte Glas in ihrer Hand.

Ein Hauch verlöscht das Licht.

*

Unterdessen saßen die Leute in der Schenke, tranken in ihre Aufregung hinein, rühmten sich dessen, daß sie es den Würzburgern zeigen wollten, wie man den Hexen auf den Leib rücken müsse, zählten auf, wer noch alles heut nacht dran komme, und freuten, freuten sich ganz unmenschlich auf die Hetze, die es gäbe, wenn sie die Türen einschlügen und die Hexenweiber aus dem Bette holten. Die Freude wurde ihnen jäh verdorben, als einer durch das Fenster hereinrief, die Hexen kämen gerade in den Turm. Alles sprang auf und hinaus. Es war so. Der Amtmann und der Bürgermeister bogen eben um die Ecke und ein Ratsdiener stand an der Turmtür und schloß ab. „Was“ und „Wie“ und „Wer“ schrien sie durcheinander und erfuhren dann, daß die Hexen schon alle aufgehoben seien. Neben dem Hannes Götz die Römbäckerin, ihr Christoph und ihre Magdalene, auch die Kellerin, die der Hannes angegeben habe — — —

„Auch die Butzenmadel?“

„Auch die Doloros!“ sagte der Ratsdiener.

Da schimpften sie weidlich auf den Amtmann und den Bürgermeister, daß sie ihnen die Freude abgenommen, und gingen zur Schenke zurück und tranken weiter.

Der Amtmann und der Bürgermeister waren froh, daß sie so weit waren. Um dem Unheil vorzubeugen, hatten sie selbst zugegriffen und in aller Stille die Verhaftungen vorgenommen; auch hatten sie einen Eilboten nach Würzburg gejagt, es möge die Obrigkeit dem Aufruhr steuern und gleich morgen das Verhör vornehmen; vielleicht könne der Bischof einen Zentgrafen schicken; die Sache sei bedenklich und bedrohlich. Schon mit Tagesanbruch traf denn auch der Pforten- und Obleischreiber ein, der im April da gewesen war, und als Richter ein Zentgraf, ein junger Edelmann, der sich um die öffentliche Ordnung schon mehrfach verdient gemacht hatte.

Mit dem Verhör wurde sofort begonnen. Der Schusterjunge war sehr gesprächig und erzählte eine Unmenge Sachen. Der Bub des Römbäckers, der mit dem Hannes zusammengestellt wurde, wollte zuerst von all dem nichts wissen, was der andere angab; da aber der Nachrichter mit der Rute anrückte, sagte er, es sei alles wahr. Seine ältere Schwester, die Magdalena, machte es ebenso. Als sie halb entkleidet war, ihr der leinerne Rock angezogen wurde und sie die Rute fühlte, erzählte sie, vor sechs Wochen hätten sie der Schusterjunge und die Kellerin nachts aus dem Bett genommen, in der Butzenmadel ihr Haus getragen, da auf einen Bock gesetzt und mit nach Frickenhausen, Segnitz, Michelfeld, Winterhausen, Würzburg und Lohr geführt; auch habe sie mit ihnen in der blauen Kellerei aus dem Fasse, das beim Eingang zur rechten Seite auf der zweiten Stelle liege, bei einer Kellerfahrt getrunken. Bitte übrigens um Gnad, daß man ihr davonhelfen möge. Über die Kinder wurde beschlossen, sie seien in der christlichen Wahrheit besser zu unterrichten und so auf andere Wege zu bringen.

Die Römbäckerin weinte gar sehr darüber, daß sie solche Dinge aus dem Munde ihrer Kinder vernehmen müsse, ja von den eigenen Kindern für mitschuldig und mitwissend angegeben würde. Ihr Weinen und Klagen half aber nichts. Erst dies half ihr: als man sie entkleidete, war sie sichtlich gesegnet; da ließ man denn vorläufig von ihr ab. Die Kellerin, welche der Schusterjunge noch genannt hatte, beschwor hoch und heilig ihre Unschuld, auch während der ersten Folter, da man ihr die Haare abschnitt, sie auszog, nackt und bloß auf die Leiter band und bis auf das Ziehen der Arme über eine halbe Stunde anspannte. Man ließ sie ausruhen und sich erholen. Dann fing der Nachrichter von vorne an. Kleider herunter! Die Daumen in die Schrauben und die Beine in die Schrauben! So! Zugedreht! Da gellte ein Schrei, Schrei auf Schrei minutenlang. Endlich war die Kraft der Frau dahin; sie wimmerte nur mehr wie ein sterbendes Kind und weinte: „Ich hab' alles getan! Laßt mich los.“ Später freilich erklärte sie, nur die fürchterliche Marter habe es gemacht, daß sie als schuldig sich bekannt hätte.

Der Schusterjunge blieb frech bis an sein Ende; er sterbe nicht allein, er werde nicht allein verbrennen; den anderen würde es gerade so gehen, und er freue sich darauf, wenn er mit der Butzenmadel hinausgeführt werde, und neben ihr stehe und sähe, wie ihr die Kleider vom Leib kohlen. Die Schöffen verurteilten ihn dazu, zuerst enthauptet und dann verbrannt zu werden.

Und Dolorosa? — — —

Als der Amtmann und der Bürgermeister an ihre Tür klopften, stand sie langsam auf, wankte hinaus und öffnete. Was ihr gesagt wurde, hörte sie nur mehr halb. Zwei Ratsdiener ergriffen sie rechts und links und führten sie, gefolgt vom Amtmann und Bürgermeister, die Grillengasse und die Hauptstraße hinunter. Nun sich das Mädchen zwischen den zwei Männern an der Kirche vorbeischleppte, bog es den Kopf weit zurück, um nach der Kirche hinüberschauen zu können. Ein winziger Schein zitterte an dem Kirchenfenster. „Sie brennt!" hauchte das Mädchen.

Wie es sich so zurückbog, konnte man meinen, es falle in Ohnmacht. Der Amtmann sprang vor, um es aufzufangen. Er sah jedoch, wie die Augen Dolorosas, weit geöffnet, nach der Kirche blickten. Das Haar aber, die reiche Zier, das stolze, schwarze Haar, das an diesem Abend so viel gebangt hatte und wirr geworden war, es hatte sich bei dem Zurückbeugen gelöst, war auseinandergefallen und hing nun zur Erde nieder. Da nahm der Amtmann das fallende Haar in seine Hände und trug es dem weiterwankenden Mädchen nach, fast ehrfürchtig, wie ein Pagenknabe den Schleier trägt, wenn die Herrin zum Altare schreitet.

So zogen sie weiter, und es war den vier Männern ganz sonderlich und seltsam zumute. Sie kamen an dem Pranger vorbei. Grau und greulich stand der schreckliche Stein heraus. Kalt und schwarz hingen die Halseisen an der Wand; aber der rote Teufel, der seine Füße auf und nieder baumeln ließ und kicherte, war fort; vor dem zitternden Schein im Kirchenfenster war er geflohen.

Die Freitreppe hinauf, die zum Turm führt, wurde Doloros getragen. Man glaubte, das Mädchen sei vor Schrecken krank geworden und am Verscheiden. Daher wurde es in eine eigene Kammer gelegt; die Frau eines Ratsdieners sollte bei ihm wachen.

Voll Sorge und auch voll Unmut über all den Wahn, und doch hilflos, gingen der Amtmann und der Bürgermeister noch lange durch die kranke, dunkle Stadt und beschlossen, am nächsten Morgen in aller Frühe den Stadtphysikus zu Doloros zu schicken. Als der Stadtphysikus sie untersuchte, gab er das Gutachten ab, das sei nicht eine Ohnmacht, sondern eine von außen bewirkte Bezauberung. Nach der Mittagsstunde, da die ersten Verhöre der übrigen Gefangenen abgenommen waren, kam auch der Zentgraf, um nach der letzten gefangenen Hexe zu schauen, sie auszufragen, gegebenenfalls, wenn sie nicht gestehe, schnelle Arbeit zu machen, den leinernen Rock ihr anziehen und sie auf die Leiter binden zu lassen.

Betroffen blieb er in der Türe stehen. Die Frau, die neben Doloros auf dem Boden kauerte, legte den Finger an den Mund und winkte den Zentgrafen her. Da lag die schlanke Gestalt auf dem blanken Stein; das schwarze Haar rings um das Haupt auf dem Boden wie ein Kranz; die Hände auf der Brust in ihr Kleid verklammert; weiß, viel weißer als die Wand und viel weißer als die Frühlingswolken, die über das Tal flogen. Der Zentgraf beugte sich und sah in das feine Gesicht. Er kniete nieder und lauschte nach dem Atem. Dann ergriff er, zart und sachte wie eine Mutter, mit den Fingern an die Lider, zog sie sanft auseinander, um zu sehen, ob die Leuchten dieses schönen Leibes erloschen seien. Als er das Auge sah, zitterte ihm der Finger. Es war ihm, als habe er schon einmal, aber nur einmal in seinem Leben, dieses Auge gesehen. Er wußte nicht auf welchem Weg und welcher Fahrt. Blühende Bäume tauchten und tanzten vor seinem Geiste auf und es überkam ihn, als ob er einmal sehr glücklich gewesen sei. Erschauernd drückte er das weiße Lid auf die gestorbene Schönheit.

Die Frau löste die verkrampften Hände aus dem Kleid und faltete sie über der unentweihten Brust. „Aus!" seufzte die Frau.

Zur selben Zeit zuckte an der Elendskerze unter der Mater Dolorosa ein letzter Schein auf; der verglimmende Docht beugte sich vornüber und eine heiße Träne fiel auf die Stelle, wo gestern das Elend kauerte und sich für das Elend opferte und dem Elend entfloh nach dem Lande ohne Trug und Wahn.

⋆ Meinem Kinde. Von Edmund Brüll ⋆

Manchmal schont der Sturmwind eine Blüte.
Manchmal, — sei's durch Zufall, sei's aus Güte, —
Während rings das Grauen allgemein ist,
Darf ein Wesen, das ganz schwach und klein ist,
— Wild umtost von all der wüsten Pein —
Glücklich sein. — — — —

Sei's aus Güte, — sei's durch Zufall bloß, —
Mein geliebtes Kind, — — dies sei dein Los! — —

Frühlingstage auf Sizilien
Eine Malerfahrt von Thea Schleusner

Wer südliche Meere befahren hat, weiß, wie verführerisch sie weiter und immer weiter locken. — Du vergißt die Rückkehr, und eine Küste nach der andern zieht magnetisch dich an, dir ihr Sirenenlied singend. So fuhr auch ich weiter von der seltsamen sardischen Insel, die mich in ihren Banden hielt, mit der Sehnsucht, noch südlichere Gefilde aufzusuchen, nach Sizilien. Das Schiff, die „Derna", verließ um die Mittagsstunde Cagliari, und schwer ward der Abschied. Doch Glut des Südens hüllte alle Ufer in sanften Traum, kein Lufthauch wehte auf dem Meere, und still glitt das Schiff in versengender Sonne dahin. Die wenigen Reisenden blieben in den Kajüten, und ich war allein auf Deck mit dem Schiffshund zu meinen Füßen, einem komischen Untier, das hin und wieder aus seinem Schlaf mich anblinzelte. Seltsam sang diese Stille — Vergessen! Gegen Abend setzte eine leichte Brise ein, und die Matrosen begannen sich zu tummeln und fingen merkwürdige langarmige und langflossige Meerestiere und Quallen, die sie sogleich zerrissen und zubereiteten.

Bei den Mahlzeiten präsidierte der Kapitän an der Tafel, und zum ersten Male traf ich auf meiner Reise auch ein paar Landsleute. Das Gespräch wurde aktuell, einige italienische Herren beteiligten sich. Mit einem Male ward man also in die Wirklichkeit zurückgerissen, man sprach von den letzten Geschehnissen der Welt, von Krieg und Frieden, Republik und Königtum, von Faszismus und Antifaszismus. Und mit Interesse und Wißbegier wurde nach Deutschland und seinen Zuständen gefragt. Vielleicht war man überhaupt verwundert, daß Deutsche noch lebten, noch leben konnten. Und doch, wir waren da, fünf deutsche Künstler verschiedener Berufe, ausgegangen, die Schönheit des Südens wieder einzusaugen und die Stärke deutschen Geistes durch sie bestätigt zu fühlen.

Aber auch des Heiteren entbehrten wir nicht; sehr lustig war ein kleiner sizilianischer Offizier, der behauptete, nun ganz „antiguerra" zu sein, jedoch sofort hinzufügte: käme wieder ein Krieg, so wäre er natürlich „pro-guerra". Ich versuchte ihn vergebens von dem Unlogischen dieser Gesinnung zu überzeugen; er begriff es nicht, aber war sonst sehr nett und ergiebig in bezug auf Auskünfte über Palermo, aus dem er stammte. In dieser herrlichen südlichen Meeresnacht war es schwer, die Kabine aufzusuchen, der Mond versank erst des Morgens



Segler im Hafen von Trapani

4 Uhr im Wasser, und die sardischen Hähne, die die Reise mit uns machten, schienen jeden Augenblick zu denken, der neue Tag begänne. Sie lagen gebunden auf dem Zwischendeck und krähten ununterbrochen. Das Meer ward bewegter, als wir uns den im Morgennebel zartrosa schimmernden Ägäischen Inseln näherten; fern dämmerte Afrika, und bald erschien blauend Trapanis Hafen. Ungewitter lag schwer über dem Monte S. Giuliano, noch zuckten Blitze durch die lastenden Wolken, bis die Kraft der helleuchtenden Sonne das Gewölk durchbrach und Strahlenbüschel in den Wald von Masten und auf die runden Jesuitenkuppeln der Stadtkirchen warf. Einige Stunden genügen, um den Monte S. Giuliano zu besteigen; auf ihm stand einstmals die herrliche elymische Stadt Eryx, weit ausschauend über das Meer und tief ins Gebirge; ein Tempel der Aphrodite, eine vielbesuchte Stätte alter, geheimnisvoller Kulte, der Venus Erycina, krönte sie. Auf ihren Ruinen ragt heut das hohe Kastell wie ein Leuchtturm von Küste zu Küste, an seinem Fuß wohnen Mönche in einem Kloster. — Die Alten erzählen noch, daß unterseeische Gebirgszüge vom Berg Eryx hinüber nach Afrika beweisen, daß früher alles Festland war.

Langes Verweilen ist uns nicht gegeben, schnell traben unsere Maultiere hinab zum alten Drepana-Trapani; mein kleiner Eseltreiber ist wunderschön, er antwortet aber nicht auf meine Fragen, sondern lächelt nur in sich hinein. Ich lächle wieder, und so verstehen wir uns. Wie wirklich schön das Kind ist!

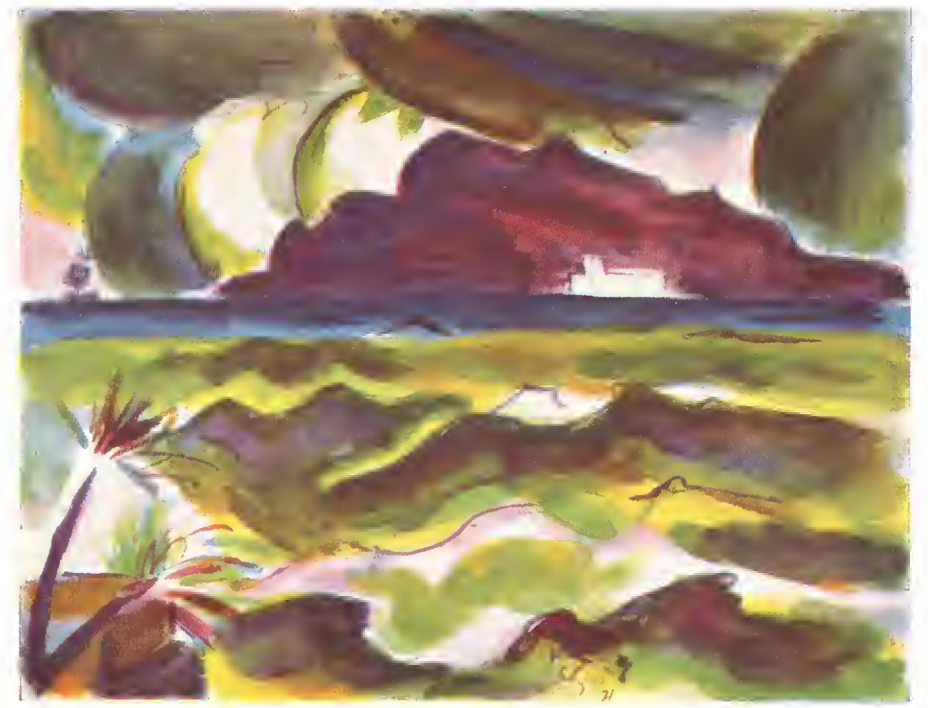
Das Schiff tutet schon zur Abfahrt, ein Boot bringt uns schleunigst zur herabgelassenen Schiffstreppe.

Phantastische Segler uralter Formen begleiten uns wie Vögel . . .

Immer leuchtender wird die Landschaft, die Farbe des Meeres wechselt zwischen tiefem Ultramarin und hellem, durchsichtigem Smaragdgrün. Herb und einsam ist dennoch die Küste Siziliens, schroff und kahl stürzt das hohe Kap Cosano in das Meer, von brauenden Wolken umkreist. Mittagshitze, Nebel steigen auf, alle Farben verflimmern in zartestem Blau.

*

Majestätisch liegt mit einem Male die Bucht von Palermo vor uns, am Nachmittag des heiligen Karfreitags fahren wir ein; unseren pochenden Herzen erscheint die Vision der großen Blütezeit von Panormos, die noch heute einen Schimmer letzter Hoheit über Stadt und Land ausgießt. Die Boote drängen sich an den hohen Schiffsrumpf — betäubendes Geschrei und Stoßen; als endlich unsere kleine deutsche Gruppe im Boot ist, fängt sofort das Übervorteilen und Handeln an. Der erste Eindruck beginnt mit den wundervollen alten, zweirädrigen Karren, die, von Maultieren gezogen, im Galopp durch die Straßen rasen; sie sind künstlerisch geschnitzt und zitrongelb, blau und rot an-



Golf von Palermo

gestrichen, an den Seitenfeldern befinden sich Malereien, die biblische Legenden und hin und wieder Kämpfe der Normannen und Hohenstaufen gegen die Sarazenen darstellen; auch die mythische Gestalt Karls des Großen erscheint. Ganz tief lebt die Epoche der nordischen Herrscher noch im Herzen der Bevölkerung. Die starken Maultiere sind mit Federbüschen und Schellen wie Schlittenpferde aufgeputzt, dazu die Wagen schwer mit jung und alt beladen; mit ihren braunen Gesichtern schauen sie aus bunten Lappen und Tüchern heraus, lachend und schreiend.

Mitten hinein springt man hier in das Leben! Bersaglieri kommen und veranlassen unsern Wagen zum Halten, wir müssen umsteigen und zu Fuß nach dem Albergo Centrale auf dem Corso Vittorio Emanuele uns durchwinden, denn gerade ist der Corso mit der großen Karfreitagsprozession angefüllt. Der gläserne Sarg mit dem Leichnam Christi wird, von kerzentragenden Kindern umgeben, durch die ganze Stadt getragen, ihm folgt die schmerzensreiche Mutter, prächtig geschmückt, in dem von der Königin Helena gestifteten Mantel, 30 bis 50 Mann, alles „Nobili" der ersten Geschlechter, tragen als höchste Ehrung die schweren Lasten von 9 Uhr früh bis abends 10 Uhr. Aller Viertelstunde setzen sie die Bahren nieder, dann rezitieren Kinder Verse, die Musik spielt; alles jubelt und schreit, obgleich es der Grabeszug des Heilandes ist. So ist der Süden: er zieht die Kirche in seine eignen Empfindungen hinein und deutet sie um. Faszistische Züge mit Fackeln schließen sich an und leisten in rhythmischer Folge den Treueschwur. Abends lausche ich im verdämmernden Dom den Lamentationen der Priester über Christi Tod.

Der Dom ist häßlich verbaut, von keinem einheitlichen architektonischen Gedanken beseelt, außen schon zerreißt die aufgesetzte Barockkuppel über der Krypta die große



San Giovanni degli Eremiti in Palermo

horizontale Linie. Im Innern sind eigentlich nur ernst und schön die Königsgräber, insonderheit der schwere, einfache Sattelsarkophag des ersten Normannenkönigs Roger. Prächtiger umschlossen ruhen daneben der Kaiser Heinrich IV. von Hohenstaufen und seine Tochter Konstanze mit ihrem Gemahl Friedrich II., insonderheit auf Friedrichs Sarg befinden sich sechs sehr schöne symbolische Reliefmedaillons. Die Schwere des Porphyrmaterials in der Tiefe der roten Farbe umgibt die Gräber mit Einsamkeit und Würde großer gelebter Leben.

Ich habe die katholischen Osterriten früher in Rom und anderen Orten erlebt, aber in der Freudigkeit des sizilianischen Volkes wurde vieles, wenn auch nicht vertieft, so doch besonders lebendig. Im Taufaltar des Seitenschiffes vom Dom ward psalmodierend das Osterwasser, der erneute geheiligte Lebensquell, geweiht, alte Kulturzeichen wurden darüber beschrieben und dreimal der schwere Osterleuchter mit der brennenden Kerze hineingetaucht. Dann empfingen die anwesenden Priester das Zeichen der Er-



Segler bei den Ägäischen Inseln

jedoch entbehrt fast alles der Verinnerlichung. Wieviel stärker und ergreifender leuchtet die Schönheit der künstlerischen Schöpfung, in der unberührt vom Wandel der Zeiten, wie in der Natur, Gott sich ewig rein offenbart. Goldener Dom zu Monreale, goldene Tore werden durch dich zur Einkehr und zum Jubel geöffnet — höchste Mystik und Vergeistigung ist in dir offenbart! Wenn das Gewoge der farbigen Priestergruppen und Chorknaben den von Gold, Brokat und Edelgestein fast erdrückten Erzbischof durch das Schiff der Kirche und die Reihen kniender Beter geleitet, leuchten wie Flammenschrift zu seiten in Gold und farbigem Glasmosaik die Geschichte der Menschheit, die Wunder des Menschensohnes auf die kleinen Sterblichen herab, und groß thront in der Apsis wie im Himmelsgewölbe der weisende

leuchtung und Berufung an den Stirnen, und das heilige Wasser wurde weitergegeben und getrunken. Ein besonderes Kind wird ausgewählt, um an diesem Tage mit dem neuen Lebenswasser als erstes getauft zu werden; Hochzeitszüge ziehen durcheinander mit den Taufzügen in der Kirche umher, das Leben zieht ein.

Und immer näher rückt so die Stunde, da der Vorhang vor dem auferstandenen Christus fallen soll. Ich werde mit einigen andern durch Vermittlung eines Priesters als deutsche Künstlerin in den Chor eingelassen. Hinter dem großen Vorhang der Kreuzigungsdarstellung liegen drei Priester, vor dem Altar der Auferstehung hingestreckt, im stummen Gebet. Nach vielen Gesängen rauscht plötzlich der Vorhang herab, und laut wie Posaunen tönt mit dem Glockengeläut zusammen das „resurrexit“. Danach erst wird wieder der Thron der Kirche aufgerichtet, auf dem der Erzbischof in allem Pomp Platz nimmt.

Durch alle Kirchen Palermos kann man zu Ostern wandern und etwas Neues erleben, riesenhafte Christus: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht in Finsternis wandeln, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

Die Menge erfüllt den Dom, strömt hin und her durch die geöffneten herrlichen Bronzeportale in den Lärm einer Prozession mit häßlichen, buntbemalten Holzfiguren — völliger Niedergang des Kunstgefühls. Jahrmarkt ist heute, neben den bunten Buden drängte sich das Volk, und stille Kühe und Ziegen werden auf der Straße gemolken, jeder vergnügt sich, wie er kann. So war es auch in alter Zeit. Aber wer begreift noch die goldenen Bilder der Menschheitsgeschichte, zu denen Griffel der Künstler einst berufen wurden?

★

Seltsam schön ist auch der Klosterhof von Monreale; in ihm wie im Dom fühlt man die Erfüllung des Traumes König Wilhelms II. von Sizilien, der auf diesem königlichen Berg in seinen Jagdgeländen eingeschlafen war, wie die Sage erzählt, als ihm die Madonna erschien, die ihm einen

alten Schatz wies und ihn ermahnte, mit diesem Funde Gott zu Ehr' und Preis eine Kirche zu bauen. Daher wurde Monreale auch als von Gott gewählte Stätte Erzbischofssitz; im Kloster siedelte der König Benediktinermönche an. Welche Kultur repräsentiert dieser Klosterhof, in seinen ornamentalen und figürlichen Darstellungen profaner und heiliger Art, da Philosophen und Denker ihre Studien trieben; und wie schön ist als Ergänzung der üppig wuchernde Garten, der hinüberwächst in die wilde Natur und auf dem Hintergrunde des Oretotales und dem Meere glüht und leuchtet. Hinter Monreale kommt man sofort in einsame, wilde Bergnatur, es ist nicht sehr geheuer dort, denn die kleinen, dunklen, halb arabischsprechenden Bergbewohner sehen im Fremden immer nur den Reichen, den man ausrauben kann. Trotzdem zeichnete ich dort, hätte aber, wenn nicht Leute des Wegs gekommen wären, beinahe ein unangenehmes Abenteuer durch einen auf mich einredenden Sizilianer gehabt. Mir ist es fast unheimlicher, mit dieser Rasse als mit den Sarden auf Sardinien in Berührung zu kommen, denn diese flößten mir in ihren edlen Erscheinungen ein gewisses Zutrauen ein. Die Sizilianer sind meist häßlich und untersetzt. Aber die Naturschönheit läßt auch das Böseste vergessen! Der verglühende Abend lockt, der Golf strahlt dort unten im Widerschein der Sonne. Stets scheinen Sonne und Mond wie ein Königspaar nur aus der Ferne auf ihn, nie gibt es in Palermos Bucht Sonnenaufgang oder -untergang, noch die des Mondes sich spiegelnd im Meere; sie verklingen im Gebirge und lassen düstere Silhouetten entstehen.



Sizilianerin

Der Weg hinab nach Palermo über das finstre Rocca geht in vielen Windungen und ist nicht sicher, raten möchte ich ihn daher keinem, der ängstlich ist. Auch ich war froh, ungefährdet schließlich im Albergo Centrale zu landen, dennoch genoß ich den wunderbaren Abstieg.

Sehr anzuraten ist, einen Festtag nach Piana dei Greci mit dem Postautomobil zu fahren, erstens liegt es unerhört schön im Gebirge, und zweitens tragen die Frauen dort noch an Feiertagen so seltsam prächtige schwere Brokatgewänder mit griechisch gelegten, langen, gestickten Kopftüchern in vielen Farben und sind so schön, daß es wie ein Wunder ist.



Campanula rossa

*

Meine stillsten und schönsten Stunden lebe ich in der Capella Palatina inmitten Glasmosaiken, studierend und zur Sternendecke schauend; sie ist so recht das Kleinod eines Königs, auf Fels aufgebaut, im Schloßbau ruhend. Noch mehr aber findet mich die Martorana in ihrem Heiligtum, dieser kleine abgeschlossene Basilikenbau mitten im Gewirbel der Hauptstraßen Palermos. Leider weiß ich nicht den Namen des feurigen, jugendlichen, doch schon ergrauten Priesters, der mit Freude und Begeisterung in herrlicher italienischer Rede- und Sprachgewandtheit wertvolle Erklärungen gibt und dem ich bald durch mein tägliches Verweilen ein freundlich begrüßter Gast werde. Immer wieder ziehen mich die in so großartigem Aufbau und tiefer Beseelung gestalteten

Mosaiken der Geburt Christi und des Todes der Maria dorthin. Das weit über alles Geschehen schauende Auge der Maria zwingt sich in dich ein. —

Seltsam und unbegreiflich bleibt es, daß ein so großer Genius wie Goethe sich so völlig vor den Offenbarungen dieser Kunst verschloß und gänzlich blind und taub gegen alles außerhalb der Antike blieb.

Diese geniale Verschmelzung byzantinischer, arabischer mit normannischer Kultur hat niemals wieder wie hier ihresgleichen gehabt, sie hat eine unerreicht hohe Epoche des Mittelalters hervorgebracht, die stärker als die Antike in unsre heutige Weltkunstentwicklung hineinklingt.

Die meisten der Kirchen wie San Giovanni degli Eremiti und San Cataldo, mit ihren roten Kuppeltürmen noch ganz orientalisch anmutend, wachsen auf alten sarazenischen Palastmauern und Moscheen empor; früher besaß ja fast jeder reiche Muselmann seine eigne Moschee. So finden sich auch noch heute verborgen in den verkommensten und schmutzigsten Winkeln Palermos alte Kirchen und Kapellen, zu denen man nur durch Küchen und über Waschzuber gelangt und deren Besichtigung die genügsamen Leute ernährt. — San Cataldo ist besonders interessant, weil in ihr noch ein Fries in arabischer Schrift und arabische Spitzbogen erhalten sind; sonst ist der Eindruck kahl, die Mosaiken und Marmorplatten sind entfernt, nur nackte Quadern schauen dich an, und doch ist das Innere dadurch so viel geschlossener und stiller als die innen durch Barock überladene San Giovanni degli Eremiti, die man nur außen genießen darf, um sich dann in die Ruhe des schönen Klosterhofes zu flüchten.


Maria mit Kind
Kopie aus den Mosaiken in der Martorana

★

Der Strom der Fremden zieht schnell weiter an die Ostküste nach Taormina, Syrakus und Selinus, wohl würde es mich locken, auch dieses zu sehen, den Ätna zu besteigen und an seinem Krater des Empedokles zu gedenken, aber das Studium und die Bestätigung des großen Mittelalters halten mich fest. Die archäischen Metopen, die ich hier im Museum sehe, die in Selinus den Tempelfries schmückten, müssen in ihrer massig architektonischen Gestaltung und ihren durchdringenden Blicken ungeheuerlich schön in der Natur gewirkt haben. Herber und zarter ist eine griechische Isispriesterin aus einem Serapisheiligtum, die mich sehr ergreift.

Das Wesentliche war mir immer: Kunst durch Natur und Natur durch Kunst zu begreifen und zu verstehen. Unendlich locken draußen Sonne und Farben, die mit Narzissen bedeckten Berge, wodurch im Frühling selbst der rötliche Monte Pellegrino mit weißgrünlichem Schimmer überzogen ist. Welch Blick dort oben von Höhe zu Höhe, zu Tal, zu Meer; drüben wandern die Schiffe weiter am Monte Catalfano vorbei, Neapel zu, unter mir ziehen sie südlicher nach Afrikas Küsten.

In der heißen Mittagsglut ladet den ermüdeten Wanderer die Grotte der heiligen Rosalie zur Rast; durch ihre mystisch phantastisch angelegten graugrünen Wasserabzugsröhren, die wie Kakteen und verzweigte Wurzeln anmuten, zwischen Kerzen und farbigen Stoffen, glaubst du in einem schönen Märchen zu sein. Ein Priester singt eine Messe, Weihrauch steigt auf, im niedrigen Gewölbe sich drängend. Eine Glocke läutet. — Ich erwache plötzlich, wohl nach einer Stunde, aus einem Traum; mir träumte, daß die heilige Rosalie sämtliche Gärten Palermos mir zum Geschenk machte, und ich von einem Baum zum andern ging, die „goldenen Äpfel der Hesperiden“, Orangen, Agrumenen, Granatäpfel und Opuntien zu pflücken. — Dies veranlaßte mich am selbigen Tag noch den botanischen Garten und den Garten der Villa Giulia in ihrer exotischen Fülle aufzusuchen, jedoch das schönste Erlebnis waren die ausgedehnten Gartengelände der Villa Casca. Weit wanderte ich erst durch Limonen- und Orangenplantagen, duftende Blüten und Früchte fielen auf mich herab. Überall scheinen aus der Natur bukolische Verse zu klingen; ich erinnere mich, daß Theokrit Sizilien und besonders die „Conca d'oro“ das Land des Ursprungs der bukolischen Poesie nennt. Eine junge Frau sitzt am Gitter der Villa,

über feine Spitzenklöppeleien gebeugt; lächelnd mit vollendeter Grazie läßt sie mich ein. Ein unendlicher Duft strömt mir entgegen, tropische Dünste umfangen mich. Knaben erspähen die Fremde, erklettern die Bäume wie Eichkatzen, springen in die Teiche und bieten mir Blüten dar: weiße Iris, Orchideen, weiße und rote große Glocken von fremden Bäumen, die sie hier nur „Campanula bianca e rossa“ nennen und viele andre unbekannte Blumen. Du herrliches Sizilien, schönster Garten der Erde:

„Oh, auf der Insel welche Pracht! wie die Orangen glühen / Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen sprühen, / Bleich schimmert die Zitrone dort gleich einem Herzbetrübten / Wenn einsam er die Nacht durchweint, entfernt von der Geliebten.“



Der Hafen von Trapani

Der liebende Dichter Abdurrahman von Trapani sang diese Verse, im Herzen des Schauenden klingen sie wider, das Echo der Täler trägt sie weiter zum Meere.

Im Rauschen des lächelnden Golfes, aber auch, wenn er stürmt und seine Türkisfarbe smaragden und lapislazuliblau wird, wenn sein weißer Gischt bis zu den Toren der „Porta felice“ am Kai spritzt, tönt das Loblied des herrlichen Paradieses. Die Sizilianer, insonderheit die Bewohner von Palermo, sind stolz auf die Pracht ihres Landes.

★

Ein lachender, duftender, vom Tau der Nacht noch dunstender Morgen führt mich im Zuge an der Küste entlang durch Kalabrien. Welche Harmonie! Überirdische Ruhe spiegelt kristallen die Natur, auf roten Abhängen schimmern die weißgrauen Oliven in Silberschleiern. Cèfalu mit Burg und Dom erscheint am Meer; man darf nicht versäumen, hier auszusteigen, die Mosaiken im Chor des Domes sind die schönsten und frühesten des größten Kunststils auf ganz Sizilien, und außen ist dieser Dom dadurch besonders interessant, daß er mit den beiden Türmen über den Eingang ein durchaus nordisches Gepräge trägt. Aus einem Gelübde des Normannenfürsten Roger erwuchs dieser Bau, da er in einem ungeheuren Sturm im Jahre 1129 mit seinen Gefährten in äußerster Lebensgefahr an dieses Ufer der kalabrischen Küste geworfen wurde. Zum Dank für seine gnädige Errettung erbaute er den Dom mit dem schönen rechteckigen Kreuzgang, ähnlich wie auf Monreale mit Doppelsäulen geziert, deren Kapitäle figürliche Fabelwesen, halb Mensch, halb Tier, darstellen und in ihrer eigenartigen Phantastik an nordisch romanische Bauten erinnern.

Rechts von der Bahn bilden und öffnen die Berge immer neue Täler und Überschneidungen, große Strombetten („Fiumara“), jetzt um diese Jahreszeit meist leer, fallen steinig ins Meer, Brücken schwingen sich hoch darüber, Felsenstädte ragen auf inmitten von Palmen und Zypressen. Besonders schön architektonisch liegt Termini im Land und am Meer das frühere Fort von Messina „Milazzo“. Wir nähern uns immer mehr Messina, der vom Unstern verfolgten und trotzdem wieder neu aufgebauten Stadt. Weiß schimmern seine Häuser heut im Mittag — unberührt. Doch das Bedeutende der Vergangenheit ist vernichtet, ein einzig schönes Bauwerk ist nur noch das in den Bergen nahebei liegende Nonnenkloster Sta. Maria della Valle. Auch diese „Badiazza“ ist eine normannische Gründung, einige der Spitzen- und Rundbogen lassen die edle Anlage des Baues erkennen; die Natur selbst, eine „Fiumara“, hat den Weg durch sie hindurchgenommen und mit Geröll und Schutt angefüllt, südliche Gewächse haben sich dazwischen ausgesät und überwuchern die Ruinen. Eine wilde Einsamkeit hat hier Platz gegriffen.



San Giovanni degli Eremiti in Palermo

Von diesem Traumland möchte niemand mehr in die andre Welt; zwar tosen und lauern von alters her bei Messina zwei Ungeheuer: Scylla und Carybdis, doch Sicilia, das leuchtende Kleinod, bleibt für immer das Brautgeschenk des Zeus an die dem Pluto vermählte Persephone, eine wahrhaft göttliche Morgengabe.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Das liebe Ich und die Zeitgenossen

Skizzen von Grete Gulbransson

I. Die Mozartwoche in Würzburg unter Hermann Zilcher

Manchmal ist es, als ob der Genius der Kunst, der gute Geist der Menschheit, ihrer oft so mangelhaften Kombinationen müde, eine Sache selbst in die Hand nähme, um einmal eine rechte Harmonie, ein Schönes und Gutes, eine Freude für die Empfänglichen zu schaffen.

Ein solcher Zug ist ihm, scheint mir, gelungen, als er Hermann Zilcher Direktor an der Würzburger Musikschule werden ließ.

Kein anderer hätte besser in diese lustige Barockstadt gepaßt, wo Grazie und Tradition trotz des Wandels der Zeiten und der Mechanisierung des Lebens geheimnisvoll und siegreich ihre Herrschaft behalten.

Die Luft, die in den erzbischöflichen Tagen dort wehte, kann man irgendwie noch immer aus dem zauberhaften Winkelwerk der fränkischen Gassen verspüren.

Es ist, als atme sie das Schloß selbst lebendig aus. In wahrhafter Majestät liegt es fast wie etwas zurückgezogen hinter dem großmächtigen, mit holperigen Steinchen gepflasterten Schloßplatz. Einsam-kahl und rührend-ernst bewacht er das königliche Gebäude, als sollt' es isoliert bleiben vom Gedräng der altersbraunen Dächer. Der Kern der Stadt ist unberührt, ferne der häßlichen, neuen Zeit. So erscheint das Ganze wie eine gar liebliche Bühne. Und diese Bühne betrat auf der Höhe seines Lebens mit von Kunst und Eifer funkelnden Augen und tänzelndem Schritt Hermann Zilcher.

Als er den Ruf nach Würzburg erhielt, ahnte man noch nicht, wie sehr die innere und äußere Atmosphäre dieser Stadt just seinem poetischen, romantisch-kühnen Wesen gemäß sein, und was für einen Garten von Kunst, Musik, Kultur und freudevoller Schönheit sein Wirken dort hervorzaubern würde. Aber lange konnte es nicht dauern, eh' ihm sein Liebling Mozart winkend aus jenen geschnittenen Laubengängen und Marmorterrassen des Schloßparks dort entgegentrat. Dort, wo die Steine selbst Musik haben, wo Eisentore schier so leicht als Spinnweb vor hundertfarbigen Blumenbeeten schweben und aus dem Grün ein Chor von Nachtigallen und andern Singvögeln schon seit je mit dem Musizieren begonnen hatte. Dort mußte ihm ja Mozart lebendig werden, mit allem Anrecht seiner unsterblichen, aus dem Boden just jener Zeit entsprungenen Musik.

Denn was hier nicht der Boden bereitet, um Mozarts eigene Ideen zu verwirklichen, der nicht für den Konzertsaal geschrieben hat, sondern für lebendige Gelegenheiten: ein kunstfroher Fürst bestellt für eine gewisse Anzahl von Musikanten eine Serenade —, daß sie in seinem prächtigen Park gespielt werde.

Hier ist der Park: nun, Zeit, versinke!

Irgendein Palast bietet in einem Raum vier kleine, verschwiegene Musizierlauben dar! Hier sind sie! Und Mozart erfüllt sie wie einstmals, nun aufs neue, mit seiner süßen Musik. Wie selten ist's einem Künstler vergönnt, daß Ort und Gelegenheit seinen Träumen so entgegenkommen, wie es dem berauschten Zilcher in Würzburg geschah. Die große Serenade, für welchen festlichen Prunksaal war sie geschrieben? Schöner und prächtiger als der große Kaisersaal der Würzburger Residenz kann er nicht gewesen sein, wo sie nun zu ihrer wahrsten Bestimmung wieder erwacht und uns die ungeheure Grazie, die Freude am Zeremoniellen, das höfische Verneigen —, aber auch die verschwiegenen Zärtlichkeiten in lauschigen Nebengemächern jetzt und heut leibhaftig heraufbeschwört.

Dieser Kaisersaal und die ganze Residenz wurde mit Freuden dem Zilcher zur Verfügung gestellt, als ihm die Idee zu seiner Mozartwoche kam. Da werden nun jedes Jahr im Juni bekannte und unbekanntere Werke des Meisters durch die Schüler und Lehrer des Konservatoriums aufgeführt.

Die alle wie beschwingt sind von Zilchers lebendigem Enthusiasmus, erwärmt von seiner süddeutschen, unmittelbaren Herzlichkeit, erfrischt von seinem Witz und Humor und gehalten von seiner Zielsicherheit und seinem heiligen, unwandelbaren Ernst.

So erlebt das junge Orchester des Würzburger Konservatoriums eine Renaissance,

wie sie nur aus dem Geiste Mozarts möglich ist. Und der Idealismus, der in den Würzburger Musikschülern durch den innigen, ortsgebundenen Umgang mit Mozart entzündet wird, ist ein Gewinn fürs Leben.

Es kommt mir vor, als bedeutete solche Pflege Mozartischer Musik ein Heilmittel gegen die Verflachung und Verrohung, die, wie in allen Sitten, so auch in den musikalischen um sich zu greifen beginnt.

Deshalb bin ich einig mit Zilcher und folge gerne seiner Einladung zur Mozartwoche.

Durch das Gewühl des Bahnhofes kommt er selber dahergesprungen, um mich zu begrüßen.

Alles an ihm sprüht Funken: der feierliche Zylinderhut, die Brille, die braunen, blitzenden Augen, das lustige Lachen, mit dem er seine langen, weißen Zähne auf der einen Seite des Mundes schief entblößt!

Die Luft um ihn moussiert von Festfreude, und die ganze Stadt, in die er mich nun im Triumph zwischen den schlanken Säulen des Bahnhofs hineinführt, liegt wie ein großer, heiterer Festsaal da.

Ich sollte mir aber nur nicht einbilden, daß es heut abend gleich mit der Festlichkeit losginge, meinte der Zilcher. Heut abend müsse noch tüchtig geschafft werden. Es handelt sich darum, sämtliche Orchesterstimmen für eine große Serenade Mozarts, die fast vergessen ist, durchzuarbeiten.

Der riesige Tisch unter der grünlich verschleierten Hängelampe ist ausgezogen und von Notenheften bedeckt.

Da sitzt der Zilcher in seinem scheckigen Hausrock mit seiner dicken Zigarre über Mozarts Partitur gebeugt, einen kolossalen, roten Bleistift in der Hand. Seine schöne Frau und ich halten uns sehr bescheiden in gemessener Entfernung, da wir unsere furchtbaren Erfahrungen mit diesem Berserker haben.

Jedoch wendet er heute abend mir zu Ehren die Blätter etwas moderato um, und während er seine Anmerkungen mit den einzelnen Stimmen vergleicht, unterhält er sich träumerisch und zerstreut mit uns und erzählt losmäulige Witze. Das darf er heute tun, denn in den Zeiten, wo er Mozart so ausschließlich aufführt, beschäftigt er sich auch ausschließlich mit ihm.

Und einige von Mozarts Texten, Wortspielen und Witzen sind von einer so phänomenalen Ungezogenheit, daß man seinen Ohren nicht traut. Es macht dem Zilcher Spaß, die lyrische Mozartschwärmerin mit solchen Schreckschüssen zu ernüchtern!

Just, weil es wohl nicht so leicht einen zweiten gibt, der den Mozart mehr liebt und ihm inniger hingegeben ist, als der Zilcher. Und wenn er uns dann weiter von ihm erzählt und uns aus seinen Briefen und Aufzeichnungen vorliest, ist er tief ergriffen, und schließlich sitzen wir alle drei da und weinen über Mozarts elenden, traurigen Tod und sein armseliges Begräbnis.

Dann springt aber der Zilcher auf und hin zum Flügel, um sich nun willig ganz und gar von Mozart verhexen zu lassen.

Denn er will und muß verhext sein während seiner Mozartwoche. Und es tut ihm gut, einen gleichgesinnten und aufmerksamen Lauscher zu haben, wenn er die Sachen so für sich durchprobiert, die er dann in den Konzerten aufführen will. Leicht und spielerisch, irgendwie insgeheim, schlägt er auf den Tasten die Themen an; aber nur zu bald wird er hingerissen zum profundesten Ernst, erhebt er entrückt selbst die Stimme, die allerdings eher dem Krächzen eines alten Raben gleicht.

Aber gerade das hat etwas seltsam Ergreifendes. So eine kleine Stunde in dem biederen Musikzimmer nimmt manchmal unerwartete Dimensionen an.

Da kann es über den Zilcher kommen, daß er abgewandt und wie tief aus dem Traum von Mozart redet, als würd's ihm zugeweht aus einer anderen Welt.

Und er selbst ist vielleicht nicht minder erstaunt als wir über das, was im Rausch der hohen Stunde ihm da von den Lippen fließt, was aus dem klingenden Himmel der Musik sich zum irdisch faßbaren Bild und Ausdruck formt.

Damit wir uns aber nicht ganz in Ekstase auflösen, bringt Belinde nun — es ist längst über Mitternacht — ein paar recht reale Likörflaschen und einen Teller voll strotzender „Wurstbröter" herbei.

Und es fällt uns ein, daß ich ja noch kein Ding ausgepackt habe. Und ich habe doch einen Koffer voll schillernder Mozartröcke mit! Um Gottes willen, wo sollen wir die nur alle unterbringen? Der Zilcher weiß Rat. Es wird ein Strick vom Ofen bis zum Schrank (den man meinethalben nicht ausräumen mag) gespannt, und da werden die herrlichen Kleider alle aufgehängt.

Ich behaupte ja, es ist nur wegen dieser Kleider, daß mir der Zilcher die Ehre einer Einladung zum Mozartfest zuteil werden läßt. Sie passen halt gar zu gut in die Würzburger Residenz.

*

Am nächsten Tag begleite ich den Zilcher zur Orchesterprobe ins Konservatorium. Dieses Konservatorium! Es ist nichts

anderes, als ein Teil des alten Doms. Ein efeuumsponnener, kleiner Hof nimmt uns auf, in dem sich das Sonnenlicht wie Honig fängt. Das steinerne Wendeltreppchen führt im Freien zur Eingangstür hinauf. Und drinnen: ein Schneckenhaus von Gängen, Bögen und runden Geländern; eine Mischung von Klausur und freiem Musenhauch, dies zusammengewürfelte Durcheinander der Treppen, Säle, Kabinette, in deren jedem nichts als ein Instrument steht.

Stille Geburtsstätten der Musik und die Lust von Not und Lust unzähliger an diese „holde Kunst" hingegebener Stunden wie durchtränkt. Aus dem ehemaligen Kapitelsaal der Bischöfe hat man den großen Konzertsaal gemacht. Seine Wände sind von den Wappen der Domherren über und über bedeckt.



Hermann Zilcher. Zeichnung von Olaf Gulbransson

Dorthin eilt der Zilcher nun, mit seiner charakteristischen, raschtänzelnden Gangart, den Hut im Nacken, die unvermeidliche Zigarre bis zum letztmöglichen Augenblick zwischen den Lippen.

Ich muß mich zusammennehmen, mit ihm Schritt zu halten, ein solches Tempo schlägt er an. Es ist das Tempo seines Lebens. Rasch und ungeduldig, unaufhaltsam vorwärts strebend, von der unbesiegbaren Munterkeit, die ihre Wurzeln im Boden der Kunst und der Natur hat. Der gesunde, herzliche Spott, der die Würze und Bewegung ins Heilighingegebene bringt.

Wenn man das Fest von Zilchers Tätigkeit bis zum heutigen Tage überblickt, so ist es wahrhaftig ein großes Stück. Aber von dem Tatsächlichen aller seiner Leistungen wissen andere mehr als ich, so will ich davon still sein.

Es kommt mir nur vor, als sei er ein ungewöhnlich produktiver und lebendiger Mensch. Der sich sein Leben ganz frei und konventionslos aufgebaut hat, sich selbst treu geblieben ist und alles der Kunst geopfert hat und opfert.

Viel von seinem Wesen ist mir klar geworden, als ich seine köstliche Mutter kennen lernte, die auch zur Mozartwoche nach Würzburg gekommen war.

Ich kann sie nur mit der Frau Rat Goethe vergleichen, mit der sie bei Gott mehr als bloß die Vaterstadt gemein hat. Es ist wahrhaft erfrischend, was für ein Element des Witzes und der Lustbarkeit sie mitbringt.

Wenn sie das Zimmer betritt, drängt sich alsbald jedermann entzückt in ihre Nähe.

Auch sie hat die Passion, unerhörte Geschichten zu erzählen, und die Konversation wird im reinsten Frankfurtisch geführt.

Jetzt hör' ich Zilchers helle, ungeduldige Stimme kurz und höflich schreien: „Also! Darf ich bitten! Noch einmal! Oder noch hundertmal, wenn Sie wollen! Vier Takte nach Buchstabe F!"

Er ist schon mitten im Zwang und Drang seiner Orchesterprobe, und die eiserne Energie glüht in seinem hingegebenen Arbeitsbuckel.

Es ist da eine kleine Passage der Piccolo-Flöte in dieser Serenade, die verloren gegangen war. Aber Zilchers rastloser Eifer und Spürsinn gab keine Ruh, bis er sie in irgendeinem alten Archiv, in Offenbach oder

weiß Gott wo, wahrhaftig wieder aufgestöbert hat.

Mit ein paar rauschenden, fragenden Schlägen im Orchester wird dem herzigen, kleinen Flötensolo freie Bahn gegeben.

Es ist, als erhöbe ein Vöglein die Stimme!

O Mozart! Was du auch geschrieben hast, immer scheint es mir in Verzückung der Schönheit geschehen.

Und wie lebendig wirst du mir nun, du Götterjüngling, der du lächelnd, weinend und staunend durch die Zeiten gehst, und ab und zu eine glückerfüllte Heimat findest, wie hier, in der Würzburger Residenz.

Die Festkonzerte beginnen zur Zeit des Sonnenuntergangs.

Da glüht das Schloß wie aus purem Gold in allen seinen großen, ruhigen Maßen, völlig der sinkenden Sonne preisgegeben. Wie eine schillernde Muschel liegt gerundet der weite Platz davor.

Aus den dämmrigen Gassen der Stadt strömen die Menschen herbei.

Ein Hauch von Jasmin erfüllt die Festsäle, aufgelöst in einer phantastischen Lichtflut.

Am Podium vorn die Kandelaber aus Bronze sind Flammen und blendende Fackeln; die geschmückten Frauen im Publikum haben Gloriolen ums Haupt, wenn das schräg hereinfließende Abendlicht in ihren Locken spielt. Sie sind fast alle in großer Toilette, und so leuchtet auch manch ein lebendiger, weißer Nacken oder Arm aus dem bunten Geflimmer des Saales auf.

Schon dreiviertel an den Wänden unten beginnen die köstlichen Deckengemälde Tiepolos; es ist ein gar anmutiges Spiel zwischen Plastik und Malerei, das sich da auslebt, und es ist, als knüpften sich die Ornamente der Mozartmusik heimattrunken daran. Durch die Bogenfenster der Parkseite schaut grünes, traumkühles Zwielicht herein.

Rosenwölkchen fliegen am Himmel draußen, ja selbst (ihr glaubt es nicht) der silberne Mond zieht kaum sichtbar wie ein Flöckchen still hinter den Scheiben vorbei.

Die Schwalben schießen Pfeilen gleich bis dicht heran, und zwischen Adagio und Presto hört man ihr seliges Luftgeschrei.

Schwarze Engel mit großen, bronzenen Flügeln stehen bei den Notenpulten und halten den Musizierenden die Leuchter hin. Sie brennen aber noch nicht.

Nur ganz oben unter der hohen Decke fängt sachte die Dämmerung zu weben an.

Über dem Podium in den majestätischen Stukkaturrahmen sind kleine Spiegelstückchen eingelassen, die blitzen und flirren.

Wie paßt zu alledem das trillernde Flötenquintett, mit dem das Konzert eröffnet wird. Und der Oboist hat ein Gesicht wie ein Rokokoengelchen, das von einem der Gesimse heruntergesprungen ist. Einen runden Kranz von Locken, rote Bäckchen und kugelrunde Kinderaugen, die er in den Pausen mit hingegebnem Ausdruck nach oben richtet.

Auch er wird von den niederen Sonnenstrahlen in neckischer Deutlichkeit herausgehoben, als er sein bezauberndes Adagio spielt.

Und dann schwebt aus Duft und Abendglanz hervor leicht wie auf Fittichen die G-moll-Symphonie. Zwingend und traumhaft gleitend mischt sich die göttlich-warme Inspiration mit dem unbestechlichsten Kunstverstand. Darin ist dem Komponisten der Maler Tiepolo ähnlich, und der Architekt des Schlosses, Balthasar Neumann, deren jeder in seiner Art dem Himmel der Vollkommenheit zustrebt.

So ist die Harmonie eine ungetrübte.

Ein Flüssigwerden der Räume, ein Entrücktsein sondergleichen. In dieser Stimmung ist man wohl fähig, den überirdischen Trost zu empfinden, der aus den seltsamen Klängen der Trauermusik zu uns spricht. Diese Unangst vor dem Tod. Diese Schlichtheit da, wo das Tiefste berührt wird.

Es gibt kaum einen Musiker, dem es gegeben war, mit solcher Liebe und Kunst die Geschenke seines Gottes zu empfangen und wieder darzubieten. Bei ihm ist das Wunder vollbracht, daß Werke entstehen konnten, die gleichzeitig heiter selbstverständlich und tief aufwühlend sind, die den herbsten Trotz hart neben das Zärtlichste stellen, die unvermutet die reizenden Schnörkel des Rokoko zum zeitlosen Schmerz aller Zeiten auflösen.

Mozarts Seele denkt nur an Singen und Klingen. Jeder Raum wird ihm Musik und jedes Instrument weitet sich zum Raum für ihn. In seinem Musikerleben, das so leidvoll kurz, drängen sich in fast schroffen, übergangslosen Kontrasten seine wilde Laune, sein Scherz und Humor mit Zorn und Trotz und Trauer zusammen, Ausgelassenheit und Witz mit heißer Sehnsucht und schließlich mit abgeklärtestem Ernst.

Ein wahres Spiel ist seine Musik, aber so wie die alten Griechen gespielt, so wie Shakespeare und Goethe gespielt. Wer weiß, wo der Scherz aufhört und der Ernst beginnt? Kommt nun zu all diesen Form- und Schöpfergaben der Gottessegen seiner Klangvorstellung, so ist es im vorhinein bestimmt, daß solche Werke durch die Jahrhunderte gehen und klingen müssen. —

*

Immer tiefer wird die Verzauberung.

Leise sinkt die Nacht herab, und in der Pause kommen uralte, ehrwürdige Diener — Überbleibsel einer versunkenen Zeit — mit umständlichen Leitern in den Saal, und stecken die unzähligen Kerzen an den Kronleuchtern in Brand.

An das Konzert im Kaisersaal schließt sich die Nachtmusik im Park. Sie uns darzubieten, so wie Mozart es gemeint hat, dafür scheut Zilcher keine Mühe.

Und das wahre Leben in den Kunstwerken schlüpft wie ein Schmetterling aus der Puppe und breitet die göttlichen Flügel weit aus, die ihm durch den neuen Geist und die schauderöse Architektur manch eines modernen Konzertsaales mitunter übel gelähmt werden.

Welche Poesie und Liebe gehört dazu, nach den Anstrengungen der großen Orchesterkonzerte sich noch einmal aufzumachen und diesen grünen Kindern des Laubs, der Erde und der Sterne, uns und ihnen zum Segen, ihr Recht zu verschaffen.

Auf einer erhöhten Stelle über den geschnittenen Taxuswänden bewegen sich durchs Laub die bunten Lampen und beginnt mit vielen, leisen Violinen geheimnisvoll die Casation, ein „Gassenständchen", das Mozart mit 14 Jahren geschrieben hat.

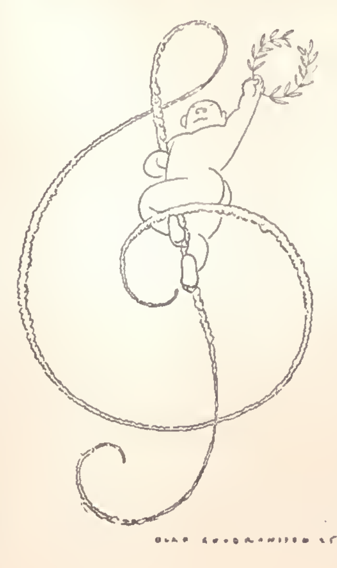
Und schon daraus strahlt uns bei aller Jugendlichkeit und aller Laune das starre Licht entgegen, das sich in Tränen bricht.

Ringsum in der blauen Nacht raunt's und flüstert's, es huscht und tappt, obwohl man wenig sieht, es schlagen Hunderte von Herzen sehnsuchtsvoll und erstaunt beglückt im Takt der süßen, jungen Musik, die aus dem Gebüsch hervordringt.

Ja, es ist die Musik, die auf Bäumen wächst. Es ist wie wonniges Rufen und Wiederrufen.

Mozart ist wie jeder reine Künstler aus dem Schoß der heiligen Natur gekommen —, nun schreibt er auch seine Melodien an Steine, Bäume, Blüten — aus Quellenrieseln heraus mit Vogelzwitscherbegleitung, zu Mondschein und leisem Seufzen des Windes.

Seine Musik ist dadurch so ganz weit weg von dem Schlimmen des Menschen.



Jetzt erscheint auf dem Balkon des Schlosses, von unruhigen Fackeln phantastisch beleuchtet, die schöne Sängerin im spanischen Radmantel, die brennende Rose angesteckt, die schwarzen Spitzen ums schmale Gesicht. Und an einem kleinen Spinett, das auch auf den Balkon herausgebracht ist, begleitet sie der Zilcher zu jauchzenden Liebesliedern.

Die Stimme klingt lockend durch die stille Nacht, die dünnen Spinettöne verweben und verwehen, kaum daß sie angeschlagen sind. Die ganze Gartenfassade des Schlosses liegt bald aufglühend, bald wie verlöschend im Fackelschein da.

Kaum ist das Lied beendet, stürzt der Zilcher, der, nachdem er die Casation fertig dirigiert hatte, wie der Wind auf den Balkon zu seinem Spinett geflogen war, wieder in den Park zurück, wo die bunten Lampen jetzt weit an einer anderen Stelle aufleuchten und ein vielstimmiger Kanon, von Frauen gesungen, ertönt.

Ein unruhig murmelndes Gezwitscher, wie aus der braunen Erde aufquellend.

Ist auch das verklungen, so kommt der Zilcher, in Schweiß gebadet, wieder zurückgerannt, um auf dem Balkon nun eine Bläserserenade zu dirigieren. Das Quartett ist eng zwischen den schmalen Balustraden zusammengedrängt.

Kaum ist dies beendet, rennt der Zilcher wieder wie ein Has' davon, um das letzte, den Chor aus Idomeneo und das Ave verum, im Park zu dirigieren.

Die unvergleichlichen Chöre mit Geigen- und Hörnerbegleitung steigen auf zu einem gewaltigen Schlußakkord. — Warum ist die Musik im Ave verum so groß, warum greift sie trostreich an das letzte Bangen unserer Seele?

Weil in ihr das Göttliche in Mozarts Mission ihm selbst schon zum Trost geworden ist, über alles Erdenleid hinweg!

Das Ave verum gehört zum Ewigen. Und unsre Sehnsucht nach dem ist's, die uns verzehrt.

Während so das Ave verum schließt, löscht langsam ein Licht nach dem andern aus, bis der Park wieder in schweigender Dunkelheit daliegt und alles verklungen ist.

Europäischer Geist

Von Bruno E. Werner

Das Buch „Aus dem alten Europa“ von Helene Nostitz (Leipzig, 1925) enthält Aufzeichnungen aus dem Leben einer Frau, die kraft des glücklichen Zusammentreffens von eigener Bedeutung und gesellschaftlicher Stellung (sie ist eine geborene Hindenburg-Beneckendorff, Enkelin des Fürsten Münster und Gattin des ehemaligen sächsischen Gesandten in Wien) das Getriebe der Welt und eine große Reihe der bedeutendsten Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit kennengelernt hat.

Was dieses Buch aus der Reihe der Memoirenschreiber heraushebt, das sind die starken und geschärften Sinne der Verfasserin, ihre Fähigkeit, hinter der Epidermis dieser Welt ihre Tiefe aufzuspüren. Sie sieht keine Vereinzelungen, nur selten bleiben Schilderungen im Anekdotenhaften stecken, fast immer sieht sie die Zusammenhänge und führt vom Einzelnen zum Allgemeinen hin.

Paris. Die deutsche Botschaft. Der alte Fürst Münster, ihr Großvater, dessen Verdienste um die deutsch-französische Verständigung historisch sind, ist dort deutscher Gesandter. Sterbendes Rokoko. Diener mit gepuderten Köpfen in roten Eskarpins. Der große alte Herr, einer der letzten Grandseigneurs mit Geist, Distanz und Form. Diners, bei denen die Dame des Hauses den Salat bereiten und gleichzeitig fließend konversieren muß. Später im Salon, der Terrier Ripp, der einen Ball fängt, den man ihm stets von neuem zuwirft. Zwischen den grünen Empiremöbeln zwei zitternde Windhunde, Nachkommen der friderizianischen. Die Comtesse Greppille mit rosa Flügeln an den Schultern, Blumen im Arm, scheinbar unbeabsichtigt, in Wahrheit aufs feinste berechnet. Form und Stil über alles.

Erfrischend ist der unbürgerliche Mangel jeder Sentimentalität. Lady Harriet Sinclair, die zweite Frau Münsters, passionierte Jägerin und Reiterin, kehrt vom Ausritt in das Arbeitszimmer ihres Gatten zurück, sinkt in den Sessel und sagt gefaßt: „Good bye, George, I am dying.“ Sie stirbt, wie sie gelebt. Eine Welt, die das Wagnis liebt, von „königlicher Indifferenz und Selbstbehauptung“, gedämpft und formvoll. Die Gefühle werden unterdrückt, nur manchmal dringen die Töne des menschlichen Herzens durch, „schon saßen wir wieder auf unsern hohen Stühlen und hören ganz von fern Carmens Liebeslied zu uns herüberdringen“. Zuweilen gedämpfte Heiterkeit, so wenn die korpulente Königin Isabella von Spanien sich vor die geöffnete Tür des Lifts stellt und trocken, ohne Übergang zu dem hinter ihr kommenden Fürst Münster sagt: „Maintenant pousse!“ Das Auswärtige Amt macht auch Münster, der ein feines Gefühl für die Beziehungen zwischen den Nationen besitzt, seine Schwierigkeiten. Münster bezeichnet es stets nur als „das Zentralrindvieh“.

Das starke Stilgefühl der Franzosen kann sich dem Reiz dieser Erscheinung nicht verschließen. Als Münster den Pariser Posten verlassen muß, ist die Trauer allgemein. Kurz zuvor ist die englische Königin gestorben. Das offizielle Paris, das ihm das Geleit gibt, erscheint in Schwarz. Einer sagt: „Ce n'est pas un départ, ce sont des funérailles.“ Münster zieht sich auf das Schloß Derneburg zurück. Er, der es gewöhnt war, mit dem Herzschlag der Welt zu leben, stirbt, als er dessen Klang nicht mehr vernimmt.

Münster führt den Kampf gegen die neue Welt durch Aufstellung einer eigenen Lebensform, die ihn zum Repräsentanten eines Zeitalters machte. Auf gleichen Posten steht sein völliges Gegenstück Conrad von Beneckendorff und von Hindenburg, der Vetter des Reichspräsidenten, der Vater von Helene von Nostitz. Ist jener Diplomat, so ist dieser Soldat, ist jener geschmeidig und biegsam, so ist dieser einfach und gerade, ist jener Skeptiker und Angehöriger einer internationalen Aristokratie, so ist dieser gläubiger Protestant und preußischer Edelmann, ist das Hauptmerkmal Münsters „seine königliche Indifferenz“, so ist die markanteste Eigenschaft Hindenburgs seine Treue zu seinem König. War dort die Atmosphäre (das Wort Kulisse wäre zu zweidimensional) Paris, so ist es hier das alte Berlin. Der Orgelmann auf der Charlottenburger Chaussee, ein alter Herr mit Backenbart, der allmorgendlich mit der Uhr in der Hand auf der Tiergartenbank sitzt und noch immer auf die Frau wartet, die ihn vor Jahren verlassen hat. Das Kroll-Theater, der Kronprinz Friedrich und schließlich die Salons der Gräfin Harrach mit den Schöngeistern Seckendorf und Knesebeck und der Cornelie Richter in der Bellevuestraße, wo in den Biedermeierräumen mit den Rauchschen Büsten sich Mommsen, Menzel, Dilthey und Wildenbruch trafen.

An dem vorzüglichen Kapitel „Fahrten in Rußland . . .“ wird offenbar, wie der Stil der Verfasserin mit seinem tiefenhaften, sensiblen Gesichtsfeld von Rilke beeinflußt ist, — jedoch nicht ohne seinen eigenen Charakter bewahrt zu haben. Das ist Rußland mit sparsamen Strichen wie ein chinesisches Pinselgemälde. Mit der Troika durch die weiten Prospekte Petersburgs fährt wie ein Orkan die Prinzessin A. zu einem Konzert von Nikisch. Rechts und links beiseite geworfene Karren und Menschen. Manche drohen, manche bekreuzigen sich. Nikisch dirigiert Tschaikowski, wild und entfesselt, „ein

andrer, als in der wohlgeordneten Atmosphäre der Berliner Philharmonie". Und wieder zurück durch die Nacht an der Newa entlang; im Salon am Samowar, Disputationen über Menschheitsprobleme und Weltgefühle. Oder auf der Wolga an rosa und grünen Häusern und goldenen Kuppeln vorüber, Schiffe mit Rosen aus Astrachan, an den Ufern Bauern mit langen Bärten, umweht von der Musik der Steppe. Und die Verfasserin prägt das dichterische Wort: „Denn die besorgte Geste des Kontinents ist dem Russen fremd."

Ein Abschnitt über englische Form. Vom Landhaus des Lords Derby, wo Frau von Nostitz als neunjähriges Kind bis zum Fisch am Diner teilzunehmen hatte. Nach dem Fisch erhoben sich dann zugleich mit ihr der alte Lord Derby und sein Sohn, feierlich die Tür öffnend, beiderseitige ernste Verbeugung, und das kleine Mädchen entfernte sich. Oder in der Villa des englischen Botschafters in Monte Carlo, wo künstlicher Tannenduft durch Röhren ins Haus geleitet wurde, um ganz das englische Landhaus zu ersetzen.

Kapitel über römische Priester, Griechenland, die Duse, Nijinsky, Caruso, Reinhardt, Nikisch, — schließlich die Kriegs- und Revolutionsjahre, wo die Verfasserin mit ihrem Gatten, dem sächsischen Gesandten, in Wien weilt. Abende in Klosterneuburg, der Kahlenberg in Herbstfärbung, Schönbrunn, Papageien in goldenen Käfigen, im Prater, „wo sich unaufhörlich die Karusselle drehn". Im Haus Hugo von Hofmannsthals, in sanft rosa Barockräumen, bei matten Lampen und Kerzen spürt man den Atem der österreichischen Seele. In gespenstischer Verfallsstimmung — ohne den Optimismus des kompakteren Reichsdeutschlands, — unter der Vorahnung des Zusammenbruchs, am hellen Tag in großer Toilette mit allen Orden geschmückt halten die Erzherzöge und Erzherzoginnen ihre Audienzen. Der alte Kaiser Franz, fast legendär geworden, empfängt manchmal noch im Schönbrunner Schloß allein aufrecht stehend am Ende einer langen Saalreihe die Würdenträger. Draußen glaubt man das Trommelfeuer der Schlachten zu hören. Einmal beugt er sich zum sächsischen Gesandten und sagt: „Eleganter ist der Krieg auch nicht grad geworden." Die alte Fürstin Pauline Metternich mit geschminkten Lippen wie eine Gottheit in ihrem französischen Salon zwischen Miniaturen und Dosen als letzte der grandes dames. Das große Sterben geht durch die Welt, und man flüstert: „Der alte Kaiser stirbt." In der Todesstunde spielt im Konzerthaus ahnungsvoll Eugène d'Albert den Totentanz von Liszt mit ungewöhnlicher dämonischer Gewalt. Der alte Kaiser, zunächst im goldnen Sarg im Schlafzimmer aufgebahrt, wird später mit ungeheurem Pomp in die Wiener Hofkapelle überführt. Bei Fackelbeleuchtung, die österreichischen und ungarischen Leibwachen, mit weißen wallenden Mänteln, Pelzmützen, Diamantagraffen und weißen Federn, wird — ohne daß es jemand wußte — die österreichische Macht zu Grabe getragen. — Es folgt die bereits umdüsterte Zeit des ahnungsvollen unglücklichen Kaisers Karl. Pauline Metternich spricht sein Todesurteil: „Er weiß nicht, was sich gehört. Er hat mich noch nicht besucht. Man sagt, er geht mit seiner Familie zu Fuß über den Naschmarkt!" Während ihm Kaiser Wilhelm einmal schallend gut gelaunt durch den Saal zuruft: „Nun, Karl, in vier Monaten ist der Krieg siegreich beendet," steht er ernst, schmal und blaß da, ein stummer Prophet.

Revolution in Wien und dann in Weimar mit seiner damals geistig gespannten internationalen Atmosphäre. Die Nationalversammlung, das brodelnde Land. In der Schmerzlichkeit des Verfalls spürt man das junge Zukünftige.

Im Mittelpunkt des Buches die große überstrahlende Gestalt Rodins, an den Frau von Nostitz eine enge Freundschaft band. Rodin, „den der Donnergang der Gestirne umkreiste", der sich mitten im Weltall stehend fühlte und der von sich selbst sagte: „J'entends le roulement des astres", eine Natur von fast michelangeloscher Fülle und Kraft, von den großen, ewigen Dingen oft bis zu Tränen gerührt, zeigt den visionären Sinn für das Wesentliche.

Das Buch der Helene von Nostitz zeichnet sich aus durch einen tiefen Respekt vor allen Erscheinungen des Lebens, mögen sie der Vergangenheit, mögen sie der rauhen Gegenwart entstammen. Aus diesen Blättern weht ein europäischer Geist. Die Verfasserin fühlt das zitierte Wort: „Wir wissen gar nicht genug, in welchem Frühling wir leben!" Wie wenig der herrschende übernationale Gedanke seine eigene deutsche Farbe einzubüßen braucht, zeigt das Kapitel über die kleine Stadt, einer der schönsten Teile des Buches. Das Städtchen liegt im Erzgebirge, sein Name sei auch hier verschwiegen. Der Apotheker, der Angler, das Wandertheater, die Gesellschaften, der „arme Räuber Hölz" und die Landschaft werden zu einem Organismus. Die Schlußworte mögen hier stehen:

„So müssen die Bürger der kleinen Städte trotz ihres eingewurzelten Glaubens an die Dauer und den Bestand ihrer Gewohnheiten, die kaum die Gegenwart des Todes erschüttert, manches Überraschende erleben, das ihre Ruhe stört. Doch treu ihrem Bekenntnis versinken sie bald wieder in ihre abgeschlossene Welt, über der keine Sterne stehen. Sie überlassen die großen Wälder, die sie umgeben, ihrem gewaltigen Schicksal und ziehen fest den Vorhang vor ihre Fenster, um das Geheimnis der Nacht nicht zu erfahren."

Drei Gedichte aus der Kriegszeit

Von Rudolf Kötter

* * *

Verwundet (1914)

Marienschein um deutsches Frauenhaar —
So muß es jedem sein,
Der lang im Kriege war.

Und dessen Herz wie Glockenstahl so hart
Und auch so klingendtief
Und voller Dankes ward.

Und Wunders voll, daß Frauenhände lind
Um unsere Wunden und
Auf Gottes Erde sind . . .

*

Das Gärtlein (1916)

Fern im Lande meiner Heimat
Weiß ich wo ein blankes Mädchen gehn —
Wo die alte Stadt
Burg und Graben hat,
Bleibt es sinnend in der Sonne stehn.

Ist ein Turm da, dran ein Gärtlein,
Drin dereinst ein Blütlein Jugend hing —
Jugend war's von ihr,
Jugend war's von mir. —
Ob es wohl im Wind, im Wind verging?

Fern im Lande meiner Heimat
Ist mein Schritt schon lang im Sand verweht —
Woher weiß ich denn,
Ob ein blankes Kind
An dem Gärtlein sinnend, sinnend steht . . .

*

Das Lied der vierten Kompagnie

Ei, das war das Lied, das meine Vierte sang,
An der Somme, der Lys und an der Schelde Strand:
„Ei, so wollt' ich, daß ich all mein Leben lang
Wärs geblieben in dem schönen Bayernland!"
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

In Capellen war es nach der Arrasschlacht:
Ei, wie sind die späten Schläfer aufgewacht!
Und manch flandrisch Mädchen an den Vorhang flog,
Wenn die Vierte durch die Morgensonne zog!
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Nach vier Wochen, ach, wie war mein Häuflein klein,
Und von Ypern südwärts ging's im Abendschein,
Trauer saß im Herzen, Blut an Helm und Hand —
Doch die Vierte sang ihr Lied vom Bayernland!
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Und aus Tourcoing zogen wir März Achtzehn dann,
Zogen wir zum Angriff und fast hundert Mann!
Sturmbereit und eisern klang der gleiche Schritt
Und das Bayernlied, es flog im Gliede mit:
Ei, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

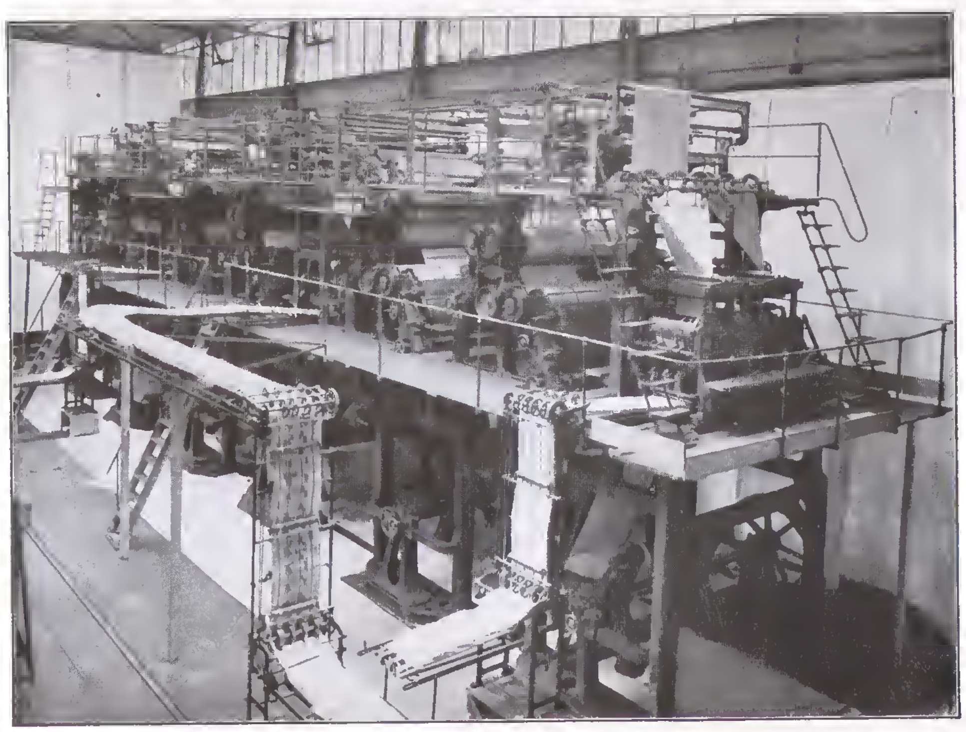
Bei Bapaume, im ersten Osterdämmerschein
Grub die Vierte ihre toten Sänger ein.
Mit den Resten rückwärts ritt ich krank und fahl —
Und sie sangen mir das Lied zum letztenmal!
Ei —, wie sang die vierte Kompagnie —
Und solang ich lebe, hör' ich sie!

Großleistungen der deutschen Industrie und Technik / Von Ernst Trebesius

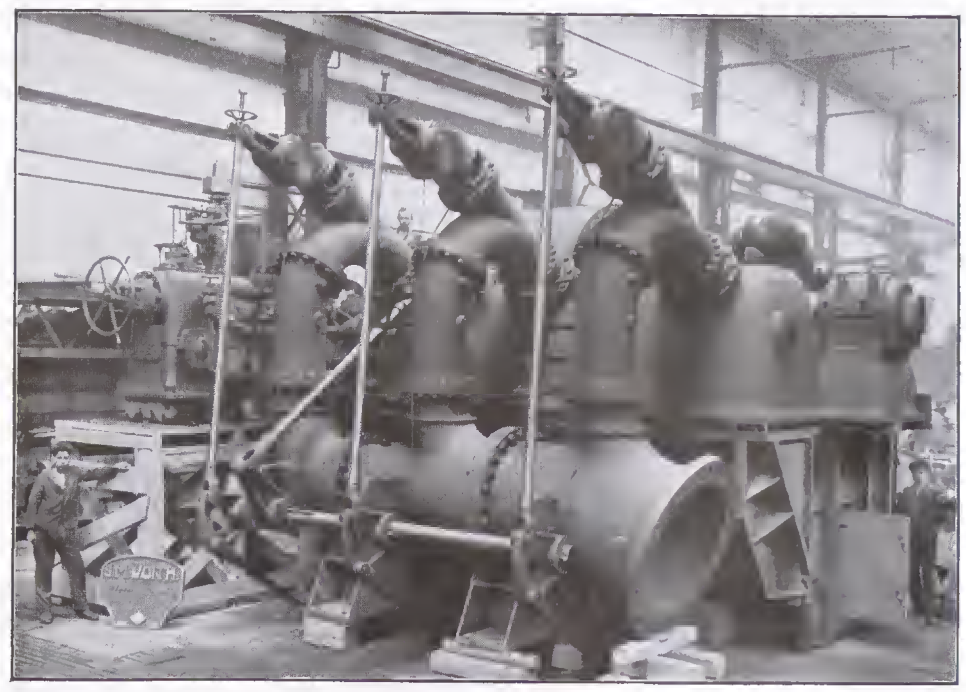
Zweieinhalbe Milliarden Mark jährlich soll Deutschland vom Jahre 1928 ab auf Grund des Dawes-Planes zahlen. Wird die deutsche Wirtschaft außer der bis zur äußersten Grenze gesteigerten inneren Belastung imstande sein, auch noch diese gewaltigen Überschüsse zu erzielen? Ein Teil unserer führenden Männer beantwortet die Frage mit ja, ein anderer Teil mit nein. Bei allen jedoch steht fest, daß, sofern das Abkommen überhaupt erfüllt werden kann, nur die Überschüsse des deutschen industriellen Schaffens imstande sein werden, die zweieinhalb Milliarden abzuwerfen.

Die Erfüllung des Dawes-Planes wird also in erster Linie davon abhängen, ob es der gesamten deutschen Industrie gelingt, soviel Erzeugnisse nach dem Ausland zu exportieren, daß aus den Überschüssen die zweieinhalb Milliarden jährlicher Belastung aufgebracht werden können. Angesichts der mannigfachen Hindernisse, die sich der deutschen Ausfuhr auf dem Weltmarkte entgegenstellen, ist es wohl zu verstehen, wenn gegenwärtig mancher, der die in der deutschen Industrie und Technik aufgespeicherte Energie nicht kennt, mit banger Sorge in die Zukunft blickt und an dem Wiederaufstieg des deutschen Volkes schier verzweifelt. Darf man auch die ungeheure Schwere der Belastung, die uns durch das Dawes-Abkommen aufgebürdet wurde, nicht unterschätzen, so ist es andererseits sehr verfehlt, an den Kräften, die in unserem Volke tätig sind, in kleinmütiger Verzagtheit zu zweifeln. Der nachstehende Ausschnitt aus dem deutschen technisch-industriellen Schaffen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart möge den Zweifelnden eines Besseren belehren.

Der Rausch der Schnelligkeit, der unserer atemlosen Zeit den Stempel aufdrückt, kommt wohl nirgends so offenkundig zum Ausdruck wie im Betriebe einer modern geleiteten Zeitung. Ereignisse, die sich im fernsten Erdteil abspielen, werden heute oft schon wenige Stunden später dem Leserkreise mit allen Einzelheiten mitgeteilt. Neben all den mannigfaltigen Hilfsmitteln der Nachrichtenübermittlung ist es hauptsächlich die Druckmaschine, die das letzte Glied im Werdegang einer Zeitung darstellt und von deren Leistungsfähigkeit so vieles abhängt.



Riesendruckmaschine mit 21 km Papierverbrauch in 10 Minuten. Sie druckt stündlich 108000 Expl. mit 10 bis 16 Seiten, zum Teil sogar farbig. Erbaut für „Aftenposten" in Oslo von der König & Bauer A.-G. in Würzburg



Drillings-Freistrahlturbine für das Schwarzenbach-Werk. Leistung: 27500 PS
Erbauer: J. M. Voith, Heidenheim a. d. Brenz

So erklärt sich das Bestreben der Zeitungen, immer gewaltigere Rotationsmaschinen aufzustellen, um den Druck der Zeitungen in immer kürzeren Zeiträumen herstellen zu können. Je kürzer der Zeitraum ist, den die Auflage zu ihrem Druck benötigt, um so später braucht mit diesem begonnen zu werden, und um so besser kann die Schriftleitung auch die letzten und allerletzten der ohne Unterlaß aus allen Himmelsrichtungen eingehenden Nachrichten noch unterbringen.

Arbeiteten bisher die schnellsten Rotationsdruckmaschinen mit einer Papiergeschwindigkeit von 200 Metern in der Minute, was bei dem üblichen deutschen Zeitungsformat etwa 12000 fertigen Zeitungen in der Stunde entspricht, so hat eine Würzburger Schnellpressenfabrik kürzlich für eine Druckerei in Oslo eine Druckmaschine hergestellt, die bei 350 Metern Papiergeschwindigkeit in der Minute rund 18000 Zylinderumdrehungen stündlich macht. Dabei werden von einer Rolle 4500 Meter Papier in 10 Minuten abgerollt. Nun weist diese Riesenmaschine 6 Zylinder auf, auf denen gleichzeitig gedruckt wird, und so ergibt sich ein Papierverbrauch von 21000 Metern in 10 Minuten. Könnte man diese eine Maschine Tag und Nacht laufen lassen, so würde sie in 317 Tagen einen Zeitungsgürtel um den ganzen Erdball am Äquator entlang fertigstellen.

Während das Papier mit der rasenden Geschwindigkeit von 350 Metern in der Minute über die Rollen läuft, wird es von beiden Seiten mit Bildern und Text bedruckt, auf einer Seite sogar mit einer andern Farbe. Das bedruckte Papier wird von der Maschine alsdann selbsttätig in Bogen zerschnitten, die Bogen werden zu Exemplaren gesammelt, zweimal gefalzt, abgelegt und gezählt. Zum Antrieb der etwa 150 Tonnen schweren Maschine sind drei Elektromotoren von je 80 PS erforderlich.

Im badischen Land geht gegenwärtig mit dem zweiten Ausbau des Murgwerkes ein sehr interessantes Ingenieurbauwerk seiner Vollendung entgegen. Ein ganz neuer Gedanke der modernen Energiewirtschaft gelangt bei dieser Anlage erstmalig zur Anwendung. Während der Elektrizitätsbedarf Badens am Tage und während der Abendstunden so groß ist, daß die vorhandenen Anlagen nicht ausreichen, läuft nachts, wenn die Fabriken ruhen, eine große Wassermenge der Murg zwecklos über die Turbinen des Kraftwerkes bei Forbach, und auch die rheinischen Kraftwerke werden bei weitem nicht ausgenutzt. Diesen Leerlauf zu beseitigen, hat man jetzt den zweiten Ausbau des Murgwerkes vorgenommen. Im Tal des Schwarzenbachs wird ein riesiges Hochbecken errichtet, das 15 Millionen Kubikmeter Wasser fassen kann. In dieses Becken wird nachts mit Hilfe gewaltiger Hochdruckpumpen das überschüssige Wasser der Murg 215 Meter



Gußeisernes Statorgehäuse von 10,75 m Durchmesser und 38000 kg Gewicht
Gegossen von den Rheinischen Stahlwerken in Duisburg-Meidrich

hochgepumpt. Die Kraft zum Antrieb der Pumpen wird der elektrischen Landessammelleitung entnommen, die nachts nur zum Teil beansprucht wird. Auf diese Weise wird es möglich, das zweite Murgwerk, das sonst wegen der geringen Wasserzufuhr des Schwarzenbachs und der Raumünzach nur wenig Kraft zu liefern vermöchte, tagsüber zu großer Kraftgabe heranzuziehen. Der größte Teil der Wassermenge, die tagsüber zu Tal über die Turbinen fließt, wird nachts durch die überschüssige elektrische Energie der Sammelleitung wieder in das Becken zurückgepumpt. Es handelt sich also bei dieser Anlage um ein Spitzenwerk, das tagsüber für die Zeit des größten Kraftbedarfs herangezogen werden kann und ferner infolge des großen Inhaltes von 15 Millionen Kubikmeter das ganze Jahr hindurch den Turbinen eine Mindestmenge Wasser zuführt.

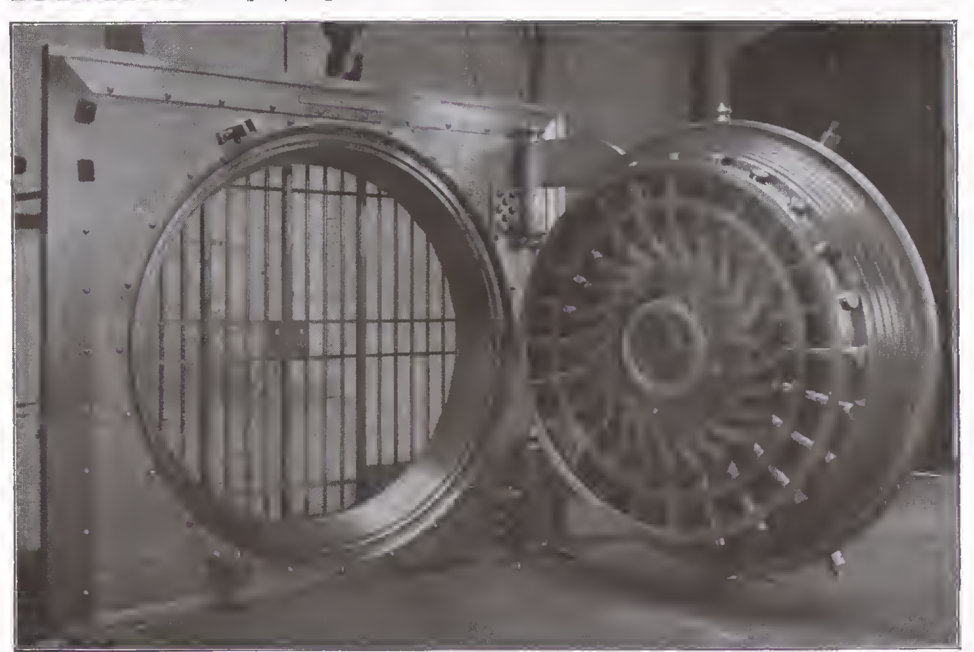
Die abgebildete Drillings-Freistrahlturbine soll nun aus dem Schwarzenbach-Werk gespeist werden und elektrischen Strom erzeugen. Sie ist für ein Gefälle von 357 Meter, eine Wassermenge von 6,84 Kubikmeter in der Sekunde und für 26000 PS



Die größte Klappbrücke Europas. Ausgeführt als doppelgleisige, einflügelige Eisenbahnbrücke für die norwegische Staatseisenbahn bei Drontheim. Erbauer: Deutsche Maschinenfabrik A.-G., Duisburg gemeinsam mit der A.-G. Vulkan in Oslo

Leistung bei 500 minutlichen Umdrehungen konstruiert. Die tatsächlich erreichbare Leistung hat sich jedoch zu 27 500 PS ergeben. Die drei Laufräder der Turbine haben fast 2 Meter Durchmesser.

Wenn amerikanische Zeitschriften und Zeitungen von der amerikanischen Technik reden, so gebrauchen sie mit Vorliebe den Superlativ: „die größte . . . . . . der Welt“. So hat Amerika bekanntlich die höchsten Wolkenkratzer der Welt, die längste Hängebrücke der Welt, die größten Lokomotiven der Welt usw. Kürzlich wurde nun drüben ein Turbogenerator von 50 000 Kilowatt Leistung gebaut, der selbstverständlich ebenfalls als die größte derartige Maschine auf der Welt hingestellt wurde. Daß die A.E.-G. in Berlin unter den erschwerendsten Umständen der Kriegszeit bereits eine solche Maschine von gleicher Leistung für das



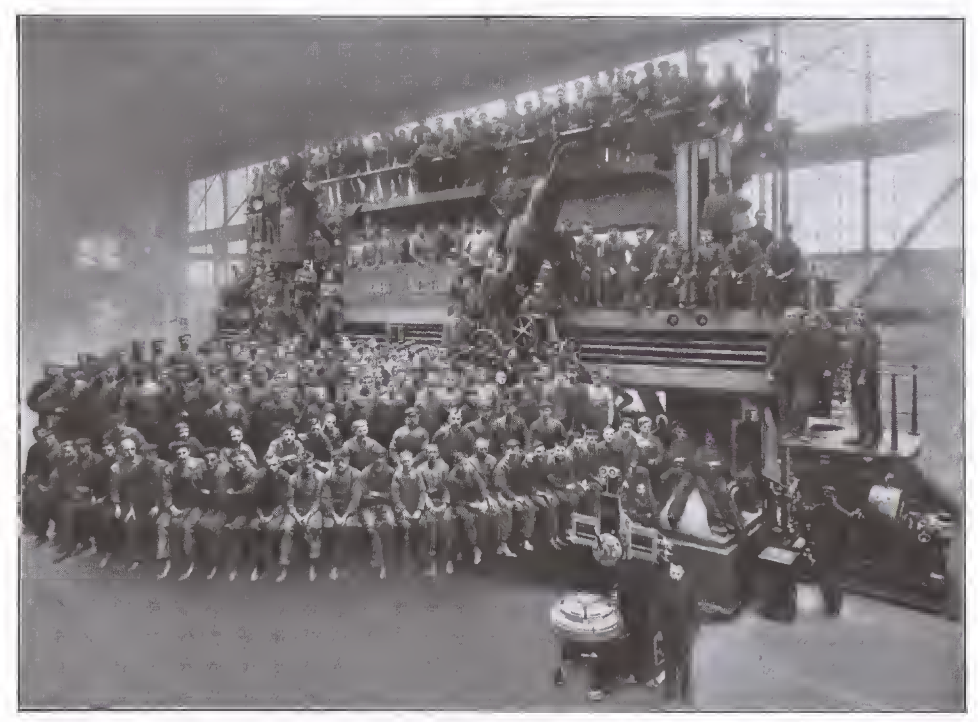
Runde Stahlkammertür, 450 mm stark und 100 Zentner schwer
Erbauer: H. C. E. Eggers & Co., Hamburg

Goldenbergwerk im Rheinland herstellte (und zu den Schaufeln der Turbine Ersatzmaterial verwenden mußte), stellt eine ungleich höhere Leistung der deutschen Technik dar.

Wenn auch das abgebildete Statorgehäuse nicht zu einer Maschine von solcher Leistung verwendet wurde, so ist es doch sehr charakteristisch für die Größe der Abmessungen, die der Techniker seinen Konstruktionen in besonderen Fällen zugrunde legt. Mißt doch dieses riesige Gehäuse fast 11 Meter im Durchmesser bei einem Gewicht von 38 000 Kilogramm. Besonders interessant ist die Tatsache, daß dieser Maschinenteil zu einer Hochofengas-Dynamo verwendet wurde, die nicht weniger denn 10 000 Kilowatt entwickelt. Also 10 000 Kilowatt werden in dieser Maschine aus den Gasen des Hochofens gewonnen, die früher völlig unausgenutzt entweichen durften.

Das immer dichter werdende Verkehrsnetz führte im Laufe der letzten Jahrzehnte auch zu immer zahlreicheren Kreuzungspunkten von Land- und Wasserstraßen oder von Wasserstraßen und Eisenbahnlinien. Nicht immer wird es bei solchen Kreuzungspunkten möglich sein, die Straßen und die Eisenbahnlinien in solcher Höhe über die Wasserstraße entlang zu führen, daß die Schiffe jederzeit unter den Brücken entlang fahren können. Dies wird vor allem in den Hafenstädten der Küstenländer mit Überseeverkehr der Fall sein. In solchen Fällen behilft man sich in der Weise, daß man die Brücken beweglich gestaltet. Bei geschlossener Brücke kann der Wagen- und Fußgänger- bzw. Eisenbahnverkehr vonstatten gehen, bei geöffneter Brücke hingegen haben die Schiffe Durchfahrt. Derartige bewegliche Brücken werden je nach den örtlichen Verhältnissen als Zug-, Klapp-, Hub- oder Drehbrücken ausgeführt. Wichtig ist bei allen beweglichen Brücken die sorgfältige Ausführung der Bewegungseinrichtung, da das Öffnen und Schließen sehr schnell gehen muß, soll anderenfalls der Verkehr nicht zu sehr behindert werden. Die beistehend abgebildete doppelgleisige, einflügelige Klappbrücke mit 40 Meter Spannweite wird deshalb von zwei Elektromotoren von je 70 PS Leistung in kürzester Zeit um ihre Drehzapfen gedreht. Das Gegengewicht ist so gelagert, daß die Klappe in jeder Stellung im Gleichgewicht ist.

Da sich die üblichen Geldschränke zur Aufbewahrung großer Wertvorräte, wie sie den Banken anvertraut werden oder sich dort als eigene Kapitalien anhäufen, nicht als groß genug erweisen, so hat man schon seit langem die sogenannten Stahlkammern gebaut, die sowohl gegen menschliche Angriffe wie auch gegen elementare Ereignisse völlig sicher sein müssen. Einbruch-, Feuer-, Schmelz-, Spreng- und Erdbebensicherheit wird von derartigen Anlagen verlangt. Betonmauern von einhalb Meter Stärke, mit Eisenbahnschienen oder verdrehten Kreuzstahlschienen armiert, Fußboden und Decke von etwas noch größerer Stärke ergeben alle die gewünschten Eigenschaften. Die Achillesferse jeder Stahlkammer



Karusselldrehbank von 11 m Planscheiben-Durchmesser. Gewicht etwa 300000 kg
Erbauer: Maschinenfabrik Schieß A.-G. in Düsseldorf

bedeutet immer die Tür, deren Verschluß so beschaffen sein muß, daß sie von den Bankbeamten ohne besondere Schwierigkeiten geöffnet werden kann, dem mit allen Errungenschaften der neuzeitlichen Technik und Chemie arbeitenden Einbrecher jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt. Abweichend von der bisher üblichen rechteckigen Form der Stahlkammertüren hat jüngst die Spezialfabrik für Geldschrank- und Tresorbau, H. C. E. Eggers & Co. in Hamburg, eine runde Tür hergestellt, die für eine ausländische Bank gebaut wurde. Der äußere Durchmesser des Türkörpers beträgt 2,2 Meter, die Stärke 0,45 Meter. Das Gesamtgewicht der Türeinlage beträgt gegen 10 000 Kilogramm; der runde Türkörper hat allein ungefähr die Hälfte dieses Gewichts.

Das Zentral-Bolzenriegelwerk ist von der Innenseite der Tür aus sichtbar eingebaut und durch eine große Kristallspiegelglasplatte angedeckt. Das Innere wird so vor Verstaubung bewahrt und bleibt trotzdem sichtbar. Eine in der Mitte vorgesehene kleinere Glastür ermöglicht den Zugang zu dem Riegelwerk und zu dem Kombinationsschloß, damit dasselbe von Zeit zu Zeit auf ein anderes Geheimnis eingestellt werden kann. Verschiedene Schichten einer Stahlarmierung, eine unanbohrbare Panzerung, keramische und mineralische Stoffe schützen die Tür gegen Schneidbrenner, Thermit und Bohrer mit Diamantspitze. Eine doppelte Lage von Eisenbahnschienen, die dicht nebeneinander in die erwähnten Füllschichten eingefügt sind, verleihen der Tür Widerstandskraft gegen alle mit noch so großer Beharrlichkeit und Intelligenz durchgeführten Einbruchsversuche.

Auf dem Gebiete des Großwerkzeugmaschinenbaues marschiert die deutsche Industrie schon seit Jahrzehnten mit an der Spitze aller Industrievölker. Dies zeigte sich vor allem in der Vorkriegszeit in der seit der Jahrhundertwende ziemlich stetig ansteigenden Kurve unserer Ausfuhr. Die immer größer werdenden Einheiten der Kraftmaschinen, das Anwachsen der Schiffsgröße und die Ansprüche der chemischen Großindustrie, der Hütten und Walzwerke zwang zu immer größeren Konstruktionen der Werkzeugmaschinen. Einen ungefähren Begriff von den Abmessungen der heutigen Großwerkzeugmaschinen vermittelt die abgebildete Karusselldrehbank, deren Planscheibe einen Durchmesser von 11 Meter aufweist. Als Karusselldrehbänke bezeichnet man solche Maschinen deshalb, weil sich ihre Planscheiben nicht in senkrechter, sondern in wagerechter Ebene drehen. Zu dieser Bauart mußte man übergehen, da man die ungeheuren Lasten der zu bearbeitenden Werkstücke den bis dahin üblichen Kopfbänken, deren Planscheibe sich in senkrechter Ebene

dreht, nicht anvertrauen konnte. Die Karusselldrehbänke dienen zum Bearbeiten der großen Schwungräder, Seilscheiben, Zahnkränze der Geschütztürme für Kriegsschiffe usw. Damit das Gewicht dieser Großwerkzeugmaschinen nicht zu hoch ausfällt, dürfen die Wandstärken der einzelnen Konstruktionsteile nur die unbedingt notwendige Stärke erhalten. Deshalb stellt schon der Abguß der Maschinenteile in der Gießerei die allergrößten Anforderungen an die Einrichtungen und die Betriebserfahrungen der Werkzeugmaschinenfabriken. Die Bearbeitung der gegossenen Teile in den mechanischen Werkstätten erfordert außerdem Werkzeugmaschinen größter Abmessungen, so daß der Großwerkzeugmaschinenbau ein Spezialgebiet weniger großer Fabriken geworden ist.

Die anstrengende und zeitraubende Handnietung, bei der das glühende Niet mittels großer Niethämmer von Hand breitgeschlagen oder zu einem Kopf geformt wird, ist von der hydraulischen oder pneumatischen Nietung immer mehr verdrängt worden. Größere Wirtschaftlichkeit, geräuschloses Arbeiten und bessere Güte der maschinellen Nietung haben auch auf diesem Gebiet die unzureichende Handarbeit immer mehr verdrängt. Heute ist die maschinelle Nietung in allen Kesselschmieden, Lokomotivfabriken, Werften und Eisenkonstruktions-Werkstätten eingeführt. Eine stehende hydraulische Nietmaschine von 5 Meter Ausladung ist in unserer Abbildung dargestellt. Das Einziehen der Nieten geschieht in der Weise, daß der Kessel mittels Kranes angehoben und die zu nietende Naht zwischen die beiden Backen der Nietmaschine eingeführt wird. Der durch Druckwasser betätigte Preßkolben preßt gegen das glühende Niet und drückt es innerhalb eines Augenblickes breit. Sollen die Nietnähte auch dicht halten, wie es z. B. beim Dampfkessel der Fall ist, dann ist die Nietmaschine noch mit einem zweiten Preßkolben ausgerüstet, der die beiden Bleche zusammendrückt, während der andere den Nietkopf preßt. Das zur Nietung erforderliche Preßwasser wird von Preßpumpen erzeugt und bis zur Verwendung in hydraulischen Akkumulatoren aufgespeichert.

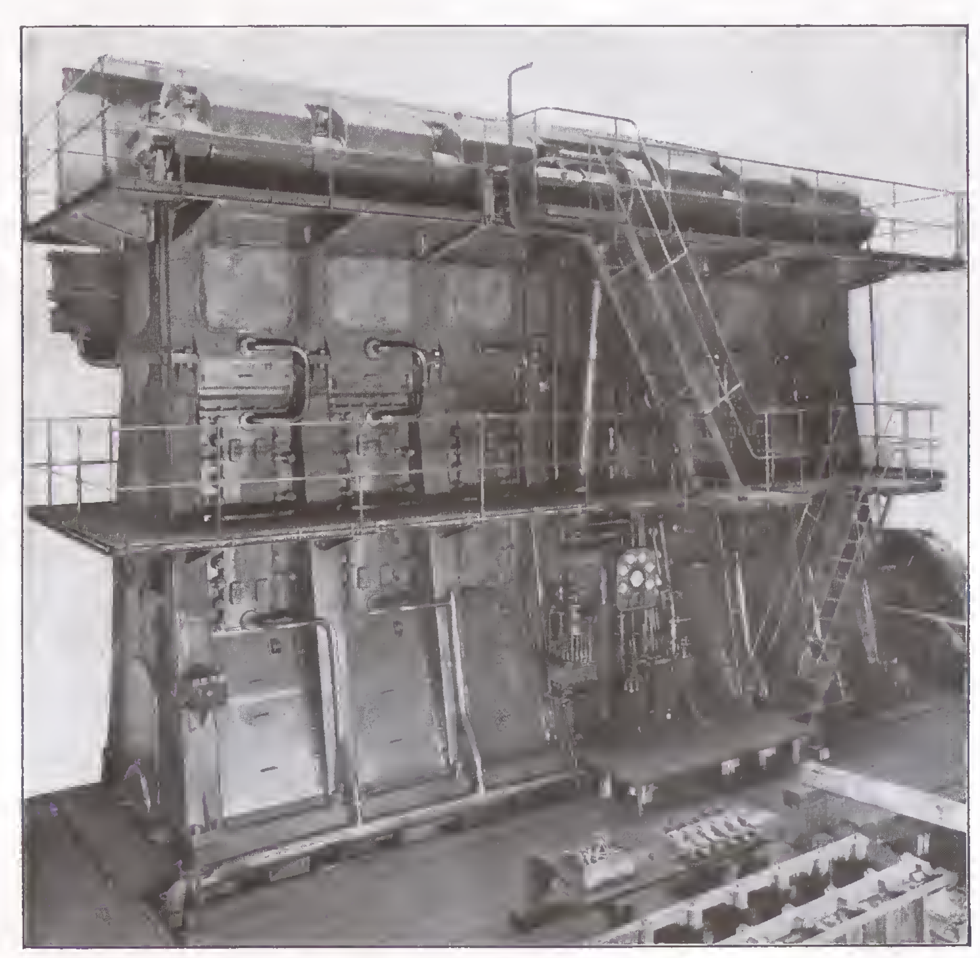


Stehende hydraulische Nietmaschine von 5 m Ausladung
Hergestellt von Haniel & Lueg in Düsseldorf

Eines der Gebiete, auf denen die deutsche Industrie von jeher an der Spitze marschierte und auch heute noch an unerreichter Stelle steht, ist das des Dieselmotors. Der abgebildete Motor von 2000 PS ist heute schon wieder übertroffen durch erheblich größere in Bau befindliche Maschinen, von denen

freilich noch keine Abbildungen beigefügt werden können. Der größte ortsfeste Dieselmotor, der bisher überhaupt gebaut wurde, geht zurzeit in den Werkstätten der Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg seiner Vollendung entgegen. Die Maschine wird nach den Patenten der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg als doppeltwirkender neunzylindriger Zweitaktmotor für 94 Umdrehungen in der Minute erbaut. Er soll 15 000 PS enthalten und ist für die Hamburger Elektrizitätswerke bestimmt. Auch auf dem Gebiete des Schiffsdieselmotors geht man zu immer größeren Leistungen über. So erhält das größte zurzeit in Bau befindliche Motorschiff „Augustus", das auf einer italienischen Werft gebaut wird, vier Dieselmaschinen von je 6250 PS eingebaut, die eine Höchstleistung von je 7000 PS entfalten sollen. Die gesamte Maschinenanlage stellt die größte bisher erbaute Schiffsdieselanlage dar. Diese Motoren werden ebenfalls nach den Patenten der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg und in Zusammenarbeit mit ihr von einer italienischen Fabrik gebaut. Die deutsche Dieselmotorenindustrie leistet also auf diesem Gebiet bahnbrechende Pionierarbeit.

Zu diesen Großleistungen der deutschen Technik ließen sich unschwer weitere Beispiele anführen, wie die Schöpfung des Zeißplanetariums für das Deutsche Museum zu München, das Ferngeschütz, das während des Krieges Paris auf 120 Kilometer Entfernung beschoß, unsere unerreichten Leistungen im Bau von Luftschiffen, in der Verflüssigung der Kohle usw. Auf jeden Fall lehren diese Tatsachen, daß die deutsche Industrie und Technik im Bunde mit der Wissenschaft noch immer mit an der Spitze marschiert, und wir können und dürfen hoffen, daß sie sich durch keine Macht der Erde aus dieser Stellung verdrängen lassen wird.



Einfachwirkender Sechszylinder-Viertakt-Dieselmotor mit 2000 PS Leistung. Länge 10,8 m, Breite 3,7 m Höhe 7,9 m. Erbauer: Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.



Feierabend. Gemälde von Max Unold
(Kunstausstellung der Sezession, München)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Heinrich Federer: Regina Lob (Berlin 1925) — Jakob Wassermann: Laudin und die Seinen (Berlin 1925) — Thomas Mann: Bemühungen (Berlin 1925) — Herbert von Hindenburg: Bobroffs Millionen (Berlin 1925) — Emil Lucka: Am Sternbrunnen (Leipzig 1926) — Josef Winckler: Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland (Stuttgart 1926)

Der in Brienz geborene, in Zürich lebende Dichter Heinrich Federer tritt bald in sein sechzigstes Lebensjahr. Das merkt man seinem letzten Roman Regina Lob nicht an — denn gerade die frühe Jugend seiner Gestalten, Kinder überhaupt, sind in diesem Werk mit besonderer Frische und Innigkeit geschildert. Nun ist der Roman freilich schon an die elf Jahre alt, damals erschien er in einer großen Wiener Zeitung. Aber — ob der Dichter ihn inzwischen noch einmal um- oder doch durchgearbeitet hat, vermag ich nicht nachzuprüfen — da der Roman zeitlos ist, so hat ihm auch das nicht geschadet, im Gegenteil, er scheint noch reifer zu sein. „Zeitlos" — ein böses Wort für die Nichts-als-Zeitgemäßen, die auch in der Kunst immer nur die neueste Mode wie das letzte Krawattenmuster gelten lassen, und es fertig bekommen, schon bei Gottfried Keller von altmodischer Technik zu sprechen. Man möchte diesen Possierlichen einen Nasenstüber versetzen mit dem Nachweis, daß Vater Homer noch immer ein Vorbild für den guten Erzähler sein kann, was Reichtum und Mannigfaltigkeit seines epischen Frachtgutes, was Aufrichtigkeit und Plastik der Darstellung, Fluß der Handlung, großen Sinn — und vor allem Wahrheit, Einfachheit und Natur anlangt — also alles Wesentliche. Aber bleiben wir bei unserem Zeitgenossen, der von diesen Vorzügen auch ein gut Teil sein eigen nennen darf. Seine Regina Lob ist ein prachtvolles Frauenzimmer, an das man noch lange zurückdenkt, wenn man das Buch ausgelesen hat. „Schön wie eine dunkle Rose, aber scharf wie eine Brennessel" nennt sie der Dichter. „Sie war über alle Mädchen hinaus groß und biegsam und stark, mit wahrem Zigeunerhaar und der bronzenen Gesichtsfarbe dieser wilden Fremdlinge. Die Lippen waren so schmal, daß man sie kaum sah, aber, wenn das Mädchen sprach, von einer messerscharfen, langen und geraden Zeichnung. Ihre Wimpern und Brauen glänzten wie schwarze Ölfarbe, und ein langer schwärzlicher Flaum überzog auch wie ein Schleier ihre tiefbraunen Backen. Sie machte auf mich gleich von Anfang den Eindruck einer schönen, dunkelfarbigen Katze, schien schier genau so falsch und hatte genau solche lichtgelbe, glänzende aber haltlose Augen."

Kein Wunder, daß diese Regina bald zur Herzenskönigin der männlichen Jugend im Bergdorf wird und sogar einer großen und herzlichen Freundschaft gefährlich zu werden droht. Diese Freundschaft besteht zwischen dem Erzähler des in Ichform geschriebenen Romans, einem Arzt, und einem lichten Menschen, dessen Blondkopf die Götter mit allem Zauber körperlicher Vollkommenheit und herzlicher Fröhlichkeit gesegnet haben. Theodor liebt das braune Mädchen, der andere haßt es, nicht zum wenigsten um dieser Liebe willen, wenn auch die Feindschaft zwischen beiden sich schon früh aus anderen Gründen entwickelt hat. Und es ist das Tragikomische dieses Verhältnisses, daß der gutmütige Freund dem blonden Riesen auf sein Bitten Wertherbriefe oder Gedichte an die Geliebte aufsetzt — denn Theodors körperlichen Vorzügen kommen die geistigen keineswegs gleich.

Wie aus diesem jahrzehntelangen Haß ganz zum Schluß eine wurzelstarke Liebe wird — das erzählt Federer nun mit der ihm eigenen Kraft und Schlichtheit. Er hält den Leser fest bei der Hand und führt ihn unweigerlich mit sich in eine helle, reine Höhenluft; alles scheint leicht und naheliegend und doch ist das Ganze ein gut ersonnener, fein gesponnener Roman, vielleicht Federers bester, weil die drastisch derbe und scharfe Heldin manchem seelischen Überschwang mit ihren langen, behaarten Händen kräftig wehrt. Womit dieser Überschwang nicht als Fehler aufgemutzt werden soll, er ist mir tausendmal lieber, als jene eiskalte „Mentalität", die das Höchste der Erzählungskunst in Lehrmeinungen, in scharf und zierlich zugespitzten Worten, oder, was schlimmer ist, in zugespitzten Wörtern sieht. Bei Federer kommt überdies ein gesunder Humor hinzu, der sich niemals aufdrängt, sondern nur eine behagliche Wärme, wie ein altschweizer Kachelofen, um die Menschen und Dinge gießt. Dichter wie Federer sollten mehr gelesen werden, in ihnen blüht aus kräftigen Wurzeln hervor reines Menschentum, das uns bei der Verflachung unseres heutigen Lebens durch Amerikanisierung auf der einen, durch politische Parteiverhetzung auf der andern Seite, mehr nottut als je.

Jakob Wassermann hält sich von beiden fern, und doch könnte man aus seinem Roman Laudin und die Seinen in Gegenüberstellung mit dem soeben an-

gezeigten Werk die schärfsten Gegensätze unserer heutigen Erzählungskunst formulieren. Bei Federer: Natur, gesunde Naivität, Frische und Herz, bei Wassermann: Kultur, Kasuistik, wacher (mitunter überwacher) Verstand, weltmännische Geste, vollendete Florettkunst des Worts (wohlgemerkt: nicht die oben bemängelte Wortmanier). Ich denke nicht daran, den einen Roman gegen den anderen auszuspielen. „In meines Vaters Hause“ — und so weiter. Freuen wir uns, daß zwei Erzähler von solchem Maß uns gleichzeitig ihre reifsten Früchte schenken. Denn beide gehören zu ihren reifsten.

Wassermann will auch diesmal nicht nur erzählen und Menschen gestalten, er will auch diesmal lehren, will bessern und bekehren. Er beklopft die Probleme unserer Zeit, Dinge und Menschen, die ein Ansehn vor der Welt haben, und je mehr er von deren Hohlheit oder Ungesundheit überzeugt, um so mehr sind wir begierig, die wahren Werte zu schauen, schade nur, daß hier, gerade am Schluß, Wassermanns Beweiskraft und Psychologie nicht befriedigen. Der im Mittelpunkt, wenn auch nicht immer im Vordergrund der Erzählung stehende Laudin ist ein Wiener Rechtsanwalt, berühmt wegen seiner geschickt geführten Scheidungsprozesse, eine Zierde seines Standes, als Mensch wie als Jurist von makellosem Ruf. Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten ist es nahezu seine ausschließliche Beschäftigung, die Unhaltbarkeit von Ehen zu erforschen, und es liegt eine seltsame Ironie darin, daß er gerade durch diese Tätigkeit die eigenen Familienverhältnisse, die ursprünglich aufs beste fundamentiert sind, untergräbt und ins Wanken bringt. Ein Zusammenleben der Gatten besteht nur noch scheinbar. Wenn Laudin spät abends nach Hause kommt — das ist die Regel —, erlaubt ihm seine Müdigkeit und die vorgeschrittene Stunde nur noch eine flüchtige Begrüßung seiner drei Kinder und ein hastiges Nachtafeln, wobei seine Frau Pia ihm Gesellschaft leistet. Das innere Leben der beiden Gatten läuft fast ohne Berührungspunkte nebeneinander her: er geht auf in seinem Beruf, Pia in ihren Hausfrauenpflichten. Kein Wunder, daß Laudin durch diese Lebensweise, durch das Übermaß angestrengter geistiger Arbeit ohne seelisches Gegengewicht, in seinem Nervensystem bedenklich erschüttert wird. Da scheint ihm eine jäh aufschießende Neigung (erklärlich durch das lange Brachliegen dieses Feldes) zu einer berückenden Schauspielerin den Todesstoß zu versetzen. Ein schöpferischer Geist in ihrer Kunst, eine Spitzbübin von ziemlich bodenloser Verworfenheit im Leben, betört das schöne und verführerische Weib diesen „erfahrenen Menschenkenner“ so vollkommen, daß er auf ihre Reinheit vertraut, bis die beschämendste Enthüllung ihn eines andern belehrt. Jetzt aber kommt statt des erwarteten Zusammenbruchs die Genesung: Pia erkennt seine Gefahr mit fraulichem Instinkt, erkennt zugleich auch ihre Pflicht und den Weg zur Rettung. Dieser Umschwung kommt überraschend, denn bisher war Pia nicht so gezeichnet, daß man ihr diese Größe zutrauen konnte. Der Dichter scheint das zu fühlen, denn durch eine Menge haarspaltender Erörterungen zwischen den Gatten sucht er den Zweifel im Leser zu beschwören. Aber Reden ist nicht Gestalten. Immerhin nehmen wir die Lösung schließlich hin, denn sie gibt dem Ausklang ein ethisches Gewicht, zumal das letzte Bild sehr schön auf die ewige Werdekraft des Frühlings hinweist, ein lyrischer Zug, der freilich gerade Wassermann etwas fremd zu Gesicht steht.

Denn Gehirnkunst hat auch diesen Roman wieder geschaffen — dies als Artbestimmung, nicht als Tadel gesagt. Auf jeder Seite müht sich dieser ernste Arbeiter um Sachlichkeit, aber es ist die Sachlichkeit der Überredung, nicht die Realität des Schöpferischen. Wassermann selber ist im Grunde dieser Laudin, der ausgezeichnete Advokat, er führt in seinen Büchern unzählige Prozesse für seine Klienten, das sind die Gestalten seiner Epik, er beweist spitzfindig ihr Daseinsrecht und erklärt ihr Tun, er vermag uns fast immer zu überreden, selten zu überzeugen. Die Charakteranlage dieser Personen ist planvoll kalkuliert; überblickt man das Ganze, so hat man den Eindruck eines wohlbestellten, richtig gesetzten Schachspiels. Da steht jede Figur an ihrem Platz. Aber sobald diese Figuren nun gezogen werden, sich zu regen beginnen, erkennt man, daß die meisten Springer sind. Sie überspringen Felder und Figuren, mit anderen Worten, sie tun meistens etwas anderes, als wir erwarten, aber — schon steht der Advokat hinter ihnen, der Conférencier, der Studienrat, der Wunderdeuter, er beweist haarscharf: so ist es psychologisch richtig! Und dreht ein Kaleidoskop von Argumenten vor unseren Augen, so daß wir das einzelne kaum noch nachzuprüfen vermögen. Willkürlich bewegt er seine meist schattenhaften Geschöpfe, setzt sie chemischen Veränderungen aus und scheint selber gespannt: wie ein Körper auf den anderen reagiert.

Aber es zeugt für Wassermanns ungewöhnliche Begabung, daß ihm auch auf diesem beinahe amusischen Wege ein Werk gelingt, das zu den ersten Romanen unserer Zeit zu zählen ist. Wie gewaltig ist der Auftritt des Räsoneurs Frauendorfer in dem bacchantischen Gelage der Lu — man meint Balzac zu lesen. Die Gestalt dieses von Alkohol aufgeschwemmten Zynikers ist überhaupt vortrefflich gezeichnet, wie auch ein paar andere Nebenfiguren, so Brigitte Hartmann und die Schauspielerin. Dafür erscheinen die Hauptpersonen Laudin und Pia willkürlich-zweckdienlich konstruiert. Namentlich Laudin ist meist nur der Schalltrichter des monologisch hörbaren Verfassers.

Wie hier alle Seelenvorgänge in Dialektik aufgetrennt werden, dafür nehme man als Beispiel etwa den letzten Absatz der Seite 363, wo Laudin auf die tapfere Eingebung seiner Frau, ein neues Leben für ihn „und die Seinen“ zu schaffen, auf ihre Erklärung, sie wolle ihm als seine Klientin folgen, nichts Wichtigeres zu tun weiß, als ihre Beweggründe zu diesem Vorgehen kritisch zu untersuchen und zu zerlegen, wie wenn ihn das Ganze nur als Psychologen und Advokaten, nicht als Menschen, als Hauptbeteiligten anginge! Und weil diese Hauptpersonen ihre Schicksale in entscheidendsten Stunden so kühl hinnehmen, daß sie darin zunächst nur Themata für Diskussionen erblicken, bleibt auch der Leser kühl, denn wie sollten ihn die Erlebnisse des Advokaten Dr. Laudin mehr bewegen als ihn selber? Freilich glaubt man schon, daß diese Personen nicht miteinander, nur nebeneinander herleben, da sie selbst in bewegtesten Augenblicken aneinander vorbeireden, nur um den eigenen Scharfsinn ausgiebig zur Geltung kommen zu lassen.

Der sprachliche und geistige Pegel des Werkes steht ungewöhnlich hoch. Das ist sehr viel, aber — für mich wenigstens — noch nicht alles, was man von einer Meistererzählung verlangen darf, wennschon einer der Berufensten in diesen Fragen, Thomas Mann, neuerdings nicht üble Lust zeigt, diese Anschauung zu verfechten, — in Klammern gesagt, hat er das gar nicht einmal nötig.

In seinem neuen Buch Bemühungen führt Thomas Mann mit Zustimmung die Äußerung eines Wiener Schriftstellers über „Neue erzählende Prosa“ an, in der es als Nietzsches Sendung bezeichnet wird: „den mehr seelischen Deutschen in einen immer mehr geistigen zu verwandeln“ und in der dann über die „versponnen-sehnsüchtige“ Gemütsdichtung (ein paar gröbere Ausdrücke lasse ich aus) der Deutschen gespottet wird. Dazu ist zweierlei zu bemerken: erstens war gerade Nietzsche so „versponnen-sehnsüchtig“ wie nur je ein anderer, nein: mehr als je ein anderer deutscher Schriftsteller, zweitens: so dankbar wir Nietzsche für seine unzweifelhafte geistige Vertiefung sind, die er den Deutschen gebracht hat, so dankbar sind wir ihm auch dafür, daß er gerade durch seinen großen Sinn und weiten Blick uns vor der kurzsichtigen Einseitigkeit und Unduldsamkeit zu bewahren gesucht hat, die aus jener Polemik eifert und geifert. Man kann das eine lieben und braucht darum das andere — sofern es Wert hat — noch nicht zu hassen. Nietzsche war es, der das Wort sprach: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt.“

Daß gerade Thomas Mann, ein so feiner Kopf und intimer Nietzsche-Kenner, jener Eindeutigkeit folgt, ist verwunderlich. Aber er entschädigt dafür in seinem Buch, das er mit ironischer Bescheidenheit „Bemühungen“ nennt, reichlich durch eine Fülle von Betrachtungen und Untersuchungen, denen man mit Freude und Bereicherung folgt, auch wenn man, wie oben gezeigt, nicht immer seiner Meinung ist. Die Mehrzahl dieser Aufsätze ist früher zerstreut veröffentlicht worden, so der gehaltreiche Essay: „Goethe und Tolstoi“, „Fragment zum Problem der Humanität“ und die höchst fesselnden „Okkulten Erlebnisse“, die zum Sonderbarsten gehören, was ich seit langem gelesen habe. Auch was dieser „Mann der kurzen Leidenschaften“, so nennt er sich hier einmal selber, „Von deutscher Republik“, was er von Erlebnissen mit Büchern und auf Reisen gibt und endlich eine Reihe geistvoller (das mit Vorsicht anzuwendende Beiwort ist hier am Platz) Reden, nimmt einen besonders darum so gefangen, weil man hier ernste und aufrichtige „Bemühungen“ sieht, sich mit den Fragen der Zeit, und nicht nur der Zeit, auseinanderzusetzen, um das innere Gleichgewicht zu bewahren. So scheint die Aufschrift des Buchs im Hinblick auf das Goethewort „Wer immer strebend sich bemüht, den dürfen wir erlösen“ treffend gewählt zu sein.

*

Herbert von Hindenburg — der Name des Verfassers reizt, das kleine Bändchen Novellen, das er Bobroffs Millionen nennt, zu lesen; er würde auch einen Hindenburgverehrer, als den ich mich bekenne, noch nicht verpflichten, es hier anzuzeigen, wenn es inhaltlich belanglos wäre. Aber das ist es durchaus nicht, wenn auch seine Grenzen eng gesteckt sind.

Es ist ein heiteres Zeugnis für eine Zeit, die an sich recht unfrohe Erinnerungen weckt: die Inflationsmisere in Deutschland und Österreich. Hindenburg hält sich von aller Anklage, aller Bitterkeit fern, wenn man ihm auch anmerkt, daß er selber, wie wir ja alle, nicht ohne trübe Erfahrungen aus dieser vertrackten Zeit davongekommen ist. Er schildert ihre schlimmen Begleiterscheinungen und Auswüchse namentlich im Bankwesen mit überlegenem Lächeln und einem feinen Humor. Er kennt die Menschen und ihre Schwächen, — er hat die nötige Distanz zu ihnen. Beim Lesen der in bemerkenswert klarer und knapper Sprache geschriebenen kleinen Geschichten wird einem so recht deutlich, wie die dichterische Erleuchtung von Wilhelm Busch, die in seinen Versen: „Eins, zwei, drei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit“ ausklingt, gerade für die letzten Jahre zutrifft. Man glaubt es kaum noch, daß dieser Hexensabbat um Billionen vor kurzem noch Wirklichkeit war, in dem das Spekulationsfieber, wie ein wildgewordenes Mühlrad, Existenzen aus trüber Flut jäh emporhob, andere im gleichen Tempo ins Nichts hinabschleuderte. Aber die Wahrheit wird bestätigt: man glaubt in Hindenburgs Darstellung bekannte Gestalten zu erkennen.

*

Der Wiener Dichter Emil Lucka scheint sich um zwanzig bis dreißig Jahre verjüngt zu haben. (Wo gibt's das Mittel, Verehrtester?) Sein neuer Roman Am Sternbrunnen ist eigentlich gar kein Roman, sondern eine lyrische Dichtung in Prosaform, die in schwärmerischer Jugendlichkeit ein pantheistisches Preislied auf Liebe, bildende Kunst und schöne Natur singt. In der Fabel hat die Dichtung Ähnlichkeit mit Luckas Bruckner-Roman „Das Brausen der Berge". Bruckner wächst als Hirtenbub in einem Dörfchen auf und ringt sich durch eigene Kraft zur künstlerischen Meisterschaft empor. Dem armen Lambrecht, der ein Maler wird, geht es anfangs noch schlimmer. Seine Mutter, ein junges Weib, das der Heimat zuwandert, bringt ihn im Schneesturm auf der Stilfserjochstraße zur Welt. Als der Postwagen vorüberkommt, findet man die Mutter tot, den Kleinen aber, vom Regen sauber gewaschen, in der Sonne strampelnd. Mitleidige Menschen bringen ihn bei einem Bauern unter. Dort wächst er als Knecht auf. „Doch es sang anders in ihm, und knapp war er fünfzehn Jahre alt, da kam die Nacht der Berufung." Am Sternbrunnen kommt sie, wo unten die Sterne so tief dahinwandern. Tiefe unter ihm ohne Grenzen, Höhe über ihm, ein einziges Rund. So zieht ihn die Sehnsucht aus kleinem Sein und schenkt ihn der Welt. Er hört den lautlosen Ruf in die Ferne, wandert fort, trifft den, der vermutlich sein Vater ist, einen Vaganten mit dem leichten Sinn eines ziehenden Vogels, und erquickt Herz und Auge an dessen frischer Männlichkeit. Viele Erlebnisse und manches Abenteuer wären von seinem Wanderdasein zu erzählen, aber dazu reicht allenfalls ein Buch von 300 Seiten, nicht eine Spalte aus. Mancherlei Frauengestalten kreuzen seinen Weg oder gehen ein Stück mit ihm. Er wird Maler. Die Sehnsucht treibt ihn nach dem Meer. Er lebt in Italien und schafft. Endlich kehrt er heim, krank und müde, aber von ewigem Weltgefühl über sich hinausgehoben. Er sitzt wieder am Sternbrunnen, wie einst, „verströmt ins ewige Kreisen", und geht so zurück in die Heimat Welt, „niemand hätte sagen können, warum er aufhörte".

Das Ganze ist ein Gedicht auf das Schöne im Weltall. Kunst, Liebe, Natur sind die drei Sonnen, um welche die Sterne dieses tiefen Brunnens kreisen, und darüber wölbt sich die Höhe, ein einziges Rund für den, der im Menschen nur eine vorübergehende Erscheinungsform der ewigen Welt-Wirksamkeit sieht. Von der formvollendeten Schönheit dieses pantheistischen Preisgesanges heben sich die eingesprengten, episodenhaft-realistisch erzählten Geschehnisse wirksam ab, bald launig, bald tragisch — immer anziehend. Für manche wird es vielleicht ein bißchen viel des Schwärmerischen, Verträumten sein, und ich fürchte, Emil Luckas Wiener Kollege, der schlechte Nietzsche-Kenner, wird ihm eine „versponnen-sehnsüchtige, treuherzig-dumpfe, naturhaft-einfältige Gemütsdichtung" ankreiden und ihn also für keinen Schriftsteller von Rang halten. Lucka, denke ich, wird es zufrieden sein, daß jener ihn nicht zu den Seinen rechnet, und kann ihm im Notfall auch mit einem Nietzsche-Zitat aufwarten: „Seht mir doch diese Überflüssigen! Siech und süchtig sind sie an öffentlichen Meinungen. Sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung. Sie verschlingen einander und können sich nicht einmal verdauen."

*

Josef Winckler haben die Lorbeeren seines „Tollen Bomberg" nicht lange ruhen lassen — glücklicherweise. Er ist wieder in seiner Heimat Westfalen eingekehrt und bei der Suche nach einer derben, nahr- und schmackhaften Kost ist er weder auf Schinken noch auf Steinhäger, sondern auf Pumpernickel, jenes kräftige Gebäck gekommen, das sehr langsamer Gärung und sehr langen Backens bedarf, um zu munden. Dies langsame Wohlgeraten ist so Westfalenart. Auch die vielen Geschichten, die der Dichter hier in einem sehr stattlichen Bande vereint hat, sind nicht von heute oder gestern, sie wurzeln tief in der Überlieferung dieses kernfesten Volkstammes, und sind im besonderen aus der Umgegend von Haus Nystadt, der Hofstatt seines Großvaters, aufgelesen. Das erste, was uns aus diesem urwüchsigen Buch entgegenlacht, ist wieder sein gesunder Humor. Dieser Humor Wincklers hat uns in seinem „Tollen Bomberg", trotz mancher Derbheiten, so erquickt, weil er gerade zur rechten Zeit kam, von dem quälenden Druck der Kriegs- und Nachkriegszeit einmal für ein paar Stunden zu erlösen. Auch hier behalten Humor und gute Laune Oberhand, aber auch der tiefere Sinn und Ernst der Volksmythe kommt daneben zu seinem Recht, und manche Kapitel, wie „Das zweite Gesicht" lassen auch das Gespenstische dieser alten Überlieferung vor uns aufleben.

Es kommt gerade diesen von mythisch-mystischen Nebelmänteln und Wolkenkappen verhüllten Erscheinungen zustatten, daß Josef Winckler über die Gestaltungskraft eines berufenen Erzählers verfügt und die ganze Umwelt seiner Heimat mit allen Einzelheiten liebevoll zugleich und künstlerisch zu erfassen, sie plastisch und farbig, mit kräftigem Realismus darzustellen weiß.

Illustrierte Rundschau

Der Bildhauer Ferdinand Liebermann ist ein Thüringer. Auf der Sonneberger Industrieschule, die so manche künstlerische Begabung gefördert hat, wurde sein Talent erkannt. München, Italien, Paris sind wichtige Stationen seiner Entwicklung. In München hat er sich niedergelassen. Der große Kreis seines Schaffens umschließt Monumental- und Kleinplastik. Unsere Abbildung zeigt ihn als einen empfindungsstarken und formvollendeten Künstler. Wie sprechend wird die Hingebung dieser Frau durch die ganze Haltung, vor allem aber durch Kopf und Hände verdeutlicht!

Vor kurzem ist Wilhelm Kuhnert 60 Jahre alt geworden. Ihm zu Ehren ist ein starker Band mit seinen Radierungen erschienen, schöngedruckte Wiedergaben mit einer liebevollen Einführung von Fritz Meyer-Schönbrunn und einem sorgfältigen Verzeichnis von Hermann Hirzel (Berlin, R. Hobbing). Das Buch heißt „Meine Tiere“. Es sind wirklich Kuhnerts Tiere! Er hat sie sich erobert, nicht bloß im Zoo. Er war einer der ersten, der unter Mühen und Gefahren in die Wildnis ging und dort vor der unverstellten Natur seine Studien machte. Auf ausgedehnten Jagd- und Malerstreifen hat er sich in den Tropen wie am Nordpol umgetan und reiche Beute mit nach Haus gebracht. Aus seinen unzähligen Skizzen sind dann in ruhiger Arbeit seine Radierungen geworden, Prachtstücke von zartem Reiz und kräftiger Wirkung. In der Hauptsache Tierbilder, aber auch treffsichere Charakteristiken fremder Völker und stimmungsvolle Schilderungen von Landschaften. Der frische Hauch der weiten Welt, der unverfälschten Natur weht durch diese Blätter, die jedem Kunstfreund, Tier- und Jagdliebhaber eine Fülle von Genuß bieten werden.



Hingebung. Bildwerk von Ferdinand Liebermann

Die Silhouetten von Schwind sind wie alle, die er geschaffen, Gelegenheitsarbeiten geselliger Laune, aber grade deshalb besonders frisch. Sie stammen aus dem Besitz von Dr. Edwin Rollett in Wien, der uns aus der Überlieferung seiner Familie einiges über ihre Entstehung zu berichten weiß. Sie gehören zu einer größeren Folge, die Schwind, wahrscheinlich im Sommer 1841, in Baden bei Wien ausgeschnitten hat. Er war dort Gast des Arztes Dr. Karl Rollett, in dessen Haus viele bedeutende Männer und Frauen verkehrten. Eines Tages, als man im Gartenhäuschen vergnügt beisammen saß, begann Schwind in Packpapier Silhouetten auszuschneiden, die Hausfrau, die Kindsmagd, die Freunde des Hauses, darunter sich selbst in der Uniform eines Polizisten der guten alten Zeit. Die lustigen Einfälle sind denen verwandt, die im gleichen Jahr auf einer Gesellschaft des Oberbaudirektors F. A. von Pauli entstanden sind und die wir im Augustheft 1922 veröffentlicht haben. Im ganzen sind es 28 spannlange Bilder, die in Gruppen zu sieben vier Geschichten erzählen. Ein Vierteljahrhundert haben sie als Fries das Gartenhäuschen geschmückt. Leider hatten ihnen



Löwenritt. Ausschnitt aus einer Radierung von Wilhelm Kuhnert
(Aus: Kuhnert „Meine Tiere“. Verlag von R. Hobbing, Berlin)

Wind und Wetter bereits manchen Schaden getan, bevor sie die Mappe des Sammlers in Sicherheit brachte.

Die Holzschnitte auf der letzten Seite stammen aus der Schule des Münchners Albert Fallscheer. Er gehört zu den seltenen Künstlern, die noch aus alter, guter Tradition die Kunst des Holzschneidens,

um die man sich lange nicht genügend gekümmert hat, beherrschen, und als ein vorzüglicher Lehrer hat er eine Anzahl von Schülern zu vortrefflichen Leistungen herangebildet. Die wenigen Proben, die wir bringen, zeigen,





daß er die Eigentümlichkeiten seiner Schüler sorgsam pflegt. Er denkt nicht daran, seine eigene Art etwa als die richtige den jungen Leuten aufzuzwingen. Wohl aber achtet er mit Festigkeit darauf, daß die Technik des Holzschnitts unverfälscht



zum Ausdruck kommt. Jedem dieser Blätter spürt man das Holz an, in das das Messer geschnitten hat. — Münchner Feste stehen noch heut in dem Ruf, daß sie nicht bloß geschmackvoll sind, sondern auch eine unnachahmliche Herzensfröhlichkeit atmen, und diese beiden Eigenschaften sind es, die auch unser Titelbild von Max Rimboeck auszeichnen. Das Gemälde ist eine zarte Harmonie von Grau und Grün, die durch Gold und ein paar ganz bescheidene Farbtupfen in dem Blumenstück an der Wand aufgefrischt wird. — Dem vor einiger Zeit verstorbenen Starnberger Maler Paul Thiem hat Henry Thode, der bedeutende deutsche Kunsthistoriker, ein schönes Buch gewidmet. Er sieht in ihm einen Künstler von echt deutscher Eigenart, deutsch auch insofern, als sein Werk nicht die verdiente Anerkennung bei seinen Landsleuten gefunden hat. Mit welcher Kühnheit und Selbstverständlichkeit verkör-







Schwindsche Scherenschnitte aus dem Wiener Gartenhäuschen des Dr. Karl Rollett



Holzschnitt-Exlibris von Hedwig Riegel

pert er auf unserem Bilde den Sturm in einem Riesen, der an dem Stamm der alten Eiche gewaltig rüttelt und sie zu zerbrechen droht (zw. S. 8 u. 9). — Aus einem der großen Bilder Canalettos, die zu den Zierden der Dresdner Galerie gehören, bringen wir einen Ausschnitt, und zwar in farbiger Wiedergabe (zw. S. 16 u. 17). Es wird auch den Lesern reizvoll erscheinen, mit welcher Sorgfalt der alte Meister eine Staatsaktion, die sich auf dem Dresdner Neumarkt vor der Frauenkirche abspielt, zu malen verstanden hat. — Zu den künstlerischen Verlusten des Krieges zählt Albert Weisgerber. Als er 1915 in Flandern fiel, sank eine der schönsten Hoffnungen der modernen Malerei ins Grab. Er war noch längst nicht fertig, aber seine stürmische Wildheit und sein überlegenes Können bürgten für künftige Meisterschaft. Sie läßt auch sein Absalom ahnen (zw. S. 24 u. 25). Wer an ältere Darstellungen gewöhnt ist, erschrickt zunächst über diesen zappelnden Mann mit dem gelben Schopf und den roten Hosen. Aber das Entsetzen der Flucht und des sicheren Todes wird durch die grellen Farben, die erregte Bewegung, die unheimliche Landschaft höchst eindrucksvoll symbolisiert. Weisgerber war von ursprünglichem Empfinden und von feinster Malkultur, recht geschaffen, ein Mittelsmann zwischen dem geschichtlich gewordenen Gestern und dem noch verworrenen Heute zu werden. — Oswald Poetzelberger, der Sohn des Stuttgarter Akademieprofessors, zeigt sich mit seiner „Sibylle“ (zw. S. 32 u. 33) als ein Künstler, der das Geheimnisvolle und nur Halbbewußte prophetischer Gabe überzeugend zu gestalten versteht. — Rudolf Hesses Gemälde ist ein festliches Prunkstück (zw. S. 40 u. 41). Der Glanz und Schimmer eines von tausend Lichtern durchfluteten Saales ist hier mit ungewöhnlichem Erfolg wiedergegeben. Wie ein goldener Rausch von Lebensfreude und Lebenskunst liegt es über diesem Bilde, das zu keiner Betrachtung im einzelnen einlädt, sondern im ganzen genossen werden will. — Ein elegantes Damenbildnis hat der Spanier Leo Fontan gemalt (zw. S. 72 u. 73). — Zum Schluß: Max Unold (zw. S. 112 u. 113). Dieser Schwabe aus Memmingen (geb. 1885) ist ein sachlicher Künstler. Er malt die Arbeiter, die sich aus gleichmäßiger Mühsal durch eine öde Landschaft heimwärts bewegen, ohne die soziale Sentimentalität, die den Impressionisten, ohne den sozialen Aufschrei, der den Expressionisten eigen war, sondern mit beherrschtem Blick auf das, was ist, und erzielt mit dieser ruhigen Betrachtung der Welt als einer Notwendigkeit in dem Beschauer das bezwingende Gefühl: an diesem sachlichen Bild ist nicht zu deuten und zu deuteln. **P. W.**



Holzschnitt-Exlibris von Max Eichheim

Holzschnitt-Exlibris von A. Dunze

Holzschnitt-Illustration von R. Raab



Berliner Bühnen

Die deutschen Dramatiker haben mitten in diesem Winter die Flucht in die Öffentlichkeit ergriffen; nicht die auf die Bretter, die ihre Welt bedeuten und die ihnen versperrt blieben, sondern die in die Tagespresse. Eine erschreckende und beschämende Statistik haben sie da zusammengestellt: Franzosen, Engländer, Italiener und Amerikaner beherrschen die deutsche, zumal die Berliner Bühne — während von den Theatern des seit Locarno uns bekanntlich so herzlich verbrüderten Feindbundes unsere deutschen Autoren nach wie vor verbannt bleiben. Die Bühnenleiter allein für ihre Stückauswahl verantwortlich zu machen, wäre ungerecht; das Publikum, das sich ganz wie vor dem ‚stählernen Bad' die flachsten und manchmal auch geschmacklos-eindeutigsten Schwänke ansieht und bejubelt, sofern sie nur im Ausland fabriziert und papriziert sind, ist zum mindesten ebenso schuldig.

Die Hellmer-Bühnen (Kleines Theater, Lessingtheater und Trianon) zeigen uns nur ausnahmsweise einmal ein deutsches Stück. Wie alle Theater ringen sie schwer ums Dasein. Sie müssen Erfolg haben, können sich kein Wagnis mit deutschen Talenten erlauben, denen die Publikumsgunst versagt bleibt. So griffen sie zu Birabeaus „Figuranten", einer schmissig gemachten Boulevardkomödie, über die nichts weiter zu berichten ist, als daß Erika Gläßner und Rosa Valetti im Kleinen Theater wieder einmal Gelegenheit hatten, ihre längstbekannte, einseitige Virtuosität zur Geltung zu bringen. Schlimmer liegt der Fall beim Lessing-Theater; es brachte Edmond Rostands Drama „Der junge Aar" in einer Nachdichtung von Klabund heraus. Während der Pariser Weltausstellung, vor einem Vierteljahrhundert, spielte die greise Sarah Bernhard im Renaissance-Theater den unglücklichen Sohn Napoleons: noch immer eine Meisterin darin, die eleganten Knallbonbonverse Rostands melodisch zu formen, indes im Blick, in der Erscheinung, in der Bewegung auch nicht eine Sekunde lang ein junger Mann, sondern durchaus eine wächserne alte Dame aus dem Raritätenkabinett. Aber die Pariser und deren Bummelgäste aus der halben Welt ertrampelten ihrer göttlichen Sarah („mais, monsieur, elle n'est pas actrice, elle est une institution française!") und dem rührseligen Stück einen Riesenerfolg. Die demokratischen Franzosen gebärdeten sich rasend vor Begeisterung, so oft eine Tirade den Glanz des unsterblichen Kaisers feierte. („Ihr seid mir scheene Rebubliganer!" würde eine in deutschen Landen wohlbekannte Majestät dazu sagen können.) Es lag ja wohl nicht der mindeste Grund vor, diese Napoleon-Verherrlichung ausgerechnet jetzt fürs deutsche Theaterpublikum wieder auszugraben. Wär's noch ein Dichtwerk von innerer Größe, das mit Herz und Geist und starker Kunst die Schranken zwischen den Völkern vergessen macht. Aber es ist — seien wir ehrlich — fürchterlich altmodischer Theaterplunder. Trotz Klabunds mit Schere, Nähnadel, Kamm und Benzin fleißig ordnender und säubernder Hand sah man den Staub fingerdick darauf. Vor fünfundzwanzig Jahren wirkte ein alter, kulissenehrlicher Dumas neben Rostand sehr veraltet — heute, in der Erinnerung, kommt einem Dumas viel jünger vor als Rostand. Berthold Viertels Regie hat sich wohl ehrliche Mühe gegeben, die alte Schwarte dem heutigen Geschmack mundgerecht zu machen. Aber die historischen Ausstattungsschwänke des letzten Jahrzehnts, die mit Cäsar, Napoleon, der Zarin Katharina und anderen großen Kanonen der Weltgeschichte respektlos Fangball spielten, haben den Purpur allzu billig gemacht. Und Shaw ist in seinen verblüffenden Einfällen immerhin lustiger als der süßliche Rostand. Bliebe noch der Reiz einer großen, glänzenden, verschwenderischen Ausstattung. Aber dazu reichten die Mittel nicht; es wäre auch schade ums Geld gewesen. Was man erlebte, war Maskengarderobe. Den Herzog von Reichstadt, der sich fünf Akte lang mit hysterisch - größen-



Erika Gläßner in Birabeaus „Figuranten"
Kleines Theater

wahnsinnigen Flucht- und Umsturzgedanken trägt, um im sechsten brav in seinem molligen Arrest zu bleiben, weil er (hélas, ein ritterlicher Franzose!) Angst hat um das Schicksal einer ihm freundlich ergebenen kleinen Comteß, — diesen kümmerlichen Ableger Napoleons gab man hier in Berlin zum Glück nicht wie in Paris als Hosenrolle. Lothar Müthel spielte ihn, so jung und nett er konnte. Oskar Homolka mimte den alten Grenadier Napoleons, wie ihn Rostand eben geformt: praktikables Versatzstück für patriotische Vereinsangelegenheiten der Grrrande Nation: „Den Kaiser, den Kaiser zu retten!" Unmöglich war und blieb die Figur des Fürsten Metternich, der, nächtlings von einem napoleonischen Verkleidungsspuk genarrt, einen Beckmesser-Verfolgungswahn glaubhaft machen soll. Wie sich das kleine Kaliber der Pariser Weltbesieger doch billig amüsieren kann: aus Metternich wird eben ganz einfach ein Trottel gemacht, und dann zuckt man überlegen lächelnd die Achsel. Der letzte Akt, in dem der sterbende „junge Aar" mit seiner Babywiege spielt, ist von einer unerträglichen Rührseligkeit. Theaterpappe, die nach altem Leim riecht, das ganze Stück. Und auch die Aufführung.

Nach Rostand kam im Lessing-Theater ein anderer Ausländer zu Wort, aber diesmal ein Großer der Weltliteratur: August Strindberg. Wie war es doch gleich? Als Rostand als der Große galt, glomm Strindbergs Lichtlein erst ganz winzig klein. Es flackerte unruhig und konnte in der Mitternachtssonne der Björnson und Ibsen schon gar nicht aufkommen. Heute blickt Strindberg als großer Toter auf eine posthume Ehrenrettung zurück, wie sie nur Kleist und Hebbel zuteil geworden ist. Und das Festmahl war so hastig inszeniert, daß sich das Berliner Publikum beinahe den Magen daran verdorben hat. Es weiß, daß es keinen vergnügten Abend vor sich hat, wenn es in ein Strindbergsches Stück geht. Indes: wer sich jetzt „Karl XII." ansah, brauchte es nicht zu bereuen. Heinrich George spielte diesen Schwedenkönig, der von seinen wilden russischen und finnischen Feldzügen als ein Geschlagener, vom ausgehungerten Volk Gehaßter, als Schwerleidender, Einsamer, dem Wahnsinn Verfallener in die zerstörte Heimat zurückkehrt. Die Regie hat es wundervoll verstanden, die mystische, gruselig-bange Stimmung dieses historisch-dramatischen Epilogs herauszuarbeiten. Homolka war wiederum vortrefflich als alter Feldsoldat, diesmal nicht der Gloireverkünder seines Feldherrn, sondern sein haßzitternder Ankläger. Eine einprägsame Leistung bot Wladimir Sokoloff als der vom Hof des Schwedenkönigs verjagte Zwerg Luxembourg: eine von Shakespeare-Geist erfüllte, melancholische Spaßmachergestalt, auch äußerlich in der Clownhockfigur täuschend nachgeahmt, in Blick und Ton und Geste geradezu rührend.

Die Saltenburgbühnen zollten im Wallnertheater den üblichen Tribut ans Ausland in der belanglosen, aber mit Winterstein und der Heims virtuos gespielten Komödie „Fäden" von Frank Stayton und stellten — als ihren ersten deutschen Dramatiker — Georg Kaiser gleich an zwei ihrer Filialen heraus: es gab da eine Wiederaufnahme der witzigen Gesellschaftsparodie „Kolportage" (das alte Steckenpferd, von Shaw schon mehrfach vorgeritten, daß es nicht auf Geburt und Blut, sondern lediglich auf das Milieu ankommt, in dem man aufwächst) und, im Theater am Schiffbauerdamm, ein fünfaktiges Bühnenspiel „Die jüdische Witwe". Else Eckersberg als Judith, Adele Sandrock als Mutter, Homolka als Holofernes, Raoul Lange als Jerusalemer Hohepriester. Eine recht widerliche Verspottung alttestamentarischer Vorkommnisse, von einer Eindeutigkeit, vor der in der schlechten alten Zeit nicht nur die Zensur, sondern auch der Geschmack der Gebildeten in Parkett und Rängen die Öffentlichkeit bewahrt hätte. Eine schweigende Ablehnung genügt heute nicht, man gab das übelduftende Zerrspiel also ruhig weiter. Im Lustspielhaus tummelten sich amüsantere Nachfahren dieser alttestamentarischen Herrschaften im zweiten Teil von „Potasch und Perlmutter". Wer im Filmgeschäft Bescheid weiß, wird über die Selbstpersiflage dieser Neuyorker Schwankhelden ebenso herzlich lachen, wie's die Konfektionäre vom Hausvogteiplatz beim ersten Teil getan. Aber man sähe derlei Sachen doch lieber nur im Herrnfeldtheater.

Im Theater am Kurfürstendamm gab es natürlich auch wieder Auslandsware: das Schauspiel „Regen" der Amerikaner Somerset Maugham und C. Randolph. Aber hier handelte sich's doch wenigstens um ernst zu nehmende schauspielerische Aufgaben. Die Regie führte Reinhardt, der Eindruck war stark, so reißerisch und äußerlich die ganze Mache des Stücks auch ist. Zwei der ursprünglichsten Gestalter der deutschen Bühne trugen zu dem Erfolg wesentlich bei: Klöpfer und die Dorsch.

Eine leichte Fliege, irgendeinem Freudenhaus entsprungen, in San Franzisko längst gesucht, weil sie eine Zuchthausstrafe abzubüßen hat, landet auf einer Südseeinsel und bestrickt sofort die ganze weibhungrige Männerwelt. Ihr erbitterter Gegner ist der von ihrem Wesen und Treiben zuerst tief angewiderte Missionar. Er will diese Seele retten. Sie verhöhnt ihn, er erträgt jede Demütigung, weil er glaubt, in Gottes Auftrag zu handeln. Aber die Verführung sucht auch ihn heim. Er will sich im Gebet retten. Seine ringende Kraft ist so stark, daß schließlich auch die Dirne im Innersten gepackt wird. Heilsarmeeatem umfängt uns. Sie ist bereit, die Strafe in San Franzisko auf sich zu nehmen, und weist die äußere Rettung zurück, die ihr ein neuer Freund anbietet. Aber in einer tropisch schwülen Regennacht

unterliegt der Missionar dem rauschenden, lockenden Blut. Am andern Morgen überfällt ihn die Reue, er schneidet sich am Strand die Kehle durch. Die Dirne, die jetzt über ihre religiöse Bußfertigkeit verächtlich lacht, weil ihr Heiliger sich doch auch nur allzu menschlich gezeigt hat, ergibt sich dem alten Leichtsinn. Die Tropenschwüle der Regenzeit teilt dem Stück ein teils lähmendes, teils aufpeitschendes Tempo mit. Alle Äußerlichkeiten der Umwelt, in der diese halbverkommenen, dem Suff ergebenen, mit Eingeborenen sich paarenden Insulaner leben, sind greifbar dargestellt. Klöpfer hat in dem Ringen nach Erlösung von dem Übel ergreifende Töne, Käthe Dorsch gibt die Wandlungen der Dirne zur Büßerin und wieder zurück ins alte Laster mit erschütternder, dann grauenhafter Echtheit. Vorzügliche Gestalten stellen Hilde Wangel als verschlampte Niggersfrau, Homolka als Wirt, Lucie Höflich als Missionarsfrau auf die Bretter. Eine bis in die letzte Nebenrolle — und bis auf den unbarmherzig tropfenden und klopfenden Regen — vorzüglich durchgearbeitete, ganz in sich geschlossene Vorstellung.



Erika von Thellmann in Edmond Rostands Drama „Der junge Aar". Lessing-Theater

Um bei Reinhardts Bühnen fortzufahren: in den Kammerspielen wurde unter Paul Henckels' Regie das vieraktige Schauspiel „Ramper" von Max Mohr (tatsächlich einem deutschen Bühnenautor!) mit ähnlichem Erfolg gegeben. Ramper, ein Flieger, ist mit seinem Maschinisten bei einem Depot im Grönlandeis stecken geblieben. Keine Rettung denkbar. Der verzweifelnde Maschinist macht seinem Dasein ein Ende, Ramper bleibt, lebt in der grauenvollen Einsamkeit weiter, vertiert allmählich, wird aber nach zwanzig Jahren von einer Expedition aufgefunden und nach der Heimat überführt. Aus dem Krankenhaus „erwirbt" ein Varietébesitzer dieses lebensfremde „schlafende Tier", weckt es allabendlich für eine Zurschaustellung und macht mit dieser Nummer sein Glück. Ein ehrgeiziger Arzt kauft ihm das Objekt ab, um es wieder zum Leben zurückzuführen. Das gelingt ihm. Mehr als geahnt. Die Frau des Arztes erwärmt sich für das duldende Opfer der kalten Wissenschaft. Ramper wird allmählich hellwach. Der Patient entflieht mit der Arztfrau, nachdem er den ihm verhaßten Assistenten erwürgt hat. Beide verleben trübe Zeiten, denn Ramper kennt jetzt nur noch die eine Sehnsucht: wieder ins Grönlandeis zurückzukehren, fern der Welt, fern der Zivilisation das alte, dumpfe Hinvegetieren wieder aufzunehmen, eine Sehnsucht, die sich schließlich erfüllt. Es ist kein Drama, sondern eine Art Ballade. Über schwere Hindernisse der Fabel, wie die, daß Ramper nach seinem Totschlagverbrechen doch wohl von irgendeinem Staatsanwalt gesucht werden würde, setzt sich der Autor flott hinweg. Allerlei Breiten hemmen immer wieder den Fluß. Aber es liegt doch eine beachtenswerte Kraft in diesem Neuen. Sehr hübsch wird der träge Tag des Schlafenden immer wieder unterbrochen durch die lustig und natürlich gezeichneten Typen aus dem Varietéleben. Die Darstellung mit — nun, selbstverständlich mit Paul Wegener, denn wer könnte den Ramper sonst geben —, mit Franziska Kinz als Arztgattin und Anni Mewes als mütterlich-junger Artistenfrau, war so trefflich durchgearbeitet, daß viele Sprünge und Risse und Längen und Unwahrscheinlichkeiten des Stücks völlig überpflastert schienen.

Ein paar Tage vor Weihnachten ward im Theater am Schiffbauerdamm einem jungen rheinischen Dichter ein durchschlagender Heiterkeitserfolg beschert. Karl Zuckmayer, der vor Jahren mit einem furchtbar tiefsinnigen Drama debütierte (wer über zwanzig Jahre alt war, konnte es schon gar nicht mehr verstehen), hat da einen „Fröhlichen Weinberg" auf die Bretter gestellt — mit Rheinweinlaune, Winzern, Kellnerinnen, Besoffenheit, Weinjuden, Männergesang, Liebeslauben, Misthaufen und herzerfrischender Wirtshauskeilerei. Er nimmt kein Blatt vor den Mund. Keinerlei Naturalia, die er nicht mit dem deutschen



Käthe Dorsch, Eugen Klöpfer, Paul Henckels, Liselotte Denera und Lucie Höflich in Maugham und Randolphs „Regen“. Theater am Kurfürstendamm

Kennwort bezeichnete. Lachsalven quittieren diese mit Behagen ausgesprochenen Unaussprechlichkeiten voller Dankbarkeit. Auch die Grundidee weicht bisheriger bürgerlicher Übung aus: Der Weingutsbesitzer Gunderloch läßt sich als Schwiegersohn nur einen jungen Mann gefallen, der ihm im Liebesspiel mit seiner Tochter bereits nachweisbar begründete Aussicht auf Großvaterfreuden eröffnet. Der Assessor Knuzius, von dem das wackere Klärchen erzählt, daß er immer gleich einschläft, scheint nicht der richtige Bewerber. Da ist Jochen Most, der Rheinschiffer mit dem tätowierten Oberarm, schon ein anderer Kerl. Um mehr als diese für den Stammbaum der Familie Gunderloch allerdings sehr wichtige Frage dreht sich's im „Fröhlichen Weinberg“ nicht. Den eigentlichen Erfolg bestreitet die Staffage, die ganz köstlich und von Dr. Reinhold Bruck famos in Szene gesetzt ist. Den beiden klassischen Prügelszenen — der in den „Meistersingern“ und jener in den „Kreuzelschreibern“ — hat Karl Zuckmayer im 2. Finale seines Lustspiels ein neues Muster gesellt. Das Publikum brüllt und stampft und wiehert vor Lachen, wenn Eduard v. Winterstein als Gunderloch mit Riesenkraft die ganze besoffene Wirtshausgemeinde kurz und klein haut und durch Tür und Fenster schmettert. Julius Falkenstein (der nur leider im Schlußakt eine Betrunkenenszene schrecklich ermüdend ausspinnt) hat als blasser Gardeassessor überwältigend komische Augenblicke. Und auch Hans Waßmann als „rückständiger Nationaler“ darf nicht vergessen werden. Der Verfasser hat schlauerweise sowohl nach links wie nach rechts hin tüchtige Pritschenschläge ausgeteilt, die verluderten „Veteranen“ sind zum Glück nur solche aus dem Chinafeldzug, und die Komik der immer rasch retirierenden jüdischen Weinreisenden ist zwerchfellerschütternd. Man kommt gar nicht zum Nachdenken, solang sich auf der Szene alles vertobakt. Aber ohne allen Widerspruch wird dieses vom echten Naturalismus beliebig in die Kulissen-Romantik von Alt-Heidelberg und dann wieder in die bedenkenloseste Posse kollernde Lustspiel in manchem deutschen Länderstrich kaum bleiben. Und man wird gut tun, zu mildern.

Barnowsky hat auf seinen Bühnen wieder ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet. In der Tribüne gastierte Alexander Moissi in einem zwar sehr originellen, aber seltsam kühl lassenden Schauspiel Pirandellos: „Heinrich der Vierte“. Ein italienischer Schloßherr ist dem Wahnsinn verfallen. Er spielt die Rolle des Canossa-Gängers, seine ganze Umgebung spielt die Maskerade mit. Aber der Irre hat lichte Augenblicke, in denen er die willfährigen, um der guten Bezahlung halber bei ihm aushaltenden Mitspieler in ihrer ganzen Erbärmlichkeit durchschaut und festnagelt. Ein lang zurückliegender Eifersuchtskonflikt findet zwischen Wahnsinn und Klarheit seine Lösung: Heinrich der Vierte schlägt den verbrecherischen Nebenbuhler in spätem Racheakt nieder. Pirandello spielt da wieder einmal mit der Spannung des Zuschauers: ist die Tat im Irrsinn oder in der vollen Verantwortlichkeit geschehen? Das Stück gibt lediglich dem Träger der Titelrolle die Möglichkeit zu schauspielerischer Leistung. Mit reifer Kunst, ohne alle Mätzchen, führt Moissi die schwere und nicht sonderlich dankbare Aufgabe durch. Am packendsten in den Übergängen aus der geistigen Umnachtung in die Erkenntnis seines Zustands.

Im Theater in der Königgrätzer Straße ließ Barnowsky dem ersten Abend von Shaws „Zurück zu Methusalem“ den dritten, vierten und fünften Teil folgen. Die Bilder spielen im Jahr 2170 in England, im Jahr 3000 in Irland und im Jahr 31 920 irgendwo in einer Hügellandschaft. Solang

die Vergleiche mit der Welt von heute noch zu ironischen Bemerkungen und witzigen Bosheiten Anlaß geben, ist Shaw der Hörer sicher; aber das Interesse erlahmt, wenn die blutleeren Schemen spätester Jahrtausende Gestalt gewinnen sollen. Es ist alles sehr geistreich gemacht, beim Nachlesen des umfangreichen Buches bekommt man vor dem tiefen Lebensernst dieses irischen Spötters auch gewaltigen Respekt, — aber es ist eine Beschäftigung für Philosophen, Literarhistoriker und Professoren der Kulturgeschichte, den eigentlichen Wert dieser Arbeit zu ermitteln, der Theaterbesucher wird bereits im Jahre 3000 von solcher Kälte angeweht, daß er die szenischen Vorgänge nach 28 Jahrtausenden nur noch im halbstarren Zustand über sich ergehen lassen kann. Barnowsky hatte beste Kräfte aufgeboten: Tilla Durieux, Fritz Kortner, Kurt Götz, Theodor Loos, Rudolf Forster, Wilhelm Dieterle, Anna Kersten, Fritta Brod. In der Erinnerung fortleben wird wohl nur die Gestalt des ewig lächelnden Konfuzius, die Fritz Kortner im dritten Teil hinstellte, in jener Epoche, in der die Verwaltung der britischen Inseln in die Hände der Chinesen und der Neger übergegangen ist. (Die Engländer sind, sofern sie nicht am Verhandlungstisch sitzen, gutmütige Leute, denn sie haben



Franziska Kinz in Max Mohrs Schauspiel „Ramper“
Kammerspiele



Paul Wegener in Max Mohrs Schauspiel „Ramper“
Kammerspiele

Bernhard Shaw noch nicht zum Galgentod verurteilt wie seinen Landsmann Sir Robert Casement, der ihnen doch viel weniger gefährlich gewesen wäre.)

Dem geistvollen Iren folgte an derselben Stätte eine witzige Pariser Autorenfirma — de Flers & de Croisset —, deren Lustspiel „Die neuen Herren“ eine schneidige Verulkung des parlamentarischen Systems und des eng damit verbundenen Aufstiegs des vierten Standes in die Klubsessel der Aristokratie und Bourgeoisie darstellt. Ralph Arthur Roberts, der auch die Regie dieses technisch sehr gut aufgebauten und im Dialog glänzend geschliffenen Stücks geführt hat, gibt den jungen Proletarier, der rasch vom Arbeiterrat zum Minister avanciert und ebenso rasch in die satte Bedeutungslosigkeit eines Pöstcheninhabers im Völkerbund hinuntersinkt. Sein Gegenspieler ist Hans Junkermann als Graf Soundso. Ganz Friedrich Haase — oder wie sonst etwa Ralph Arthur Roberts. In der Mitte steht eine hübsche kleine Schauspielerin, um die sich der Kampf zwischen den alten und den neuen Herren der politischen Lage abspielt. Der gepflegte Alte trägt schließlich den Sieg davon — aber der Junge behält die Erinnerung an eine stürmische Hotelnacht. Karola Toelle spielt das Weibchen. Sie spielt es, ihrer feinen Anlage entsprechend, so fein und deutsch und herzenstapfer, daß der Zuschauer in einige Verwirrung geraten kann. Denn eigentlich ist sie von den beiden Parisern doch wohl als viel leichtere Ware gedacht . . .

Als Silvesterpunsch kredenzte Barnowsky im Theater in der Königgrätzer Straße einen uralten Wiener Heurigen, Nestroys klassische Gesangsposse „Einen Jux will er sich machen“. Die Überraschung des Abends:

Elisabeth Bergner als der Lehrjunge Christoferl, der mit dem Herrn Kommis auf Abenteuer auszieht. Unsere heilige Johanna und arme kleine Hai-Tang aus dem „Kreidekreis“ ist bei Gott keine Soubrette, Singstimme hat sie auch nicht, aber es steckt doch eben ein so großes Künstlertum in ihr, daß Rührung und Bezauberung auch durch die Selbstpersiflage hindurch uns packen. Man wird das putzige Jüngelchen mit dem blonden Schopf, den karierten Hosen und dem knitzen Näschen nicht mehr vergessen. Rudolf Forster kann natürlich ebensowenig einen Schwankliebhaber spielen — aber bei ihm merkte man's. Drollig der unverwüstliche Karl Etlinger als Hausknecht, fesch und mollig Dagny Servaes als junge Witwe. Die Bühnenregie voller lustiger Einfälle.

Die Volksbühne lud zu Dietzenschmidts Volkskomödie „Vom lieben Augustin“. Der Wiener Straßensänger des bekannten wehmütigen Gassenhauers, der auch in der Türkenzeit, als die Pest in der Stadt ausbrach, den Humor nicht verlor, fiel in seiner Trunkenheit einmal des Nachts in die Pestgrube, schlief unter den Pestkranken, kroch am anderen Morgen knallgesund wieder heraus und sang und trank lustig weiter. Auf dieser chronistischen Überlieferung baute Dietzenschmidt sein Stück auf. Die Pest wird durch ein weibliches Scheusal personifiziert, das mit dem lieben Augustin einen Pakt eingeht. Geld, Liebe, Macht wird ihm für drei Tage gewährt. Aber das böse Geld macht seine Umgebung zu Betrügern, seine neue Freundin, die Miezerl, bietet ihm ihre Liebe nur um seines Reichtums willen, und im Sultanslager — in recht albernen Maskeradeszenen — erkennt der liebe Augustin dann auch die Sinnlosigkeit aller Machtmittel. Aus dem Orchester tauchen immer wieder die steifen Gestalten der Pestleichen auf, die ihn locken: „Komm, Augustin! — Zuerst pfeift er ihnen was. Aber zum Schluß des dritten Aktes steigt er mit dem Pestweibel (das sich ab und zu in seine Jugendliebe verwandelt, um die Symbolik noch ein bissel mehr zu verwursteln) über den Souffleurkasten in die Pestgrube hinunter. Granach war ein humorloser Augustin. (Mehr Aujust aus Berlin N.) Fränze Roloff unerträglich in ihrer aufdringlichen Schärfe und Geschäftigkeit. (Vom Weaner Maderl wahrhaft keine Spur.) Eine unglückliche Hand hat die Leitung der Volksbühne bei der Auswahl ihrer modernen Stücke. Das „Volk“ hat sich bei diesem „lieben Augustin“ ehrlich gemopst.

Nach dem Zentraltheater rief der Engländer Jerome K. Jerome. Ein „Schauspiel in einem Prolog, einem Spiel und einem Epilog“ wurde von ihm gegeben. Es hieß „Der Fremde“. Das Stück, das er da spielen läßt, hat vor ihm schon einmal Maxim Gorki geschrieben. Dort war's in ein Nachtasyl verlegt — hier rollt sich's in einer Londoner Fremdenpension ab. Die Pensionsinhaberin ist eine Betrügerin mit einer schmutzigen Magd, die Gäste: eine geschminkte Kokette, ein großsprecherischer Tagedieb, ein geldgieriges junges Mädchen, ein lüsterner Alter, ein Gauner, ein Flegel ... Da kommt nun ein Fremder ins Haus, ein schlichter, gütiger, bescheidener, grundehrlicher, warmherziger Mensch. (Erwin Kaiser gibt ihn sehr sympathisch.) Und dieser Fremde aus dem Hinterzimmer im dritten Stock krempelt die ganze widerliche Gesellschaft um. Gewiß, er paukt Moral. Aber er tut es mit unendlich viel Grazie. Man muß ihm zuhören. So erleben wir amüsiert und zugleich gerührt die Wandlung all der Gestalten: aus jeder wird der gute Kern herausgeschält. Die Witwe erinnert sich, daß sie Dame ist, das Stubenmädchen bohrt nicht mehr mit dem Finger in der Nase, das junge Mädchen, das



Alexander Moissi, Frl. Sagan und Karl Etlinger in Pirandellos Schauspiel „Heinrich IV.“. Tribüne



Lina Lossen in Bernhard Shaws „Kapitän Braßbounds Bekehrung". Staatl. Schiller-Theater

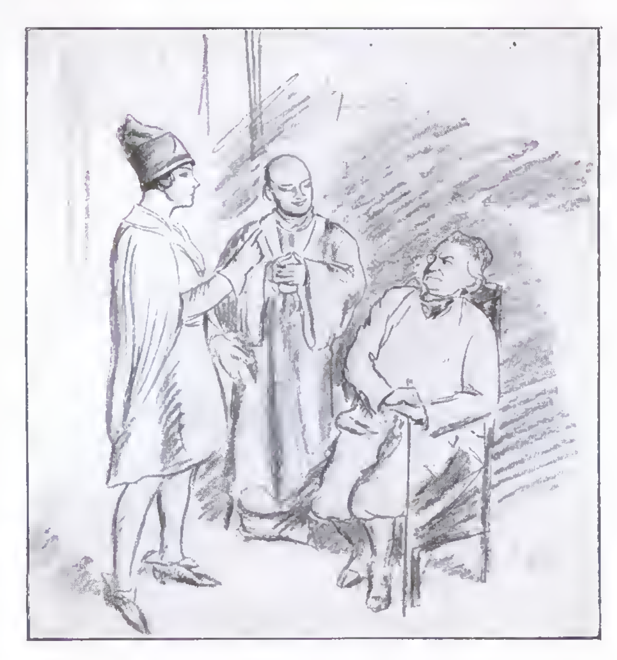
sich verkaufen wollte, besinnt sich in letzter Stunde, der Wüstling, der Gauner und der Flegel werden noch ganz verständige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Im dritten Akt geht die seelische Läuterung ein bißchen allzu geschwind im Tempo des Großreinemachens. Es fehlt auch zum Schluß eine Spannung, ein neuer Einfall. Jerome ist eben doch kein gerissener Dramatiker. Die Aufführung war überraschend gut. Helene Weigel gab das Dienstmädchen, das aus seinem Elend und Schmutz heraus die Lockung zum Reinen und Guten empfindet, in überzeugender Echtheit.

Und nun abermals das Stück eines Briten!

Im Staatlichen Schiller-Theater Shaws „Kapitän Braßbounds Bekehrung". Da Paul Fechter im nächsten Heft eine tiefgründige Studie über den in Berlin nun bald mit seinem gesamten Lebenswerk zu Wort gekommenen Iren veröffentlicht, sei hier nur berichtet, daß diese amüsante Komödie in Friedrich Neubauers Inszenierung eine sehr wirkungsvolle Wiedergabe fand: Lina Lossen trägt das Stück als welterfahrene, menschenüberlegene Lady, die mit Seeräubern, Negern — und sogar mit ihren eigenen Landsleuten — spielend leicht fertig wird. Ferdinand Hart, Jakob Tiedtke, Gad Shelaso, Albert Patry unterstützten sie aufs beste.

Das große Ereignis der Staatsoper war die Erstaufführung des „Wozzeck". Bei der halböffentlichen Generalprobe soll man handgreiflich geworden sein. Am ersten Abend setzte es Urteile wie „infame Katzenmusik". Aber die neue Gemeinde der „Atonalen" jubelte Herrn Alban Berg aus Wien, den Komponisten, mit starker Lungenkraft immer wieder vor die Gardine.

Georg Büchners trockenes, trübes, trauriges Alltagsdrama aus dem Leben des armen Soldaten, der eine Dirne zur Mutter gemacht hat, von ihr mit dem eitlen Tambourmajor betrogen, von dem glücklichen Nebenbuhler verhöhnt und mißhandelt wird, der die Ungetreue im Wald ersticht und sich selbst dann im Teich ertränkt, spielt sich fern der eigentlichen musikalischen Welt ab. Eine wenig glückliche Idee, diese nüchtern vorgetragenen Realitäten zum Vorwurf einer Oper zu erwählen. Wo der verführerische Glanz der „Carmen" fast dasselbe Sujet in soviel unsterbliche Kulissenromantik gewiegt hat, daß dagegen kaum mehr aufzukommen ist. Eine Oper hat uns Alban Berg nun auch wahrlich nicht geschenkt. Auch kein Tondrama. Die fünfzehn kurzen Szenen bilden vielmehr ein umfangreiches Melodrama mit langen Zwischenspielen. Die menschliche Stimme ist nur selten zu wirklichem Gesang verwendet. Die Sprechstimme wird rhythmisch benutzt, gelegentlich auch im Halbgesang; wenn sie allmählich, in Ekstasen und in höheren Registern, ins Singen verfällt, dann gibt es kaum Melodien alter Art auszuspinnen. Es sind mehr Aufschreie. Aber



Tilla Durieux, Fritz Kortner und Kurt Götz in Bernhard Shaws „Zurück zu Methusalem". Theater in der Königgrätzer Straße

so schmerzlich die Dissonanzen, die keine Auflösung finden, die Sekunden- und Quartengänge das Gehör belästigen: der Stimmungsgehalt einzelner Bilder wird doch in einer eigenartigen und fesselnden Untermalung durch das Orchester festgehalten. Im Bild der schlafenden Soldaten in der Kasernenstube wirkt ein leiser, wortloser Chorgesang ungemein wehe, rührend und beängstigend. Es liegt viel raffiniertes Können in der Verwendung dieses Riesenapparats. Oft freilich ist man ketzerisch genug, dem Komponisten vorzuschlagen, die Naturlaute, die er da im Orchester umständlich zusammenbraut, doch lieber der Einfachheit halber dem Inspizienten zu übertragen: der Donner- und Windmaschine, der Regentrommel. Die naturalistische Nachahmung scheußlicher Zusammenklänge, wie sie unglücklicherweise einmal ein Jahrmarkt oder eine Dorfmusikantenkapelle unsern Ohren zumutet, verführt den ehrgeizigen Komponisten, der uns nichts, aber auch nichts ersparen will, sogar ein verstimmtes Klavier in die szenische Musik einzufügen. Bergs Anhänger sind begeistert über diesen genialen Einfall. Andern tut es bloß wehe. Alle neuen Wirkungen, die Hector Berlioz in seiner Instrumentationslehre vor dreiviertel Jahrhundert erklügelt hat, sind längst Gemeingut der Komponisten nach Wagner geworden. Jeder neu erprobte Effekt geht sofort in die allgemeine Rüstkammer der Modernen über. Hat Strauß die starke Wirkung bei der Hinrichtung Johannis des Täufers mit einem ganz bestimmten Creszendo der tremolierenden Geigen erzielt, so wird sie Alban Berg bei dem Todesstreich, den der verzweifelte Wozzeck seiner Geliebten versetzt, um das Zehnfache steigern. Ein einziger Ton, erst von den Geigen, dann von allen Streichern angestimmt, von den Holz- und Blechbläsern aufgenommen, schließlich von den Pauken, in einem Creszendo bis zum Fff. Kurze Pause. Einzelne, unrhythmische Schläge. Und das Ganze gleich noch einmal wiederholt. Für jeden, der in der Technik der Orchestersprache Bescheid weiß, gibt es fortgesetzt interessante Effekte. Aber ist Alban Berg ein Schöpfer? Er beherrscht die heute fast schon Klischee gewordene atonale Sprache. Die Stimmen werden, oft in geistreichen Beziehungen, unbekümmert um den Zusammenklang nebeneinander geführt. Das Ohr mag sich das herausholen, was es verfolgen will. Die von Bach bis Reger zur reichsten und dabei doch klarsten und übersichtlichsten, Architektur gewaltiger Dombauten geführte Kontrapunktlehre existiert für diese neuen Herrschaften nicht. Auf den Zusammenklang, den Querschnitt der Partitur, kommt es ihnen nicht an. Sie berufen sich darauf, daß weder Beethoven noch Wagner der schwere Vorwurf erspart geblieben sei: was sie schrieben, sei Sünde wider den Heiligen Geist. Nun, wenn das Gehör unserer Urenkelkinder einmal Gefallen an der Musik der jetzt in Österreich, Rußland und Galizien gegen alle harmonischen Gesetze mit vereinten Kräften anstürmenden neuen Propheten finden sollte, so brauchen wir uns in unsern Friedhöfen dann nicht als rückständige und engherzige Beckmesser verhöhnen zu lassen: die Berliner Staatsoper hat dies anspruchsvollste aller je geschriebenen Musikdramen in unermüdlichem Fleiß eingeübt und, mit besten Kräften besetzt, vorgeführt. Kleiber dirigierte, Hörth inszenierte, Aravantinos stattete aus, Schützendorf gab den Wozzeck, Sigrid Johansen die Maria. Die Stimmen auswendig zu lernen, muß furchtbar schwer gewesen sein. Es gibt im „Wozzeck“ aber den Trost für die Sänger: wenn sie anders singen, als der Komponist es vorgeschrieben, dann merkt's im ganzen Hause kein Mensch. **P. O. H.**



Sigrid Johansen als „Marie“ in Alban Bergs Oper „Wozzeck“. Staatsoper

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Ein Kinderbrief.



Liebe Tante Mitze!

Wir haben jetz auch ein ~~Br~~ brüderchen und das brült immer so und da # kommt die Mutter und schmiert in der ≠ mit weissen zeug ein und dan kommt butter darauf und da lacht er.

Deine Nichte

Trude.

L. M.!

Trude meint mit dem „weissen zeug und dem butter" Vasenol = Wund- u. Kinder Puder und Paste.[x] Das funktioniert grossartig; wenn du es noch nicht hast für Euer Lilli, dann aber dalli!

x) Kostenpunkt nur 75 Pfg.!

Herzlichst
Deine Else.

Dr. Oetker



Puddings

sind wohlschmeckend,
nahrhaft, preiswert,
außerdem **einfach und leicht** zu bereiten.

Sie werden ohne weiteres sofort erkennen, daß diese Eigenschaften sowohl für die einfache, als auch für die feine Küche von großer Wichtigkeit sind.

Ein **Oetker-Pudding,** den Sie mit Milch, Butter, Zucker und nach Belieben mit einem Ei herstellen, kostet nur ca. 33 Pfg. und ist für mindestens 4 Personen ausreichend. Immer ist es eine Freude, zu sehen, mit welchem Hochgenuß solch appetitlicher Pudding von jung und alt verzehrt wird. Selbst der verwöhnteste Geschmack wird mit den **neuen Oetker-Feinkost-Puddings zufriedengestellt.**

Achten Sie beim Einkauf bitte auf die Originalpackungen mit der Schutzmarke **„Oetker's Hellkopf".** – Verlangen Sie in den einschlägigen Geschäften kostenlos die beliebten **Oetker-Rezeptbücher,** wenn vergriffen, umsonst und portofrei von

Dr. A. OETKER, BIELEFELD



Glastiegel Mk. 1.50. Reine Zinntuben Mk. 1.—

Der Beobachter

Japanische Tempel und Schlangen

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

Besonders reich ist Japan an Feiertagen, die auf einzelne Berufe verschieden verteilt sind. Die Barbiere etwa feiern an jedem 17. und 20. des Monats. Beruflich sind noch andere Merkwürdigkeiten zu verzeichnen. Weniger in Tokio, wo es offenbar zu viele gibt, als an anderen Orten, sahen wir Männer, auch auf dem Fahrrad, deren Rock auf der Rückseite in japanischen und englischen Worten den Beruf anzeigte, z. B. „Tischler", „Schlosser".

Über Japans Naturschönheiten gibt es ja nur eine Stimme in der ganzen Welt: die der Bewunderung. Am schönsten soll die japanische Landschaft im Regen sein; jedenfalls soll sie von Malern bevorzugt werden. Japan ist freilich das Regenland. Durchschnittlich regnet es hier wohl jeden zweiten Tag. Von Chinas brennender Hitze ist hier ebensowenig zu spüren wie von den dort wochenlang herunterstürzenden Wassermassen, die man kaum noch Regen nennen kann. Hier ist alles ausgeglichen, das Bizarre und Groteske auch in der Natur gemildert. Wer aus der graugelben chinesischen Öde hierher fährt, glaubt sich auf eine Insel der Seligen versetzt: grüne Wiesen und Wälder, Orangenhaine, schroffe Felsen, lachende Täler und vor allem neben tiefblauen Seen fließendes Wasser. Wer mit deutschen Gebirgserinnerungen das nach vierjähriger Entbehrung wiedersieht, der allein kann unsere ersten Gefühle auf japanischem Boden ganz nachempfinden.

Vorbereitet waren wir schon durch das prächtige Reisebuch „Fernost" des bekannten Leipziger Philosophen Hans Driesch (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1925). Von seiner Gattin auf seiner letzten ruhmvollen Weltreise begleitet und in diesem Buche feinsinnig unterstützt, hat er hier Landschafts- und Kulturbilder entrollt, Aus- und Fernblicke getan, die in ihrer Art heute nicht ihresgleichen haben. Eine große Anzahl photographischer Aufnahmen erhöht die Anschaulichkeit des Werks, das auch uns vorher wertvolle Winke und Aufschlüsse gab. Wir waren daher nicht im Zweifel über die Hauptziele unserer weiteren Ausflüge und Reisen von Tokio aus.

An der Spitze steht, wie ich kaum zu sagen brauche, das alte Nikko. „Nikko wo minai uchi wa, kekko to iu na", zu deutsch: „Brauche nicht das Wort großartig, bevor du Nikko gesehen." Dieses japanische Sprichwort bezieht sich auf die Tempelpracht, die aber sehr übertrieben wird und auf Europäer auch nicht annähernd den gleichen Eindruck machen kann. Einzelnes verdient als Kuriosität bemerkt zu werden. An dem Tore Yomei-mon ist ein Pfeiler absichtlich fehlerhaft geformt, damit der Neid der Götter vermieden wird. Also ein Ring des Polykrates! In einer Ecke des Tempelhofs Futaara Jinja steht eine Bronzelaterne aus dem Jahre 1292, die nachts öfter Teufelsgestalt annahm, bis ihr ein wagemutiger Krieger den noch sichtbaren Schwerthieb über den Deckel gab. Aufgeklärte Leute meinen aber, er sei bezahlt gewesen. Wenn man auf

einem bestimmten Punkt in einem der Heiligtümer in die Hände klatscht, dann klappert an der Decke der nachgebildete Kopf eines Drachen, der in einen dort angebrachten Teppich gewebt ist; einen Schritt weiter hört man es nicht mehr, auch wenn der andere auf der richtigen Stelle den Laut hervorruft und deutlich vernimmt. Vor den Tempeln hängen meist Glocken, an deren Strang man ziehen muß, um Buddha aufzuwecken, falls er schlafen sollte, und für den Läutenden zu interessieren. „Aber das ist Aberglaube," versicherte unser Führer, „Buddha schläft nie und sieht und hört alles." Ein sonderbarer Holzkobold mit einem Mützchen soll Kopfschmerz heilen, wenn man ihn berührt und ihm ein neues Mützchen verspricht. Aber man muß so lange daran glauben, bis der Kopfschmerz weggeht. Alles das ist es nicht, was Nikko großartig macht, sondern seine wundervollen tausendjährigen Bäume, schon weit vor der Stadt, ehe der Zug einläuft, besonders aber im Tempelbezirk. Das stimmt feierlich, wirkt hehr, erhaben. Diese großartigen Haine mit den gewaltigen Baumriesen sind die wirklichen Tempel. Ich kenne nichts Ähnliches. Kein Wunder, daß Nikko die heilige Stadt Japans geworden ist wie Benares in Indien; daß man glaubt, es mache schlechte Menschen gut und unglückliche glücklich, wenn sie dort in Andacht beten.

Nur schade, daß so viele Schlangen da sind von ungewöhnlicher Größe. In unsern zwei Nikkotagen haben wir drei erlebt. Die erste vor dem ersten Tempel. Die zweite, als wir im Auto durch die berühmte meilenlange Kryptomerienallee rollten. Sorgsam bog der Führer aus, weil es vorkommt, daß die Autoräder die Schlange von hinten in den Wagen hineinschnellen als unwillkommenen Fahrgast, denn sie beißt sofort um sich. Die dritte — ja, die dritte! Von unserem hochgelegenen Kanaya-Hotel führt ein schmaler Pfad aus runden Pflastersteinen zu dem weißschäumenden Dayagarafluß hinunter, in Windungen zwischen dichtem Gebüsch. Abends nach dem Essen wollten wir da hinab, es sah so romantisch aus; meine Frau voran in niedrigen Abendschuhen. Plötzlich blieben wir beide stehen, eigentlich ohne Grund; es war im ungewissen Abendlicht doch etwas halsbrecherisch: lieber morgen früh. Als wir am andern Tage zu derselben Stelle kamen, züngelte unmittelbar darunter eine Schlange, den Weg versperrend. Daß uns bei diesem Anblick etwas überlief, kann man sich denken. Das war die dritte.

*

Die teure Zeit und das teure Buch

Auch der Unbeteiligte weiß, daß sich unser Buchhandel in schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis befindet. Man hat gegen die Nöte, die ihn bedrängen, viele Mittel und Mittelchen angewendet. Man hat Fragen aufgeworfen, die die hundertjährige Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler längst beantwortet zu haben schien: ist der Ladenbuchhändler, der Sortimenter, der unentbehrliche und auch heute noch zeitgemäße Vermittler zwischen dem Buchkäufer und Buchverleger? Ist es nötig, daß der vom Verleger festgesetzte Ladenpreis des Buches an allen Orten und unter allen Umständen aufrechterhalten bleibt? Man hat in den Statistiken geforscht und gefunden, daß sich im Vergleich zur

Vorkriegszeit die buchhändlerischen Unternehmungen unverhältnismäßig vermehrt haben, so daß es fast natürlich erscheint, wenn nicht jeder einen genügend schnellen Umsatz seiner Ware erzielt. Die Folge hiervon war die Festlegung bedeutender Mittel auf lange Frist und im Zusammenhang hiermit eine Verteuerung des Buchs, die der Käufer mit Verdruß bemerkte, mochte sie sich auch in Wahrheit in recht bescheidenen Grenzen halten. Um den Verkauf der Bücher zu beleben, erschien es wichtig, die Mittel moderner Reklame anzuwenden. Besonders zu Weihnachten unternahmen die Buchhändler einen kräftigen Werbefeldzug. Unter anderm sah man in allen Läden und Schaufenstern ein Plakat hängen, auf dem eine reizende junge Dame abgebildet war, die, reich mit Weihnachtspaketen beladen, sich noch zu guter Letzt an das Buch als an die beste Gabe erinnert.

Dieses Plakat war von einer liebenswürdigen Bescheidenheit. Oder wäre es nicht kaufmännisch richtiger gewesen, dem Publikum wirkungsvoll und am besten mit gutem Humor einzuhämmern: Wenn du schenken willst, kaufe zuerst und vor allen Dingen Bücher, statt sich erst dann in Erinnerung zu bringen, wenn die Kauflust befriedigt und der Beutel geleert ist? Ach, man sah diesem Plakat an: Der deutsche Buchhändler ist immer noch, gottlob! und leider, ein Grübler, der über die Berechtigung seines Wirkens nachdenkt und sich am liebsten an die wenigen Erlesenen wendet, obgleich er weiß, daß er ohne die vielen nicht leben kann.

Es will uns scheinen, als ob es nicht so wichtig und aussichtsreich sei, das Angebot zu preisen, als die Nachfrage zu fördern. Wenn sich hundert Reklamefachleute mit den Trompeten von Jericho auf den Markt stellen und uns in die Ohren blasen, daß das Buch ebenso notwendig wie billig sei — es fruchtet nichts, solange nicht das Publikum sich besinnt und erkennt, daß ohne geistige Nahrung unser Geist verdorrt und unser Herz verschmachtet. Wir haben uns solange über den bebrillten Deutschen lustig gemacht, bis er in Gefahr geraten ist, das Lesen überhaupt zu verlernen. Weil so viele Menschen nicht mehr lesen können und mögen, werden so wenig Bücher gekauft. Die teure Zeit ist nur eine billige Ausrede.

Es ist auch bei den Büchern wie sonst im Leben: die stärksten und nachhaltigsten Genüsse sind die, zu denen man auf dem Wege der Entbehrung gelangt. Wer sich seine Bücherei durch die Entsagung anderer und flüchtigerer Freuden erworben hat, dem gehört sie ganz anders zu eigen als dem, der sie sich mühelos hat zusammenstellen lassen, weil er über reiche Mittel verfügt. Wie selten aber sind heut die Menschen geworden, die einen in tieferem Sinn so teuer erworbenen Schatz ihr Eigen nennen. Man kauft sich für eine Reise ein Magazin, man schenkt zu Weihnachten ein Buch, weil es so billig ist und anständig aussieht, aber man kümmert sich sonst weder um den Buchhändler noch um seine Bücher, und wenn man vor seinem Laden steht und sieht, daß ein neuer Roman fünf, ein illustriertes Werk acht oder gar zehn Mark kostet, wendet man sich entrüstet ab und wird das Geld auf andere und ungeistigere Art oft doppelt und dreifach los. Selbst den gewiß kümmerlichen und doch ehedem oft so segensreichen Notweg der Leihbibliothek beschreitet man nicht mehr.

Um wieviel Freuden betrügt sich der Mensch, indem er die Freundschaft des Buches verachtet! Um wieviel Freuden ist namentlich unsere Jugend ärmer, die grade in den empfänglichsten, begeisterungfähigsten Jahren in der übertriebenen

Furcht vor Stubengelehrtheit oder Geschmäcklertum an dem reichen Erbe der Vergangenheit, an den erregenden Schauspielen der Gegenwart vorübergeht. Sollte man nicht nach einer Zeit des schrankenlosen Individualismus wieder einmal versuchen, ob man sich und andere in geistige Zucht mit Hilfe des Buches nehmen kann? Es handelt sich nicht um den Buchhandel. So traurig es ist, Existenzen bedroht zu sehen — viel wichtiger ist, daß es um die geistige Bildung unseres Volkes geht. Wer dieser Überzeugung ist, der benutze dieses Osterfest, um trotz der teuren Zeit durch ein gutes Buch gute Leser zu schaffen.

*

Anekdoten

Die Schreckensherrschaft in der Mode.

Als sich die Pariser alte Römer dünkten, und der große Maler David römischen Heldensinn malte und als blutiger Dezemvir der Guillotine Arbeit schaffen half, wollte er auch die Mode reformieren und das echte klassische Kostüm einführen. Dieser Gedanke war fast so grausam wie ein Bluturteil, und einer seiner Freunde bat den leidenschaftlichen Künstler, wenigstens einen Pelzmantel zu dulden, denn im Dezember sei es doch recht kalt in Paris. „Friert dich am Gesicht?" fragte David, indem er seine Backen fühlte. „Das nicht," antwortete der andere. „Aber das Gesicht ist auch schon lange abgehärtet." — „So wollen wir sorgen, daß unser ganzer Leib Gesicht wird," rief David.

*

Die Erziehung der Madame Meyerbeer.

Heinrich Heine kam von einem Besuch bei Meyerbeers und traf noch auf der Treppe einen Bekannten, der im Hause des Komponisten seine Aufwartung machen wollte und ihn fragte, was für eine Frau wohl Meyerbeers Gattin wäre. „Je nun," entgegnete Heine, „es läßt sich mit ihr umgehen. Ihre Töchter haben sie leidlich erzogen."

*

Heilige Ordnung.

Im Salon der schönen Schauspielerin Charlotte von Hagn beklagte man die Nachlässigkeit, mit der die meisten Leute ausgeliehene Bücher behandeln. „In dieser Hinsicht," rief die Künstlerin, „bin ich die ordentlichste und zuverlässigste Person, die man sich denken kann: ich habe die ausgeliehenen Bücher noch alle!"

*

Vierter Klasse.

Der Fuhrherr Faber in Magdeburg, der sich während des Siebziger Krieges sehr patriotisch und wohltätig gezeigt hatte, bat sich bei dem ersten Besuch Kaiser Wilhelms in Magdeburg die Gnade aus, den hohen Herrn in einem neuen und eigens dafür gebauten Wagen fahren zu dürfen. Die Gnade ward ihm bewilligt, und er erhielt einen Orden vierter Klasse. Als der Kaiser nach einiger Zeit wieder nach Magdeburg kam, holte ihn Faber abermals ab, kutschierte jedoch stehend. Der Kaiser wunderte sich und fragte ihn nach dem Grunde. „Das tut die vierte Klasse, Majestät," entgegnete Faber, indem er auf seinen Orden wies, „die fährt stehend." Der Kaiser lachte, und Faber erhielt die dritte Klasse seines Ehrenzeichens.